UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG
PA76

Pestalozzi's

sämmtliche Schriften.

Zwölfter Band.

H 4821
6/4/99

Mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1824.

Vorrede
der ersten Ausgabe.

Leser!

Dieses Buch, das du in deine Hand nimmst, ist der Versuch eines Lehrbuches zum Gebrauch der allgemeinen Realschule der Menschheit, ihrer Wohnstube.

Das Ganze ist Stück für Stück auf die Geschichte von Lienhard und Gertrud gegründet.

Der Zweck und die Bestimmung aller aufgeführten Personen ist jetzt nur Lehre und Unterricht, und diesem Endzweck ist alles, sogar das Costüm der Personen in diesem Buche, aufgeopfert. Wenn der Vorschritt der Sacherkenntnisse der mehrern Stände durch meinen Versuch befördert wird, so wünsche ich nicht Mehreres. Uebrigens empfinde ich selbst, daß der Versuch unendlich unvollkommen, und daß er auf allen Blättern die Rohheit des Instruments zeigt, das noch Probestück und Probversuch ist.

Leser! Wenn ich dessenungeachtet deine Nachsicht in etwas verdiene oder geniesse, so schenke mir sie in folgenden Stücken.

Erstlich, daß du dich fest an meinen Endzweck halteſt und den Ton des Buches ganz nach diesem Gesichtspunkt beurtheilest, und insonderheit bey der Eigenheit der Ueberschriften und bey der Häufigkeit

der Wiederholungen beherzigest, daß das Volk seine Aufmerksamkeit nur auf das wirft, was ihm auffällt, daß nur das es ergreift, was in seinem Wesen schon in ihm selbst ligt und im Kreis seiner Verhältnisse schon durch vielseitige Anschauungserkenntnisse und Erfahrungen begründet und belebt ist.

Zweytens, daß wenn das Wort: repetitio est mater studiorum in Rücksicht auf die wissenschaftliche Bildung unsers Geschlechts wahr und bedeutend ist, so ist es dasselbe noch weit mehr in Rücksicht auf den ganzen Umfang der Bildungsmittel des wirklichen Lebens aller Stände, besonders aber in Rücksicht auf die Bildung der arbeitenden Stände und des gemeinen Volks. Ich bitte vorzüglich zu beherzigen, daß keine einzige Zeile dieses Buches für unsre Zeitleserwelt geschrieben und kein Mensch mehr als ich überzeugt ist, daß dasselbe den Zeitlesern unsrer Tage vom ersten Wort bis zum letzten unerträglich und bis zum Eckel geschmacklos in die Augen fallen wird und fallen muß. Aber ich wünsche, daß es in den Strohhütten gelesen werde, und viele derer, die darin wohnen, als aus ihrem Herzen geschrieben ins Auge fassen und als mit ihren Erfahrungen übereinstimmend ihr Herz wieder ergreife.

N. H. den 17ten März 1782.

Der Verfasser.

Vorrede
zur zweyten Ausgabe.

Dieses Buch ist dem Volk gar nicht in die Hände gekommen. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre. Der Geist, der im Zeitpunkt, in dem es geschrieben worden, in Rücksicht auf die Pädagogik und den ganzen Umfang ihrer Mittel, vorzüglich in meinen nächsten Umgebungen, herrschte, war dem Sinn desselben zu sehr entgegen. Man steigerte die Mittel des unnützen Wissens und vermehrte die Lehr- und Schulbücher, die mit dergleichen Schulkenntnissen angefüllt waren, ins Unendliche. Selbst die Kalender wurden dahin benutzt, um die Neigung des Volks zu dieser Art von Kenntnissen immer mehr zu beleben, und mein Buch hatte auch nicht einen Schatten von etwas, das dieser Zeitneigung hätte Nahrung geben können. Es lehrte das Volk nichts dergleichen; es regte nur das in ihm an und belebte nur das in ihm, was es vorher schon selbst wußte, was es sich selbst sagte und was also schon zum voraus in ihm selbst lag. Ich suchte die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse

beym Volk durch die Erweiterung der richtigen Kenntniß seiner selbst und seiner Verhältnisse solid zu begründen. Der Sinn meiner Zwecke und das Gefühl seiner Bedürfnisse mangelte der Epoche des äussern Scheinglücks, das in meinem Vaterlande und in meinen nächsten Umgebungen auf die Erziehungsgrundsätze und Erziehungsmittel im Allgemeinen, besonders aber auf die Erziehungsmittel des niedern Volks einen so verderblichen Einfluß hatte, daß der Geist und die Kraft der Schweizerischen Volksbildung, die sich hauptsächlich im Landvolk und in den niedern Ständen im Zusammenhang eines ehrenfesten, im höchsten Grad schwulst- und luxuslosen Hauslebens und einer lieb- und kraftvollen Hauszucht, mit einem höchst einfachen Schulunterricht und einer damit verbundenen, eben so liebe- und kraftvollen Schulzucht aussprach, sich in ihren wesentlichsten Fundamenten in Staub und Schatten auflöste. Seit dem hat, Gott Lob! der Taumel unsers Scheinglücks und unsrer Scheinhöhe in seinen Scheingrundfesten so vielseitige und so gewaltsame Stösse bekommen, daß seine diesfälligen Täuschungen nicht mehr den Grad des verderblichen Einflusses auf uns haben können, den sie in der damaligen Zeit auch in Rücksicht des Erziehungswesens auf uns hatten, und dessen Folgen diesfalls so auffallend nachtheilig auf uns wirkten. Die ob uns waltende, göttliche Vorsehung hat uns durch die große Lehrmeisterin unsers Geschlechts, durch Noth und

Hemmungen, dahin gebracht, den Nachtheil der schrankenlosen Neigung zum Vielwissen und zum Erlernen zahlloser Dinge, die uns in unsern Lagen und Verhältnissen unnöthig, unbrauchbar und hinderlich sind, besser zu erkennen, als wir ihn damals erkannten und erkennen konnten. Und wird mein Christoph und Else in die Hand der gemeinen, arbeitenden Stände meines Vaterlandes gelangen, so wird der Einfluß, den es auf eine solidere Bildung der niedern Volksklassen zu haben geeignet ist, ganz gewiß erkannt und das unästhetische Kleid, darin es erscheint, von der gegenwärtigen Leserwelt einer mehrern Nachsicht gewürdigt werden, als dieses vor vierzig Jahren der Fall war.

Yverdon, den 17ten März 1824.

Der Verfasser.

Ich füge dieser Vorrede noch die, unter gegenwärtigen Umständen nothwendig gewordene, öffentliche Erklärung bey.

Indem ich diesen Band meiner sämmtlichen Schriften dem Publikum übergebe, darf ich über die Schicksale, die mich eine lange Reihe von Jahren getroffen, und welche allgemein so viel Aergerniß gaben und wahrlich tausend und tausend Menschenfreunden Thränen auspreßten, nicht länger schweigen, wenn ich die große Anzahl von Menschen, die an meinen Bestrebungen thätigen Antheil genommen, in den Hoffnungen und Erwartungen, welche ich in ihnen erregte, nicht zu täuschen gefahren will.

Was seit Jahren über mich und meine Anstalt und über die Personen, denen ich den Ueberrest meiner ganzen Existenz einzig noch zu danken habe, geredet und geschrieben worden, ist bekannt; aber indem ich alles verschweige, was jetzt meine Pflicht ist, nicht weiter zu berühren, soll ich mir doch nicht versagen, dem Publikum das Resultat dieses unglücklichen Zustands mit Bestimmtheit und Offenheit darzulegen.

Gerechtigkeitsliebe und Mitleid bewog die hohe Regierung des Kantons schon mehreremal den Versuch zu machen, den unglücklichen, meine Existenz gefährdenden Schritten, die in der bekannten Anklage gegen mich, Herrn Schmid und mein Haus an hiesige Stadtbehörde ihren Ursprung fanden und Jahre lang auf eine unerhörte Weise fortgesetzt wurden, ein Ziel zu setzen. Sie versuchte es lange umsonst; endlich aber gelang es ihr durch die sorgfältige und edle Bemühung des von ihr hiefür beauftragten Herrn Regierungsstatthalters du Thon, unterm 31sten December 1823. Herrn Niederer dahin zu bewegen, den uns am 27ten März v. J. von ihm freywillig zugestellten,

aber nach drey Tagen wieder zurückgenommenen Versöhnungsvorschlag in seiner völligen Kraft anzuerkennen und als Fundament eines endlichen Vergleichs unter oberkeitlicher Auctorität zu bestätigen. Er lautet wörtlich also: „Les soussignés. Monsieur le „Docteur Henri Pestalozzi, fondateur et chef „de son institut d'éducation á Yverdon; de plus, „d'un côté Monsieur Germain Krüsi, directeur „de l'école cantonale d'Appenzell á Troghen, „Monsieur Conrad Näf, chef d'un institut de „sourds-muets, et Monsieur le Docteur Jean Nie„derer, ministre du saint Evangile et chef d'un „institut de demoiselles, et de l'autre côté Mon„sieur Joseph Schmid *), résolus de terminer „leurs différends à l'amiable et d'une manière „conforme au caractère personnel, à la dignité „et à la situation civile et sociale des personnes „agissantes, sont convenus des points suivants:"

1) „Ils déclarent comme contraires à la vérité, „á une meilleure connoissance et à une plus „intime conviction, toutes les mauvaises „interprétations, médisances et imputations „qui ont eu lieu par effet de mabentendus „depuis le retour de Monsieur Joseph Schmid „dans l'institut Pestalozzi en 1815, parti„culièrement depuis le commencement de „l'année 1816, quel qu'en soit le nom, de „qui que ce soit qu'elles émanent et les„quelles ont été divulgneés verbalement,

*) Hier ist zu bemerken, daß Herr Niederer bey Verfertigung dieses Instruments mich als ausser allem Streit mit ihm stehend, nur meinen Freund Schmid ihm gegenüber ins Auge zu fassen schien.

„par écrit et par voie d'impression. Ils „désavouent en particulier formellement „les accusations et défenses basées sur une „rélation de comptabilité non-terminée, „comme étant sans fondement et provenant „d'une erreur devenue passionnée, en tant „qu'elles offensent l'honneur et la droiture „des personnes qu'elles regardent."

2) „Les plaintes pendantes devant la Justice, „seront retirées par chaque partie, en tant „que cela la regarde. Chacune paye ses „frais."

3) „La rélation de comptabilité en contesta- „tion sera remise à quatre arbitres qui, dans „le cas de voix égales, choisiront un sur- „arbitre, qui alors décide. Chaque partie „choisit deux arbitres. Leur choix en reste „libre à chacune d'elles sans restriction. La „décision peut être publieé si on le désire."

4) „Comme il est essentiel, d'une part, que „l'harmonie des établissements dans leur „intérieur et la marche libre des personnes „qui les dirigent, ne soient pas troublées, „que, de l'autre part, les moyens existants „pour l'entreprise de Pestalozzi puissent „être employés autant que possible, Mes- „sieurs Näf et Niederer s'offrent à Monsieur „Pestalozzi pour l'avancement du but de ses „efforts, en tant qu'ils peuvent lui être uti- „les et qu'il les y invite personnellement. „Bien entendu qu'il n'est rien moins ques- „tion que de s'ingérer dans les rélations in- „térieures de l'institut Pestalozzi et celles „de sa direction, tout comme Monsieur Pe-

„stalozzi ne pouvoit jamais songer à s'ingé-
„rer dans la direction de leurs établisse-
„ments."

5) „Au cas que, relativement aux voeux et
„aux demandes de Monsieur Pestalozzi à
„l'égard des personnes ci-dessus nommées
„et de leurs établissements il dût, ce que
„nous sommes bien loin craindre, s'éle-
„ver de nouveaux malentendus et de nou-
„velles dissentions, des juges arbitres à
„nommer à Yverdon même, termineront
„ces difficultés d'après des vues franches et
„généreuses."

6) „Au cas que Monsieur Pestalozzi eût du
„scrupule à insérer tout le contenu de cette
„convention dans les feuilles publiques,
„Messieurs Krüsi, Näf et Niederer se con-
„tentent de la publication du premier point
„ou des trois premiers."

„Yverdon, le 31. Décembre 1823."

„Signé. *Pestalozzi.*" „Signé. *J. C. Näf.*"
„*Joh. Schmid.*" „*Jean Niederer*,
tant en son nom qu'au nom
de Mons. Herrmann Krüsi."

Es schmerzt mich, dieses Dokument höchst unselliger Tage und Jahre in meine Werke aufnehmen zu müssen. Aber ich kann nicht anders, indem die Natur dieses Kampfes, der von seinen ersten Ursachen an bis auf seine letzten Folgen durch einen Zeitpunkt von mehr als einem Decennium dahin wirkte, alle Hoffnungen und alle Mittel, die ich nothwendig gehabt hätte, um meine Lebensbestrebungen zu realisiren,

in mir und um mich her zu untergraben und allmälig so viel als gänzlich zu zernichten. Ich hoffe, das Publikum theile den Schmerz mit mir, daß ich mich genöthigt sehe, meine projektirte Stiftung, von der ich mir so viel Segen versprach, durch diese berührten Umstände als völlig vereitelt und mich als gänzlich unfähig zu erklären, die Verpflichtungen, die ich diesfalls mit so viel Hingebung und Aufopferung über mich genommen, wirklich erfüllen zu können.

Ich habe bis auf den letzten Pfenning des in meiner Hand gelegenen Vermögens alles gethan und alles aufgeopfert, diese projektirte Stiftung möglich zu machen. Ich habe sogar hiefür das Vermögen und die Rechte meines Sohnssohns nicht nur gefährdet, sondern wirklich geschwächt; aber mit allen meinen Aufopferungen richtete ich nichts anders aus, als meinen Kopf an einen Felsen anzustossen und in Rücksicht auf diesen Plan ohne allen Nutzen und ohne allen Erfolg bluten zu machen. Ich hätte unter den Umständen, die obwalteten, unter den Unglücken, die mich betrafen, unter den Verlüsten, die ich litt, und bey dem persönlichen Unvermögen, in welches ich mich hineingestürzt sah, diesen Plan schon vor vielen Jahren aufgeben und das thun sollen, was ich jetzt zu thun genöthigt bin, nämlich zu erklären, daß ich gegenwärtig gänzlich unfähig bin, ihn wirklich auszuführen, und in dieser Rücksicht die freywillig, aber unvorsichtig auf mich genommenen Verpflichtungen nicht weiter als auf mir liegend anerkennen kann, sondern einzig als Privatmann frey und unverpflichtet für meine Lebensbestrebungen noch zu thun gedenke, was mir diesfalls möglich seyn wird.

Meine hiesige Anstalt ist in ihrem Wesen von einer Natur, daß sie gänzlich nur unter günstigen Um-

ständen und unter Fortdauer eines öffentlichen Vertrauens hätte gedeihen können. Dieses ist durch die unglücklichen Umstände, die man nun weißt, zu Grunde gerichtet. Ihr innerer Werth ist deswegen nicht geringer; ich werde darüber auch im nächsten Band meiner Schriften entscheidendes Licht geben. Aber ich bedarf zur Forterhaltung meines tief untergrabenen Hauses Ressourcen, die ich gegenwärtig nur in meinem schriftstellerischen Verdienst finden kann. Ich muß und werde also alles thun, diese einzig mir übriggebliebene Ressource für die Fortbearbeitung meiner Lebenszwecke, so viel als mir möglich ist, zu benutzen.

Die Vollendung des vorzüglichsten Werks meines Lebens, die Fortsetzung von Lienhard und Gertrud, fordert noch zwey Theile, wovon der erste so viel als vollendet in meiner Hand ist; und mehrere kleinere Aufsätze, die zum Theil über die Geschichte meiner, in verschiedenen Richtungen die Aufmerksamkeit des Publikums verdienenden Lebensbestrebungen Licht geben, werden auch etwa einen Theil ausfüllen. Nebendem werden, nach der Anzeige vom März 1817, über die praktischen Ausführungsmittel der Idee der Elementarbildung, so weit sie in unsrer Mitte zur Reifung gebracht worden sind, folgende Bände erscheinen, deren Bogenzahl damals nicht bestimmt werden konnte: erstens, ein Band über alles, was in der elementarischen Behandlung der Zahl sich als zuverläßig brauchbar bewährt hat; zweytens, ein Band über die elementarische Behandlung der Form; und eben so ein Band über alles, was ich über die elementarische Behandlung der Sprache und anderer Unterrichtsfächer seit vielen Jahren vorbereitet und in praktischen Uebungen dargelegt in Händen habe.

Ich hoffe, das Publikum, das ein halbes Jahrhundert mit so vieler Menschenfreundlichkeit an meinen Lebensbestrebungen und Schicksalen Theil genommen hat, werde mir diese Theilnahme in Tagen, in denen ich sie für meine Zwecke nöthiger als je habe, auch weniger als je versagen.

Iferten, den 17ten März 1824.

Pestalozzi.

Erste Abendstunde.

Inhalt.

Veranlassung der Abendstunden.

Vom Unglück der Eltern, denen ihre Kinder mit Recht ihr Elend vorwerfen können.

Vom Schonen und Nichtschonen, vom Schweigen und Vorwerfen der Fehler unter Eheleuten.

Daß Fehler und Laster in ihren Folgen an Ort und Stelle gar ungleich sind.

Von Menschenkenntniß und Weltklugheit.

Vom Rechthaben, dem einzigen Troste der Narren.

Christoph, ein braver Hausvater in Thalauw und einer von den ersten Landleuten, hatte das Buch „Lienhard und Gertrud" in die Hände bekommen, und da er's gelesen, nahm er sich vor, dasselbe mit seinen Hausgenossen in einigen Winterabenden zu wiederholen.

Seine Frau Else, sein Hausknecht Joost, seine Kinder und seine Mägde waren dann allemal in diesen Abendstunden bey einer ländlichen Arbeit in der Stube, und jedermann sagte unverholen alles, wozu ihn das Buch veranlaßte. Vorher aber hatten alle dasselbe schon ganz durchgelesen und verstanden also die darin enthaltenen Ansichten zum Theil in ihrem Zusammenhange unter einan-

der und zum Theil wie sie einzeln jedem von ihnen ins Auge fielen.

Christoph selber, der so ein gutes Gedächtniß hat, daß er am Sonntag Abend des Pfarrer's Morgenpredigt von Wort zu Wort wiederholen kann, hat mir den Inhalt dieser Abendstunden umständlich vorerzählt, und ich habe, ohne etwas hinzuzusetzen, ihm alles nachgeschrieben. Denn ich wollte die herzlichen Meynungen dieser trauten, guten Leute auf keine Weise verderben, sondern sie denen, die Nutzen daraus ziehn können und wollen, ganz so geben, wie ich sie empfangen.

Erste Abendstunde.

Christoph, der Hausvater, liest den ersten Abschnitt, und sagt dann: Else, es kann für Eltern kein größeres Unglück seyn, als der Gedanke, ihre Kinder werden einst durch ihr Verschulden unglücklich, über sie weinen und trauern müssen und sich ihrer nicht mit Freude und Dank erinnern können.

Else antwortet: Ja wohl, Vater, muß es über alles, was man sich vorstellen kann, erschrecklich seyn, Kinder vor sich zu sehn, die in Noth und Elend einem Vater vorwerfen können: „wenn du diesen oder jenen Fehler „nicht gehabt, dies oder jenes Böse nicht gethan hättest, „so hätten wir Haus und Hof noch bey einander; und „jezt haben wir nichts und sind im Elend." Ach, Vater! so ein Vorwurf würde mich ins Grab bringen.

Christoph. Sey ruhig, du Liebe! ein solcher Vorwurf wird dich nicht ins Grab bringen.

Else. Gott hat auch bey der Gertrud für dieses Unglück gesorgt. Sie war so brav, und es schien sicher unmöglich, daß ihr Mann in Fehlern gänzlich verhärten konnte, die zu einem solchen Unglück führen müssen.

Joost. Es mißlingt oft auch der besten und klügsten Frau, einen verdorbenen Mann zu ändern, so wie es nicht weniger auch oft dem besten und verständigsten Manne unmöglich wird, eine verdorbene Frau zu ändern; aber dennoch ist's wahr, Gertrud scheint die seltene Gabe zu besitzen, ihrem Lienhard auf eine Weise zu Leibe zu gehn, die gerade die einige rechte ist, eines Mannes Fehler aus dem Grunde zu heben. Sonst langen gewöhnlich die Weiberkünste über diesen Punkt nur so weit, daß sie die Männer klug genug machen, ihre Fehler vor ihnen zu verbergen.

Else. Aber, Joost, was meynst du, was ist der Grund davon, daß so wenig Weiber hierin weiter kommen?

Joost. Die Ursache, denke ich, ist geradezu diese, daß sie es nicht anstellen wie Gertrud. Siehe nur, Else, sie fängt nicht mit Unwillen, mit Schwatzen und Zanken, sondern damit an, daß sie, fast über ihr Vermögen, alle Kräfte anspannt, das wieder in Ordnung zu bringen, was der Mann mit seinem Fehler zu Grunde gerichtet. Sie fängt damit an, daß sie selber untadelhaft ist! Eine Frau, die ihrem Manne, der sein Geld unnütze verschwendet, so natürlich, so ohne Stolz und Anmaßung mit Wahrheit unter die Augen sagen kann: „Ich bin um Mit„ternacht an der Arbeit, daß meine Kinder zu essen ha„ben, und ich schränke mich bis auf's Wasser und Brod

„ein, daß ich's erschwingen und erstreiten könne" — denk' Else, so eine Frau muß ja alles über ihn vermögen, so sehr er auch im Fehler steckt.

Christoph. Ja, Else! eine solche sanfte Geduld, eine solche Großmuth und stille Treue muß auch dem rohesten Menschen das Herz brechen. Sie zeigt selbst mitten in Vorwürfen, mitten in Sorgen, die ihr beynahe das Herz abdrücken, daß es sie sehr ängstigt, ihren Lieben auch nur mit einem Worte zu erzürnen. Sie harrt ohne Vorwürfe stille leidend aus, bis sie nicht mehr kann, bis ihre Thränen und ihr Jammer sie gleichsam wider ihren Willen verrathen; und eine solche Sorgfalt müßte ja einen Stein bewegen.

Else. Ja, Vater! du hast wohl recht; was aus dem Herzen kommt, geht wieder zu Herzen, und dieser Weg ist der einige rechte für ein unglückliches Weib.

Joost. Es wird dich aber jetzt auch nicht mehr wundern, warum wenige Weiber in dieser Lage nicht viel mit ihren Männern ausrichten.

Else. Hm! nicht mehr so gar.

Joost. Aber es ist ein großes Unglück, daß es so ist, und die meisten Weiber mit ihren Männern gar nicht so umgehen, wie es seyn muß, um ihnen ans Herz zu kommen; denn darum behalten auch fast immer Männer und Weiber, ein jedes gegenseitig, ihre Fehler und kränken und ruiniren dadurch eines das andere. An einem Orte zürnt das Weib, daß der Mann ein Glas Wein trinkt, weil sie aus dem Gelde lieber eine Hoffart kaufen möchte, und der Mann hängt ob der Hoffart des Weibes

das Maul, weil er lieber Wein dafür trinken würde; so aber kann nothwendig keines das andere bessern; denn dieses ist nur da möglich, wo auf der einen Seite die reine Liebe, ein gutes Gewissen, frommes Dulden dem einen Theil stille Thränen über die Fehler des andern ins Auge treibt; nur da, wo der leidende Theil seine Liebe ob den Fehlern seines Ehegenossen nicht verliert, sondern mit desto mehr Liebe und Sorgfalt zu Werke geht, je wichtiger der Fehler ist; nur da, wo der leidende Theil gleichsam jedes Wort abwiegt, daß er nicht beleidige und erzürne und das Herz des fehlenden Ehegenossen verliere.

Elise. Ich bin vollkommen deiner Meynung, und weiß dann auch, daß, wenn der Mensch das, was du da sagst, redlich und fromm thut, die Vorsehung dann auch immer Umstände und Vorfälle herbeyführen wird, welche dem Fehlenden das Herz bewegen, wie es hier dem Lienhard durch und durch bewegt und eingenommen wurde, als er seine Frau und seine Kinder in einem so entsetzlichen Jammer antraf.

Joost. Und Gertrud hat dann diesen Umstand so bedächtlich und sorgfältig benutzt, als ich es nicht leicht von einem Weibe gesehn, und dann zugleich mit einer Klugheit verhütet, daß nicht das geringste unvorsichtige Wort auch den entferntesten unanständigen Gedanken über seinen Vater ins Herz ihres Kindes bringe, daß man wohl sagen kann, ihre Manier sey eine wahre Probe von ächtem Weiberverstande.

Elise. Auch dieses, daß sie durch Beten zu der ruhigen und bedächtlichen Gemüthsverfassung zu gelangen

sucht, die ihr bey dem wichtigen Entschlusse, ihrem Manne jetzt alle ihre Sorgen zu entdecken und ihr Herz auszuleeren, so nothwendig war, zeigt, daß sie aus Erfahrung wisse, wie man innwendig seyn müsse, wenn einem gelingen soll, was man vorhat.

Christoph. Eine solche Bedächtlichkeit, einem Manne Vorwürfe zu machen, habe ich in meinem Leben nie gesehn.

Else. Aber ist Gertrud vielleicht hierin nicht zu weit gegangen, daß sie ihren Mann zu viel und zu lange geschont hat? Die Sorgfalt eines Ehegenossen, den andern zu schonen und ihn nicht zu kränken, muß gewiß auch seine Grenzen haben.

Joost. Wir wissen ja nicht, was Gertrud vorher gethan, ihn von seinem Fehler abzuhalten; also können wir nicht behaupten, daß sie hierin zu weit gegangen sey; hingegen sehen wir deutlich, daß sie wohl verstanden habe, wie weit diese Schonung getrieben werden durfte, da sie zu ihrem Manne sagte: „ich wäre nicht treu an dir und „deinen Kindern, wenn ich dir meine Sorge verhehlen „würde." Sobald die Pflichten der Treue und Sorgfalt es fordern, daß man rede, so darf man freylich nicht mehr schweigen; und das ist auch der einzige rechte Weg, um zu finden, ob man hier zu weit gehe oder nicht.

Christoph. Aber wie war es auch möglich, daß Lienhard bey einem solchen Weibe so viele Jahre lang in seinem Fehler verharren konnte? Ich einmal meynte, Else, wenn ich dich nur ein einziges mal ob meinem ins

Wirthshaus gehn so weinen sähe, ich könnte ohne Herzklopfen kein Glas Wein mehr trinken.

Elise. Du bist gut, Vater! ich weiß es wohl.

Joost. Aber, Meister! du mußt deinem armen Lienhard auch nicht unrecht thun. Du denkst gewiß nicht an die dreißig Gulden, die hintennach kommen, sonst könntest du wohl begreifen, daß er bey seinem Weintrinken auch Herzklopfens genug haben mußte. Einmal ich zweifle nicht daran, daß er hundertmal aufhören wollte, und nicht konnte. Wenn du, wie ich, das Land hinauf und hinunter gelaufen wärest, so würdest du dich hierüber weniger verwundern, und auch gelernt haben, wie die kleinsten Fehler, die ein Mensch hat, ihn so leicht an einem Orte unwiederbringlich zu Grunde richten können, wo Schelmen eingenistet sind und den Meister spielen.

Christoph. Ich wünschte deine Erfahrungen hierüber nicht, Joost! Aber, wie kommt es, daß die Oberkeiten, wo es so ist, nicht Hülfe schaffen?

Joost. Das ist gar nicht so leicht, insonderheit auf dem Lande, Meister, als es dich dünkt. Die schlimmsten Leute sind da der Oberkeit oft mehr an den Augen, als die bravsten, welche Händel und Streit scheuen und der Oberkeit wenig nachgehn; und sehr oft sind die Reichsten die Schlimmsten, und die Vorgesetzten halten es zuweilen mit ihnen. Selber auf den Schlössern gibt es Personen, die solchen Burschen das Wort reden. Der alte Arner mag auch solche Leute um und an sich gehabt haben. Es sind Hausdienste, Schreiber, Jäger, Kammerdiener und Kammerjungfern, die beym Aufstehen, beym Niedergehen, beym

Essen, beym Trinken, bey der guten und bey der übeln Laune ihrer Herrschaft immer um dieselbe sind und so ihre schwache Seite genau kennen und ihr bey gelegenen Stunden beybringen können, was sie wollen. Diese Leute sind es, unter denen landesverderbliche Bursche gemeiniglich immer einen geheimen Arm finden, der gegen baare Bezahlung den Kopf ihrer Herrschaft zu ihrem Vortheile einnehmen und wenigstens das Böse, das man von ihnen sagt, ablenken und verdrehen kann. Ja, es gibt da und dort sogar selber Edelleute, Amtleute, Vögte, die solche Schelmenbuben in schwach regierten Dörfern zu ihren eigenen Absichten wohl brauchen können, z. Ex. um Sachen auszuspioniren, die sie gerne strafen oder büssen möchten, oder selbige sogar zu veranlassen, oder auch etwa einem Pfarrer oder Vorgesetzten, den sie hassen, allen Verdruß und alles Herzeleid anzurichten. So sind es hundert Ursachen, wodurch die größten Schelmen in den Dörfern sich bey der Herrschaft einnisten, und wenn sie sich einmal eingenistet haben, sich so fest setzen können, daß es meistens eine so kitzliche Sache wird, über solche Leute zu klagen, daß es fast niemand wagt; und dann zeigt die Erfahrung zu oft, daß so ein angeklagter Dorfmeister beynahe allemal mit Ehren hinausschlüpft und seine Ankläger mit Schand und Spott dahinten stehen müssen. Denn wenn es auch noch so ein ehrlicher Mann ist, der über sie klagt, so hat er doch das halbe Dorf wider sich; ist es aber ein Schelm, so ist dann dem Beklagten erst recht geholfen, wenn er zeigen kann, was das für ein Kerl war, der ihn anklagte. Der größte Dorftyrann, den ich kenne, hat sich

hauptsächlich dadurch bey seinem Oberherrn einschmeicheln und festsetzen können, daß er das Glück gehabt, von Leuten verklagt zu werden, denen er selbst Schelmenstücke beweisen und in deren Klagepunkte er Sachen als Lügen darthun konnte. Von dieser Zeit an glaubte sein Oberherr diesen Leuten kein Wort mehr, und der Bursche setzte, ohne daß ihn weiter jemand verklagen durfte, im Dorfe durch, was er auf der Welt wollte.

Christoph. Man weiß nicht, was man in einem Dorfe Gutes hat, wo keine solche Schelmenordnung ist, und wie sehr man Sorge dafür tragen sollte, daß kein solch Unglück einreisse.

Joost. Ja wohl, wir haben Gott zu danken für unsern lieben, alten Wirth. Das ist ein Mann, wie man weit und breit keinen solchen findet. Er ist im Stand, wenn er merkt, daß etwas Ungeschicktes bey ihm vorgehn solle und etwa einer dem andern etwas Verfängliches zumuthet, Frau und Vogt und Bruder und Schwester zu berichten, was vorgehen soll. Auch wo immer von ihm gesprochen wird, hört man ihn allemal loben und rühmen. Ich habe erst gestern eine arme, fremde Frau auf der Straße angetroffen, die, so müde sie auch war, sich doch noch zwang, hieher zu kommen und hier übernachten wollte. Diese Frau sagte mir, man bekomme für seinen Kreuzer weit und breit kein so großes Stück Brod wie bey ihm, und eben darum habe sie diese halbe Stunde noch erzwingen wollen, so müde sie auch sey. Wäre ich Wirth, es würde mich mehr freuen, wenn man das von mir

sagte, als wenn man erzählte, daß Kaiser und Könige bey mir abgestiegen wären.

Else. Ich hass' die Wirthshäuser, und es könnte mir kein größeres Unglück begegnen, als wenn ich Wirthin seyn müßte. Aber so ein Lob ist doch auch etwas, daß ich nicht viel Schöneres kenne.

Joost. Um aber wieder auf unsern Lienhard zurückzukommen, mußt du auch in Acht nehmen, Meister, daß ein Handwerksmann, der meistens nicht bey Hause arbeitet und folglich auch im Essen und Trinken nicht in der Ordnung besorgt wird, mit dem Wein auch weit leichter verführt wird als ein Bauersmann, der sein Essen und Trinken alle Tage ordentlich an seinem Tische, bey seinem Weibe und bey seinen Kindern findet.

Christoph. Es ist wahr, und ich begreife es jetzt selber, der Fehler Lienhard's ist blos dadurch, daß er in Brunnal und unter Leuten lebte, welche diesem Fehler auflauerten, so wichtig geworden.

Joost. Dieser Umstand zeigt auch, was ich in andern Fällen hundertmal schon bemerkt habe, daß es eine armselige Sache ist, die Menschen so überhaupt in den Tag hinein und ins Allgemein vor Fehlern zu warnen. Wenn man nicht blind ist, so sieht man an allen Ecken, daß in den Versuchungen, die alle Fehler veranlassen, jedermann gefangen und verstrickt wird, der nicht sehr viel Kenntniß von den Umständen hat, unter denen er lebt, und nicht gar wohl zur Bedächtlichkeit und Sorgfalt in allen seinen Sachen gezogen ist. Z. Ex. hier kommt es nicht einmal in die Frage, ob der Gelust nach einem Glas

Wein an sich selber ein Fehler gewesen; hingegen aber ist es unzweydeutig, daß die Unklugheit, der Mangel an Kenntniß der Leute, mit denen er sich einließ, und der Mangel an Muth, sich, sobald er sie erkennt, von ihnen loszumachen, die eigentlichen Fehler waren, die den armen Mann und seine Haushaltung unglücklich machten; und, Meister, glaube nur, daß aus diesem Grunde tausend Menschen mit dem besten Herzen unglücklich werden, denen man nachsagt, ihr Leichtsinn sey daran Schuld, obgleich oft nichts weniger wahr ist als dieses, und sie vielmehr blos aus Mangel an Menschenkenntniß und an der nöthigen Klugheit, mit unbekannten Leuten umzugehn, unglücklich geworden. Und dieser Mangel an Klugheit und nöthiger Bedächtlichkeit, mit den Leuten umzugehn, wird im täglichen Leben immer allgemeiner, und findet sich oft bey Leuten, die sonst gar viel wissen und gar viel schwatzen können. Ich glaube, man lehre die Kinder dasjenige, was sie zu dieser nöthigen Bedächtlichkeit und Klugheit führen könnte, nicht genugsam. Und doch ist das ein großes Unglück im Lande; denn dadurch, daß dieses den Menschen so oft mangelt, entstehn die vielen Unglücke in Handel und Wandel und das tausenderley offenbare und geheime Hauskreuz, das allenthalben täglich mehr zunimmt, und dem man unmöglich abhelfen kann, wenn man nicht anfängt, in der Erziehung der Kinder mehr auf Bedächtlichkeit, Klugheit und Menschenkenntniß abzuzwecken.

Else. Man sollte meynen, etwas so Wichtiges dürfte denen, die uns lehren, was Menschen erziehn sey, nicht leicht entgehn.

Jooſt. Gewiß einmal iſt, daß oft vielerley Lehrſachen, die man den Kindern in den Kopf bringt, ſo wenig zum Hausbrauch gut ſind, als wächſene Aepfel und Birnen zum Eſſen. Es merkt auch ein jeder Menſch, der die Leute in ihren Häuſern und in ihren Wohnſtuben kennt, daß es überall zweyerley Sachen ſind, für die Schule, für die Kirche und für den Pfarrer ganz ausgelernt, und hingegen für Vater und Mutter, für Haus und Hof, für ſeine Geſchäfte und Beſtimmung geſcheid, wohlgezogen und brauchbar zu ſeyn; und es iſt gewiß ſchlimm, daß die Eltern, anſtatt ihren Kindern die Hauptſache ihres Erdenlebens, die Erfahrungen über Umſtände und Leute, mit denen ſie am meiſten beſchäftigt ſeyn werden, beyzubringen, lieber mit ihnen von Sachen aus jenem Leben, die ſie nicht verſtehen, und von Geſchichten aus dieſem Leben, mit denen ſie die Kalenderſchreiber narren, reden. Dafür aber haben wir auch ſo viele liederliche Lienhards, die übrigens wohl unterwieſen und geſchult ſeyn mögen.

Chriſtoph. Aber es wird ſpät, Elſe, weißt du noch etwas über dieſen Abſchnitt?

Elſe. Nein, Vater! nicht viel. Doch noch das, daß es bey allem, was man einem Menſchen beybringen will, ſo viel darauf ankommt, wie man's ihm beybringt, und doch wollen das ſo wenig Leute begreifen, und verderben faſt immer mit dem übeln Anbringen ihre gute Meynung und das, was ſie haben wollen und ſollen zurecht machen.

Chriſtoph. Und die meiſten ſolcher Leute, die ſo mit ihrer Dummheit alles, was ſie anbringen und an-

stellen wollen, selber verderben, dürfen dann, wenn man ihnen ihre Unvorsichtigkeit vorwirft, noch sagen: „ich hatte doch recht.“

Joost. Das „ich hatte doch recht“ war, seit dem die Welt steht, der Trost aller Narren und Schalke; und doch ist es ewig wahr, daß wer immer etwas, das er zurecht machen könnte, verderbt, nie recht hat.

Elise. Das ist wohl wahr; aber dieser Probestein wäre den meisten Leuten für ihren Verstand und ihr Herz zu gut.

Christoph. Jezt wollen wir's gut seyn lassen. Fritz! sage mir nur noch kurz, was du von dem, was wir zusammen geredet, im Gedächtnisse behalten hast.

Fritz. Einmal das habe ich behalten, daß wir einen braven Wirth und einen braven Vogt haben, und daß das an vielen Orten nicht also ist.

Christoph. Was noch mehr?

Fritz. Daß wenn Schelmen an einem Orte einnisten, sie schwer daraus zu vertreiben sind.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß wer etwas verderbt, nie recht hat.

Christoph. Was mehr?

Fritz. Daß wer Schelmen anklagt, eine schlimme Arbeit auf dem Halse hat.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß der Dienst nur halb sey, wenn jemand sagt, er solle sich von Fehlern hüten, und daß, um ihn ganz zu machen, man ihm auch zeigen müsse, wie er das könne.

Christoph. Und du, Else, was weissest du?

Else. Daß ich und noch viele Weiber nicht so gescheid sind als Gertrud, und nicht so äusserst artig mit unsern lieben Männern umgehn können wie sie.

Christoph. Weißt du nichts Gescheideres?

Else. Ae — du hörst doch das so ungerne nicht, Meister.

Christoph. Vielleicht.

Joost. Du traust dir wohl, Else, sonst hättest du geschwiegen.

Christoph. Weißt du nichts mehr, Else?

Else. Wohl. Das Unglück der Eltern sey groß, die Kinder in Noth und Elend anklagen können, daß sie Schuld daran seyen.

Christoph. Und weiter?

Else. Nichts.

Christoph. Und du, Joost.

Joost. Es fällt mir jezt auch nichts mehr bey.

Christoph. Aber ich weiß noch etwas.

Else. Was dann, Vater?

Christoph. Daß ich Gott danke, den Schloßdienst und die Schloßordnung nicht so wohl zu verstehn als Joost.

Joost. War's nur das?

Christoph. Es ist mir vollends genug.

Zweyte Abendstunde.

Inhalt.

Vielerley ungleiche Arten und Manieren, arme Leute zu verhören.

Was eine Tasse Thee Gutes und Böses anstellen könne.

Von einem Schweizerlandvogt, wie es wenige giebt.

Vom Aufschreiben und von der Hausordnung.

Worüber Kinder für die Oberkeit beten lernen, und worüber sie es vergessen lernen.

Von einem Sparhafen, von Muttertreue, vom Geldverstecken und von David's Schaubroden.

Es ist doch der geradeste Weg, im Druck und in der Noth bey der Oberkeit Rath und Hülfe zu suchen, so sehr man sich auch davor scheut, sagte Christoph, als er den zweyten Abschnitt gelesen.

Joost antwortet: Das ist so wahr und nicht wahr, je nachdem man eine Sache und eine Obrigkeit hat; einmal ich wollte es nicht allen Weibern rathen, mit Kindern auf dem Arme in die Schlösser zu kommen, und da die Herren Untervögte zu verklagen.

Christoph. Ich meyne das eigentlich selber nicht; aber doch dünkt mich, es wäre vielleicht für ein Land das gröste Glück, wenn die Oberkeiten auch von Weibern, welche im Drucke sind, und von Kindern, denen

Unrecht geschieht, ihre Klagen mit Liebe und Aufmerksamkeit annehmen würden.

Jooſt. Das hat so seine grossen und vielen Schwierigkeiten. Amtleute, die so leicht jedermann Gehör geben wollen, müssen ihre Leute und deren Rechte äusserst wohl kennen; sie müssen an ihrem Platze mit Kopf und Herz ganz Meister seyn, und niemand, der unter ihnen steht, allzusehr lieben, und noch weniger fürchten oder nöthig haben. Wo das nicht ist und wo Edelleute und Amtleute, ohne genug Klugheit, Geschäftskenntniß, Muth und Unabhängigkeit zu besitzen, dennoch jedermann, der etwas anbringen wollte, wie Arner, der Länge und der Breite nach abhören wollten, so würden sich unfehlbar alle Tage aus jedem Weibergewäsche lauttönende Rechtshändel anspinnen lassen, deren lächerliche und schändliche Ausgänge das Elend und Unglück, das im Lande ist, sicher noch verdoppeln würden. Dieß geschieht auch nicht selten, daß gute, aber schwache Herren, bey angehenden Regierungen *), in diesen Fehler verfallen; das End vom Lied aber ist meistens dieses, wenn sie einige Zeit von Klägern und Beklagten mißbraucht und irregeführt wor-

*) In der Schweiz wechselten die Regierungen der Amtleute, welche Landvögte hiessen, gewöhnlich alle sechs Jahre; die meisten Gerichte im Lande wurden mit Männern besezt, welche die Studien, die ihre Stellung erforderte, nicht hatten; die Landschreiberstelle war lebenslänglich und ihr Einfluß, unter diesen Umständen, bleibend und hie und da willkührlich.

worden, so werden sie nach und nach so müde, daß sie endlich selbst vor dem Klopfen an der Audienzstube erschrecken, und in der Annahme von Klagen so behutsam werden, daß Weib und Kind von selbst bey Hause bleiben. Es muß ein Mann seyn, wie man ihn selten findet, auf den Weib und Kind im Lande sich wie auf einen Vater verlassen und bey ihm ohne Gefahr ihr Herz über alles, was sie drückt, ausleeren dürfen.

Else. Ja, es muß ein Himmel auf Erde und die größte Freude seyn, unter einem solchen Herrn zu wohnen.

Joost. Es verstehen diese Art, mit dem Volke umzugehn, wenig Menschen; aber die, so es verstehn, sind eigentliche, geborne Obrigkeiten und Amtleute, und können, wo sie immer angestellt sind, mit dem Volke alles ausrichten, was sie wollen. Viele hundert andere, sonst gute Richter hätten Gertrud für einmal auch alles klagen lassen und sie mit aller Geduld abgehört, aber dann am Ende zu ihr gesagt: „Gute Frau, dein Mann sagt „jetzt das, aber du mußt denken, er ist Parthey; der „Vogt wird auch etwas anzubringen haben, und ich bin „Richter, ich muß ihn auch anhören.“ Ja, die meisten von ihnen hätten ganz gewiß noch die herzabdrückende Bemerkung beygefügt: „Wenn du und dein Mann das „nicht beweisen können, so kommt ihr in große Ver„legenheit, wenn auch schon etwas daran wahr wäre; „darum gewahrt euch, was ihr thut, und hütet euch.“ So hätten hundert der besten gemeinen Richter der guten Frau geantwortet, ohne daß ich's ihnen im geringsten würde verargen können. Denn wahrlich ihrer hundert

hätten im Ernst und in der Wahrheit nicht abgesehn, wie und wo sie dem Elend abhelfen können, ohne daß die Klage vorher bewiesen wäre. Andere schlechte Beamtete, die mit Leuten, wie der Hummel einer ist, gut gestanden wären, hätten sich kürzer gefaßt und gesagt: „Das steht „einem braven Weib nicht an, mit einem neugebackenen „Kind im Land herum und den Schlössern nachzuziehn; „ich kenne euern Untervogt auch; er ist in vielen Stücken „ein trefflicher, brauchbarer Mann. Wenn aber du oder „dein Mann eine Klage gegen ihn haben, so wißt ihr „ja, wann Rechtstage im Lande sind; da könnt ihr sie „in aller Form und Ordnung anbringen, und man wird „dann darüber erkennen, was recht ist."

Else. So ist dann der Unterschied doch entsetzlich groß, wie eine klagende, arme Tröpfin in den Schlössern auf- und angenommen wird.

Joost. Du wirst doch nicht glauben, daß alle Junker den armen Bauersfrauen, die ihnen etwas klagen, Thee und Milch anerbieten sollen.

Else. Nein, so gar närrisch bin ich doch noch nicht, Joost.

Joost. Du thust ihm recht, Else. Es gibt Junker, die eigentlich meynen würden, ihre Theeschale wäre vergiftet, und die eher Hunde und Katzen daraus trinken ließen, als eine Bauerfrau.

Christoph. Das mögen mir aber Junker seyn, die einem Arner nicht genug wären die Schuhriemen aufzulösen. —

Joost. Das ist wahr. Denn solche Handlungen,

wie diese — der Gertrud so etwas, das man selber genießt und das eben bey der Hand ist, zur Erquickung zu geben, und doch das, was allem Volk im Land das Herz abgewinnt, und es für seine Obrigkeit einnimmt; und es ist gewiß, wenn man das thut und erhaltet, so thut man dem Lande mehr Gutes, als wenn man Streithändel nach allerlei künstlichen Formen und Ordnungen, links und rechts lange herumdreht, und denn endlich ausmacht. —

Christoph. Es ist, wie du sagst, eine solche Handlung, wie diese ist, kann z. B. hundert Menschen aufmuntern, Hilfe und Rath bey einem Herrn zu suchen, den sie sonst nicht anreden dürften, und ebenso hundert Bösewichter von ihren Streichen abhalten und behutsam machen, die an Oertern, wo die Obrigkeit keine Klage, als auf Stempelpapier und am Audienztag bey gesessenem vollem Verhöre aufrichtet, gar nicht behutsam sind.

Joost. So ein Mann, wie Arner, wird einmal immer allen Leuten im Land das Herz gewinnen, und ein jedes Volk in der Welt wird einem solchen Herrn für einen Vater und eine solche Oberkeit für eine väterliche Oberkeit erkennen, und wo das ist, aber auch nur da, wo das ist, fühlt ein Volk, bis in die niederste Hütte hinab, daß es ein Vaterland hat und gibt in jedem Fall, wo es Noth thut, Gut und Blut für's Vaterland gerne dahin.

Else. Einmal du, Joost, wenn dir unser Junker nur so treuherzig die Hand reichte, er möchte denn fodern, was er wollte, du würdest ihm durch Feuer und Wasser laufen.

Joost. Das denk ich. —

Elſe. Und, du, Friz! was würdeſt du wohl thun, wenn dir der Junker einmal ſo ein Geſchenk machen würde, wie Arner den Kindern der Gertrud?

Friz. Ich weiß nicht, Mutter! was ich ihm in meinem ganzen Leben dafür thun könnte.

Chriſtoph. So brauchte es doch auf eine Art ſehr wenig, das Volk zu Allem, was die Obrigkeit will, mit dem beſten Willen hinzubringen. Aber es iſt traurig, daß ſo viele Beamtete hie und da lieber eine Kleinigkeit aus dem Geldſeckel des Volks erhaſchen, als das Volk ſelbſt ſich mit Leib und Seele und allem, was es hat, verbinden und anhänglich machen wollen; und eben ſo traurig iſt es, daß hie und da Amtleute, die zwar Geldhalber nichts Ungerechtes vom Volk wollen, den guten Willen deſſelben aus Unfreundlichkeit, Nachläßigkeit und Hochmuth verlieren?

Jooſt. Das ſteife Weſen der Formalitäten, die auch in unſerm Land anfangen, ſich zwiſchen der Obrigkeit und dem Volk wie eine Wand und eine Mauer feſtzuſetzen, macht, daß Oberkeit und Volk auch nie gegen einander ſtehen wie Menſch gegen Menſch, und Leute, die in gleichem Schiff fahren, ſondern immer nur, wie zwei Parthien, die ſich nie ganz einander vertrauen, und auf eine Art ſich vor einander fürchten, und gegen einander auf der Huth ſind, iſt meiſtens Schuld, daß das Land von den Oberkeiten, und die Oberkeiten vom Land oft auch ſo gar viel weniger Nutzen und Freude, und Gutes ziehen, als ſie könnten und würden, wenn es anders wäre, und die Schweizer-Einfachheit, die ehemals zwiſchen unſern ober-

keitlichen Personen und dem Volke statt hatte, sich noch mit unsern Sitten, Gebräuchen und Anmaßungen vertragen würden.

Christoph. Arner besaß diese hohe Einfachheit der Vorzeit unserer Väter im höchsten Grade. Wenn des Mäurers Frau völlig seines Gleichen gewesen wäre, er hätte nicht mehr Antheil an ihrem Leiden nehmen können, er läßt sie ihre Noth von vorne bis hinten erzählen, er hört das, was nicht zur Sache gehört, so geduldig ab, als das, was die Hauptsache ist, er läßt sie völlig reden, wie sie kann und mag, und wie es ihr ums Herz ist, da jetzt bald jeder obrigkeitlicher Thürsteher nur in guter Form und Ordnung und nur mit drei oder vier Worten von einem klagenden Menschen, der nur aus dem Volke ist, berichtet seyn will.

Joost. Dieses Neumodische sich nur mit drey oder vier Worten berichten zu lassen, wird nach und nach die Oberkeiten über die Ursachen alles dessen, was sie in Ordnung bringen sollten, völlig blind machen. Denn so lang die Welt stehet, war Abhören, so viel man kann, und Nachforschen, so viel man kann, immer die größte Regententugend, und in Ewigkeit wird der, der nicht geduldig anhört, keiner Sache aus dem Grunde helfen lernen; auch wäre Hummel ganz gewiß noch lange Vogt und Teufel im Dorf geblieben, wenn das erste Wort des Arners zu Gertrud gesagt gewesen wäre, fasse kurz, was du willst, und sein zweites, das — und das — und das — gehört jetzt nicht zur Sache. —

Christoph. Es ist in der Welt nichts so gewiß

als dieses, daß, bey sehr vielen Berichten, die Nebensachen einen weit leichter auf den Grund führen, was an der Sache sey, als die einseitige und von den Nebenumständen abgerissene Darlegung einer eingeklagten Hauptsache; denn auf diese ist man gemeiniglich zum Voraus so wohl bedacht, daß hierinn selten jemand verirret; und es ist überhaupt sicher, daß alle Oberkeiten, die mit ihren Unterthanen wie mit Menschen umgehen, die sie lieben, und die vor ihnen so reden dürfen, wie's ihnen ums Herz ist, aller Wahrheit, allem Rechten und allem, was dem Lande nützlich oder schädlich ist, ohne Vergleichung geschwinder auf die Spur kommen, als die, so das nicht thun.

Joost. Es wohnt etwa 8 Stunden von uns ein Landvogt auf einer kleinen Herrschaft, der das vortrefflich versteht, und der mich sehr oft an unsern Arner mahnet. Man sähe ihm nicht an, wenn man mit ihm redet, daß er eine Oberkeit ist — und doch fürchten ihn seine Beamteten und alles, was in der Herrschaft den Kopf hoch trägt, mehr als sie noch keinen Landvogt gefürchtet haben, aber er spürt seinen Bauern auf ihrem Herd und auf ihrem Mist noch mehr als in der Audienzstube, nach; auch hat er in einem Monat mehr gelernt, wie es um ihr Herz und um ihr Leben stehe, und wo er mit ihnen zu Hause sey, als sonst der gescheideste Amtmann, der eher in seinem Schlosse gern allein ist, und es hasset, mit einem Bauern unter vier Augen zu reden, in seinem ganzen Leben lernen und erfahren wird.

Christoph. Ich habe auch schon von diesem Landvogt gehört.

Jooſt. Ich denk's wohl, das ganze Land iſt voll von ihm, es kann aber auch nicht anders ſeyn; denn er macht alles anders, als es vorher der Brauch war. Er erlaubt z. E. faſt niemals einem Kläger geradezu das Recht zu gebrauchen, ſondern gehet mehrentheils ſelber an Ort und Stelle, wo Kläger und Beklagte zu Haus ſind; läßt beide auf dem Platz, wo ihre Streitſache iſt, vor ſich kommen, und redet mit ihnen ganz wie ein anderer Nachbar, der ihnen beiden gleich gut iſt, und gern Frieden unter ihnen hätte; Er läßt ſich Erläuterung geben, giebt wiederum Erläuterung. Er ſetzt den, der etwas unrichtig anſiehet, in Stand, ſeinen Irrthum zu erkennen, und läßt den, der ſeine Anſprache zu weit treibt, empfinden, daß unnachbarlicher und unfreundlicher Gebrauch ſeines Rechtes, Unrecht und nur das Thun ſchlechter Leute ſey; ſo gelingt es ihm faſt immer, die Streitigkeiten ſeiner Leute durch ſolche Augenſcheine in Ordnung zu bringen, ehe er als Richter die Klage davon abgenommen; und vorher war es etwas ganz Unerhörtes, an einen Augenſchein zu gedenken, bis ein Rechtshandel zuerſt in der Audienzſtube hundertfach gekennet, gebläuet, verdrehet und verflochten worden.

Chriſtoph. Das iſt wohl ein guter Landvogt.

Jooſt. Es ſehens doch auch nicht alle Leute ſo an; z. E. der Wirth in ſeinem Dorf will ſein Wirthshaus verkaufen, weil er ihm ſein Einkommen verderbe; und das iſt wahr; wo er immer merkt, daß jemand eben aus dem Wirthshaus zu ihm kommt und ſchon ein Glas Wein im Kopf hat, ſendet er ihn mit dem Bericht weiter, er

sehr Wirthshausbuben nicht gerne im Schlosse, und gebe niemand, der besoffen zu ihm komme, einige Antwort. Hiemit hat er es dahin gebracht, daß seine Bauern vor dem Wirthshaus vorbeistreichen, wie wenn ein Gespenst darin hause, und die Spieler und Jäger, Wildschützen, und Bettler lehrt er, wenn es Gelegenheit dazu gibt, oft ganz unbarmherzig Arbeit zur Hand nehmen und Hausordnung lieb haben. —

Christoph. Das ist mir ein ganz eigener Mann!

Joost. Ein ganz eigner Mann ist er, das ist wohr; er ist z. E. im Stand, auf einem Spaziergang oder auf der Jagd, im Holz und Feld bei seinen Bauern abzusitzen, und, wenn sie ihn nicht kennen, mit ihnen über die Ordnung in der Herrschaft und über den Landvogt selbst zu schwatzen, daß es eine Lust ist, und er redet so gemein, daß Weib und Kind ihm über alles antworten, was er fragt. Erst auch hat ihm ein Bauer, da er so unbekannt mit ihm und seinen Mädern schwatzte, von seiner Morgensuppe angeboten, er saß auch ohne anders zu, aß mit ihnen, und hatte dann seine Herzensfreude, den guten Leuten, die inzwischen allerlei mit ihm geschwatzt, ein paar Thaler zu geben, und ihnen dann zu sagen, wer er sey. —

Christoph. Aber du könntest bis Morgen von diesem Manne erzählen, und wir müssen doch bey unserm Lienhard und Gertrud bleiben. —

Else. Ja: wirklich, ihr Meister! Ich dachte es schon lange, ihr thätet besser, ihr redetet von Sachen, die

für unsere Wohnstube gut sind, als immer von Sachen, welche Audienzstuben und größere Leute angehen.

Joost. Was einem doch die Weiber immer für Wahrheiten sagen!

Else. Und die Männer uns gar viel von Wahrheiten schwatzen, die uns nichts angehen.

Joost. Nun, damit du zufrieden seyest und wir zu unsrer Gertrud zurückkehren, wie gefällt dirs, daß sie so einen geheimen Sparhafen hat?

Else. Daß du mich fragest, Joost? So wie sie ihn anwendet, wirds so übel damit nicht seyn; und überhaupt dünkt es mich, es sey zuletzt noch immer besser, die Weiber verbergen den Männern Geld, das sie im Säckel haben, als Schulden, die sie machen, wenn der Säckel leer ist. —

Christoph. Wenns Ernst gilt, von der Sache zu reden, und ich auch ein Wort dazu sagen darf, so ist eigentlich keines von beiden recht; überhaupt darf eine Frau weder ihr Geld noch ihre Schulden ihrem Mann verbergen, der Fall ausgenommen, daß sie einen Mann hat, der vollkommen so liederlich wie Lienhard, sie hingegen selber vollkommen so brav ist wie Gertrud, und die Umstände vollkommen so betrübt und dringend wie diese; in diesem Fall möchte ich dann aber auch nicht sagen, daß es Unrecht wäre.

Else. Der Meynung bin ich auch völlig. Die Umstände machen zuletzt in der Welt fast alles aus; das war vor mehr als tausend Jahren bey Davids Schaubrodten wahr, und ist gewiß auch bey dem Geldverstecken der

Gertrud wahr; so wie sie's that, ist's wahrlich himmelschön; denn das heißt etwas, Mangel und Noth, und Elend Jahrelang tragen, und Hunger leiden, und Kälte und Blöße; und das Geld seiner Kinder in Händen haben, und es nicht angreifen, und um keinen Heller schwächen, das ist Muttertreu, Christoph, mein Lieber! große Muttertreue!

Christoph. Ja, Mutter! das wäre auch Vatertreu, große Vatertreu, aber wenig Männer würden diese Probe aushalten.

Joost. Und diese Muttertreu ist es dann auch gewiß, was Arnern so gar für sie eingenommen hatte. —

Christoph. Man müßte kein Mensch seyn, wenn einen so etwas nicht einnehmen würde, und dann kam noch das Erröthen ob ihrem braven, braven Zedler dazu.

Else. Auch das war viel. Es ist wohl unerhört für eine Bauernfrau, so viel Ordnung und Rechnung zu halten. —

Christoph. Ja, Else! Man ist's unter den Bauersleuten noch wenig gewohnt, alles ordentlich und richtig aufzuschreiben; wir selbst sind hierin auch nicht gar so genau; wir trauen einander hier im Haus, und schreiben dies und jenes nicht auf, wie's in den Städten und Schlössern, wo gute Ordnung herrscht, der Gebrauch ist. Es ist uns zwar bis jetzt, Gottlob! weder wenig noch viel auf die Seite gekommen; aber doch hat man's nie so ganz richtig, wie wenn alles, Großes und Kleines, ordentlich aufgeschrieben wäre; und es wird bey den Diensten und bey allen Leuten, mit denen man's zu thun hat, je län-

ger je schlimmer, mit Treu und Glaube; darum wird's auch je länger je nöthiger, alles genau und ordentlich aufzuschreiben.

Else. Du mußt das nicht vergebens gesagt haben, Vater! Ich will mir Gertrud zum Beyspiel nehmen, und in Zukunft muß mir ganz gewiß alles im Haus, Großes und Kleines immer aufgeschrieben werden; wenn's auch nur wäre, die Kinder an diese Ordnung zu gewöhnen.

Joost. Du hast recht, Else! und kannst nicht glauben, wie ein Mensch, der alles genau aufzuschreiben, und in Ordnung zu halten gewohnt ist, in der Welt allenthalben so unaussprechlich leichter fortkommt, als der, so das nicht gewohnt ist.

Else. Das ist mir sehr wichtig. —

Christoph. Aber wir haben doch die Hauptsache in diesem Abschnitt vergessen. —

Else. Und was ist denn dir?

Christoph. Daß der arme Mäurer seiner Frau es mit den dreißig Gulden bekennet und sie dadurch in den Stand gesetzt hat, Hülfe und Rath zu schaffen; denn ohne das hätte die gute Frau, was sie auch immer gethan und vorgenommen hätte, nichts schaffen können.

Joost. Das ist wahr; und man kanns immer für das größte Unglück in einem Hausweſen ansehen, wenn Eheleute einander etwas verschweigen, das ein fressender Schade ist; man mag verwickelt oder in Unordnung seyn, wie man will, wenn man nur Muth fasset, unverholen einander die Wahrheit sagt, so kann man, es mag stehen, wie es will, das Uebel am rechten Fleck doch angreifen,

und zuletzt kommt man immer auf diese oder jene Weise zur Ordnung und zur Ruhe. — Aber mit dem Verhehlen, Verläugnen, Halbsagen, den Schaden bedecken wollen, mit Furcht und Muthlosigkeit, mit Zögern und Warten kommt nie nichts heraus, als daß man den Schaden immer größer macht, sich ein ganzes, langes, mühseliges Leben durchquält, und zuletzt ohne alle Hülfsmittel verloren geht, und es ist keine unglücklichere Sache und keine größere Dummheit in der Welt, als wenn man sich aus Furcht vor Bösewichtern oder Blutsaugern, denen man unter den Händen ist, lange von ihnen herumschleppen läßt; denn es ist nichts so gewiß, als was Gertrud sagt, sie richten den Furchtsamen, der schweigt, zehnmal gewisser zu Grunde, als den, der das Herz in die Hand nimmt, es waget, sich gegen sie stellt, klagt, und zeigt, wie er es mit ihm habe. —

Christoph. Aber er war doch ein Tropf, daß er, da nun das Geheimniß einmal heraus war, nicht selbst zu Arner wollte, und so gottserbärmlich seine Frau dahin zu gehen bat.

Jooſt. Nein doch! er hatte Recht. Er war im Fehler, und konnte nicht gehen, es war ein höchst schlehes Ding! und es wären immer hunderte gegen eins zu setzen, ein Mann wie er, mit einer Klage wie seine, müßte vor einer jeden Oberkeit zu kurz kommen, und man muß da gerade heraus sagen: Es ist gar nicht sicher, daß der Mäurer mit seiner Klage den gleichen Eindruck wie Gertrud mit der ihrigen beym Junker gemacht hätte. Es fällt auf, daß es der hohe Charakter der Gertrud selbst

war, der Arner zu seinem zutrauungsvollen Benehmen brachte. Ein Mann, wie der Mäurer war, hätte beynahe bey jeder Oberkeit mit seiner Klage zurückstehen und sich noch lange vom Vogt das Blut unter den Nägeln herausdrücken lassen müssen. Solche Dorftyrannen haben auf der Welt keinen sicherern Griff auf einen armen Tropf, der unter ihren Klauen ist, und sich sträuben und gegen sie klagen will, als wenn sie sich kaltblütig auf's ganze Dorf berufen können, daß der Bursch ein schlechter Kerl seye; und diese Antwort hätte der gute Lienhard bey jeder Klage blitzschnell auf dem Hals gehabt —; er hat's auch vollkommen wohl begriffen, was auf ihn warten würde.

Christoph. Aber dafür mußte sich der arme Tropf auf eine Art vor seiner Frau erniedrigen, die keinem Ehemann, der ein Ehrenmann ist, anstehn würde; einmal ich würde mich ins Herz hinein schämen, dich, Else, für was es immer wäre, zu einer Oberkeit zu schicken, und dann noch dich so dafür bitten zu müssen.

Else. Es ist gerade eben so gut; ich würde dir auch nicht hingehn.

Christoph. Das glaub' ich dir herzlich gern.

Jooss. Es ist immer ein Unglück, wo ein Mann seine Frau um etwas bitten muß, das ihn so weit herabsetzt; wenn Gertrud nicht eine so herzgute Frau gewesen wäre, so wäre es Lienhard gewiß hernach übel bekommen, daß er ihr hierin so viel zu danken hatte. Weiber, wie die meisten sind, vergessen nur gar zu leicht, daß sie im Hause nur die Weiber, und nicht die Männer seyn sollen. Es ist vielen von ihnen wie angethan, sich im Hause ein

Ansehen zu geben, das ihnen nicht gebührt, und bey dem die Männer, so sehr die Weiber ihnen die Pillen zu verzückern suchen, dennoch immer in der Hauptsache zu kurz kommen. Das Hauptübel aber in diesem Falle ist, daß Kinder und Dienste in Haushaltungen, wo es so ist, zu den vielerley Arten von Fehlern und Untugenden gereizt werden, die allenthalben statt finden, wo der Mann nicht Mann, und das Weib mehr als Weib ist.

Christoph. Das alles mag so wahr seyn als es will, so kann doch niemand denken, daß Gertrud den Dienst, den sie ihrem Manne beym Junker gethan, ihm je auf eine Weise werde entgelten lassen.

Joost. (hastig) Aber zeig' mir ein Weib in Kayfers Land, von dem du das eben so sicher als von Gertrud sagen könntest.

Christoph. Joost! ich will dir eins in meiner Stube zeigen.

Else. Getraust du dir das, Vater.

Christoph. Zweifelst du, Else?

Else. Gott vergamme die Probe!

Christoph. Das wird er wills Gott! aber du bist mir nicht minder lieb — und für mich nicht minder brav als Gertrud für ihren Lienhard.

Else. Das ist viel!

Christoph. Ja, wenn du mir nicht recht lieb und nicht recht brav wäreſt, ich würde das nicht sagen. Gertrud ist wirklich eine ausserordentliche Frau. Sie ist allenthalben, bey der Oberkeit sowohl als in ihrer Wohnstube, gleich brav für ihren Mann. Es ist so schön und

geht einem ans Herz, wie sie heimgieng und ihre Kinder lehrte, alle Tage Gott im Himmel für den Oberherrn, der ihnen Gutes gethan, mit eben den Gefühlen und eben der Herzenserhebung zu beten, mit denen sie für Vater und Mutter, die ihnen alle Tage Gutes thun, beten.

Jooſt. Es iſt wahr, ſie iſt auch hierin ſich ſelbſt gleich. Aber mir fiel hierin beſonders auf, daß der Einfluß, den Arner's Thun hierin auf ſie hatte, beweist, in welch einem hohen Grad die Hülfe, der Rath und der Beyſtand, den das Volk bey einer guten Oberkeit findet, geeignet iſt, das Herz deſſelben zu den reinſten, kindlichen Geſinnungen und damit zu den Fundamenten einer unauslöſchlichen, ewigen Treue und Dankbarkeit zu erheben. Denn ſo viel Gutes wir immer von Gertrud wiſſen, ſo hätte es ohne Arners Gutthat doch noch lange gedauert, bis ſie dahin gekommen wäre, ihren Kindern über den Stand der Oberkeit und den Genuß, ſo das Volk von ihr hat, Lehren zu geben, ihr Herz von ſich ſelbſt und von freyen Stücken auſſer dem Kreis ihrer Wohnſtuben herauszuführen und zur Empfindung von Bürgerpflichten und Bürgerfreuden, und zu dem Gedanken emporzuheben, in der Gebetsſtunde, Eltern und Oberkeit, als gleichen Wohlthätern der Menſchheit, Lob und Dank zu ſagen. Denn natürlich zu reden, zeigt ſich daraus, daß ſie an dieſem Tag angefangen, für ihren Oberherrn zu beten, ganz deutlich, daß ſie es vorher noch nicht gethan hat.

Elſe. Ich möchte alle oberkeitlichen Perſonen in der Welt zu dieſem Herzenstiſch der Gertrud und zu ihren frommen Gebetsſtunden führen, und ihnen die guten Kin-

der zeigen, wenn sie mit Thränen in den Augen und mit den Geschenken des Junkers in ihren Händen, an ihre Oberkeit als an einen Schutzengel, der ihnen so viel als Vater und Mutter ist, denken! Wüßten doch alle oberkeitlichen Personen, was eine mit persönlicher Liebe und Theilnahme verbundene Wohlthat von ihnen in der Hütte des Armen für seelerhebende Folgen haben kann, sie würden ihre Wohlthaten geradezu aus ihrer Hand in die Hand des Armen legen!

Jooſt. Es ist wahr, man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was es für ein Unterschied ist, zwischen Wohlthaten, welche eine obrigkeitliche Person durch die Untervögte, Weibel, und selbst durch Pfarrer austheilen läßt, und zwischen denen, die sie selber in die Hand des Armen, Leidenden legen.

Christoph. Fritz, werde schlauer, was dich diesen Abend das Wichtigste dünkt.

Fritz. Daß die Menschen es nicht von sich selbst lernen, recht und eingründig für die Oberkeit zu beten, sondern vielmehr bey Anlaß der Gutthaten, die ihnen die Oberkeit thut und die ihnen ans Herz gehen.

Christoph. Was mehr?

Fritz. Daß eine Kleinigkeit, wie eine Tasse Thee, ein Glas Wein, und so was in einem ganzen Dorf einen sehr großen Einfluß auf die Treue und Liebe der Unterthanen haben könne.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß Ordnung halten und Aufschreiben lernen einem durch die Welt helfe.

Chri-

Christoph. Weiter?

Fritz. Daß Nebensachen Licht geben können, wie Hauptsachen; und daß, wer einem Klagenden helfen will, ihn geduldig abhören muß.

Christoph. Und du, Else, was weissest du?

Else. Daß ich Gott danke, daß ich keinen Mann habe, dem ich den Sparhafen meiner Kinder verbergen muß; daß ich dir ihn aber auch gewiß verbergen würde, wenn du so ein Lienhard wärest.

Christoph. Und dann —

Else. Daß die größte Elterntreue sich im Unglück zeiget, und daß eine Frau, die einen braven Mann hat, kaum in Fall kommen kann, eine Probe davon, wie Gertrud, zu geben.

Christoph. Und du, Joost, was weißt du noch?

Joost. Daß deine Else dir auch vor alle Oberkeiten laufen würde, wenn's Noth thäte, wenn sie schon nein sagt.

Christoph. Und dann?

Joost. Daß auch ich einem Herrn, wie Arner, durch Feuer und Wasser laufen würde. —

Christoph. Und dann?

Joost. Daß von Angesicht zu Angesicht mit einander reden etwas ganz anders ist als durch einen Drittmann.

Christoph. Weiter.

Joost. Daß oberkeitliche Personen ihre Liebe zum Volk ihm so viel und oft sie könnten, von Angesicht zu Angesicht zeigen, und ewig nie durch Wohldiener, die sie umschwärmen, an dasselbe gelangen lassen sollten.

Christoph. Weiter.

Jooſt. Daß Wohlthaten, die gedrückte, leidende Perſonen aus der Hand oberkeitlicher Perſonen ſelber erhalten, einen unausſprechlich ſegensvollen Eindruck auf ganze Haushaltungen und durch ſie auf ein ganzes Dorf machen können.

Dritte Abendſtunde.

Projekt zu einem Signalement.
Ob die Türken ihren Sklaven Naſen und Ohren abhauen.
Von den Dorfwirthen und denen, ſo ihnen ſchuldig ſind.
Von der Seltenheit des Löwenmuths bey armen Weibern.
Daß die Laſter der Menſchen dumm machen.
Was der Schelmen Verſtand ſey, und was er nicht ſey.
Von Ehrbewahrnißſcheinen, aus den Canzleyen, und
Von guten Leumden ſelber.
Von Weiberthränen.
Von Lügen und Ausflüchten.
Vom Vogelfangen.
Vom Zeugnißgeben.
Vom Elend eines Gefangenen im Wirthshaus.
Vom Vielwiſſen eines Bauernknechts.
Vom Wenigwiſſen ſeines Meiſters, auch wie ſie ſich beyderſeits tröſten.

Als Christoph den dritten Abſchnitt geleſen, ſagte er: So ſollte man alle ſeines Gleichen abzeichnen und ſie

so kenntlich abmahlen, daß sich jedermann vor ihnen segnen und behüten, und sie wie Leute, die von der Pest angesteckt sind, fliehen würde.

Und Jooſt antwortete: das ist wahr; und wenn sie recht getroffen, so sollte man sie allenthalben, besonders an die Wirths- und Schenkhäuser anschlagen und mit großen Buchstaben unter die Zedul schreiben: „Das sind Sie„chen, die einen jeden, den sie anrühren, mit „unheilbaren Krankheiten anstecken.“

Christoph. Aber, Jooſt, wer sollte wohl solche Signalements in den Dörfern anschlagen? die Dorfvögte und Weibel, die sonst solche Zedul anschlagen, werden es nicht thun wollen: Sie sind hie und da die ersten Dorftyrannen selber, und wo sie es nicht sind, sind sie ihnen doch nahe verwandt. Aber, Jooſt! du könntest das Signalement von ihnen am besten machen; du kennst sie, ich weiß es, durch und durch. Du hast einmal bey einem Hauptschelmen dieser Art gedient.

Jooſt. Sie sehen einander in der Hauptsache fast alle gleich, und sind so viel als alle eben so, wie der Vogt im Buch abgemahlt dasteht.

Christoph. Ich weiß das wohl; aber ich weiß auch, daß das, was du von ihnen weißt, sie noch viel deutlicher bezeichnet. Erzähle uns nach deiner Art, wie du diese Bursche erfahren.

Jooſt. Wenn es seyn muß, so kann ich's wohl. Sie lauern allenthalben, sey es bey Hause oder ausser demselben, wie die Katze auf Mäuse und Vögel, wo sie besonders arme und unglückliche Leute in ihr Netz bringen

und erhaschen können. Sie haben auch beym Anpacken, wo etwas zu gewinnen ist, eine Gewandtheit, wo ihnen nicht leicht etwas entwischt. Sie wissen aus allem Vortheil zu ziehn; wenn's überschwemmt oder wenn's brennt, wenn's Krieg ist oder Viehpresten, wenn du eine Hochzeit hast oder eine Leiche, sie wissen aus allem ihren Kreuzer zu ziehn. Wenn du ein Glück hast, so theilen sie es mit dir; wenn du ein Unglück hast, so begnügen sie sich, dir zu rauben, was noch übrig ist; sie stehen früh auf und gehen, ehe der Tag am Himmel ist, auf ihre Spur, und um Mitternacht noch auf die Lauer. Wenn sie einen Raub hoffen, so scheuen sie die Arbeit nicht; sie laufen und rennen in die Nähe und in die Ferne, wo etwas um den Weg ist, das ihnen in den Kram dienen möchte. Wäre es auch nach Mitternacht gewesen und nach den Zwölfen, mein hungriger Vogt wäre noch beym Mäurer vorbeygelaufen, seine gute Bothschaft zu erzählen, von der er wenigstens die Hälfte in seinen Sack hoffte.

Else. Er hat sie jetzt doch nicht erzählt.

Joost. Aber er hat es doch gut im Sinn gehabt; und wäre es seinem Vorhaben gemäß abgelaufen, der Mäurer hätte wahrlich noch diesen Abend mit ihm ins Wirthshaus wandeln und gerade den ersten Augenblick den Anfang machen müssen, den Verdienst, auf den er ihm Hoffnung machte, bey und mit ihm zu versaufen.

Else. Er hat sich das Spiel selber verderbt. Er hätte ob seinem Jagdhunds-Geruch das Maul halten und diese Leute ihres Nachtessens halber ungekränkt lassen sollen.

Jooſt. Ach, der Teufel, wenn er gewußt hätte, wie es herauskäme, er hätte ſich gewiß ſtille gehalten; aber er dachte nicht daran, daß Gertrud ihren Mund gegen ihn ſo würde brauchen dürfen, wie ſie es gethan. Solche Burſche wiſſen, wie muthlos und zerſchlagen die Armen faſt immer gegen ſie ſind *).

Und dann mußt du auch wiſſen, Elſe! es iſt dergleichen Schelmenwirthen immer nicht recht, wenn die Leute im Dorf daheim bey ihren Weibern und Kindern Freude haben, und ſich daſelbſt mit einander in Eintracht etwas zu Gute thun; denn das verderbt die Wirthshausluſt im Volk; auch werden ſie denen, die ihnen ſchuldig, immer wohl hüten, daß ſie nicht in dieſe Sünde gegen das Wirthshaus fallen; es iſt ein allgemeiner Grundſatz bey ihnen, ein Mann, der ihnen ſchuldig, ſey verbunden, ihren, wie ſie ſagen, den Kreuzer zu Handen zu haben, dieſes aber will ſo viel ſagen, er ſey ſchuldig, täglich bey ihnen zu freſſen und zu ſaufen, und denn noch das, was ſeine Leute daheim brauchen, von ihnen zu nehmen, wenn er's auch um die Hälfte wohlfeiler bey jemand anderm bekäme; darum verſtehen die armen Leute in den Dör-

*) Jooſt ſagt nicht, daß die Armen überhaupt in allem und gegen jedermann muthlos ſeyen; ich denke, er wiſſe wie wir, daß ſie oft gegen viele Leute, und beſonders gegen ihre Wohlthäter nur zu viel Muth und wirklich Unverſchämtheit haben. Aber gegen die Dorftyrannen ſind die Dorfarmen, die in ihren Klauen ſind, wie Jooſt ſagt, faſt immer muthlos.

fern, diese Meynung allgemein vollkommen, und werden allemal, wenn sie etwan etwas wohlfeiler als vom Wirth gekauft und im Hause haben, dasselbe, wie der Lienhard, hinter sieben Mauern verstecken, wenn etwan der Wirth, oder seine Frau, oder sein Kind, oder seine Magd, ihnen so zur Unzeit an die Thür kommen sollten.

Else. Auf diese Art hat doch so ein angebundener Tropf ein erbärmliches Leben. —

Joost. Das ist gewiß. Das Leben eines Menschen in den Klauen eines solchen Dorftyrannen, ist gewiß elender als das Leben eines Sklaven in der Türkey.

Else. Das doch nicht, Joost! denen haut man ja allen Nase und Ohren ab.

Joost. Ach, das ist nicht wahr, Else! Die Türkenherren sind auch Menschen und keine Hunde. Ich habe mir das in der Jugend auch so angeben lassen, und deren geglaubt, wie an die Gespenster, aber es sind Narrenreden. Ich habe jetzt selber mit solchen Sklaven aus der Türkey geredet, und sie haben mir deutlich und klar gesagt, sie haben nie Hunger und Mangel gelitten, so lange sie gefangen gewesen, wohl aber viel, seitdem sie erlöst worden.

Christoph. Ich glaube dir's Joost. Die Türkenherren werden gewiß wie die christlichen Herrschaften begreifen, daß Knechte bey Hunger und Mangel nicht gut arbeiten, und daß sie, wenn sie übertrieben hart gehalten sind, zum Schaden der Herrschaft verderbt und unbrauchbar werden.

Joost. An dem läßt sich nur keinen Augenblick

zweifeln, und sicher ist, daß einem Türkenherrn an seinen Knechten einmal gewiß hundertmal mehr gelegen seyn muß, als einem solchen Dorfteufel an seinen Mitchristen, die er ausgesogen.

Christoph. Das Beste wäre, solche angebundene arme Tröpfe hätten allemal eine gute Gertrud an der Hand, die sie so ordentlich wieder ablösen würde.

Joost. Damit dürfen sich wenige trösten. Die Weiber von den Männern, welche sich so in den Wirthshäusern anbinden lassen, sind meistens so schlecht als sie; und die so es nicht sind, werden gewöhnlich von ihren Sorgen und Leiden so völlig zu Boden gedrückt, daß sie sich selber nicht zu helfen wissen, will geschweigen ihren Männern.

Else. Das kann ich mir wohl denken.

Joost. Es braucht unter diesen Umständen sich wie Gertrud zu stellen, einen Löwenmuth, und der ist auf den Dörfern gewöhnlich nicht die Sache der armen Leute. Hundert andere hätten, wenn so ein Vogt ein gutes Nachtessen bey ihnen gerochen, sich gekrümmt und gewunden, und tausenderley Entschuldigungen und Lügen hervorgebracht; entweder hätte es der Herr Pfarrer ihnen müssen geschenkt haben, oder der Gevatter von Liestorf, oder sie hätten behauptet, es seye nur ein Bein und kein $\frac{1}{4}$ Pfund Fleisch daran gewesen, oder sie hätten über Schmerz und Fieber geklagt, und weil es der Scherer in Gottes Namen befohlen, es einmal kaufen müssen; einige hätten sich verflucht und verschworen, daß sie seit 10 Jahren nichts also in der Küche gehabt; wieder andere hätten die lieben Thränen zu

Hülfe genommen, und nachdem sie mit dem schwarzen Nastuch die Augen getrocknet, dem Herrn Untervogt unter vielem Schluchzen gesagt; sie wissen, leider Gott erbarm! wohl, wie viel sie ihm schuldig; es müsse, will's Gott! auch bezahlt seyn, es sey ihnen in der Seele Leid, daß er dazu gekommen, weil sie diesen Mund voll gegessen, denn sie wissen gar wohl, daß solcher nicht recht und nicht brav sey u. s. w. — Aber wenn der Vogt so ein Weib unter den Händen gehabt hätte, dann hättest du sehen und erleben sollen, wie er mit ihm umgegangen, es ausgehudelt, beschimpft, mit Lumpen und Pack-Leben herumgeworfen, und ihnen das Bratenessen auf eine Art versalzen haben würde, daß sie Jahr und Tag nach keinem neuen mehr gelustet hätten.

Else. So ein Jammerhandel wäre eben nicht, was mich am besten freuen würde zu sehen; ist es gar viel besser, daß Gertrud dem Nachbar recht deutsch von der Wahrheit, und von dem geredet, und ihm ihren Braten oder Salat, oder was es sonst war, ordentlich vergessen gemacht. —

Joost. Es ist wahr, Gertrud zeigte dem Vogt gut, daß er mit Frechheit nichts Gutes bey ihr schaffen werde; er zog auch bald gelindere Saiten auf; aber die gelinden Saiten sind auch das, womit solche Bursche noch mehr Leute ins Garn bringen, als der rohe Tyrannenton, den sie bey denen brauchen, die ihnen nicht mehr entschlüpfen können.

Christoph. Die Freundlichkeit ist in der Hand schlechter und böser Leute immer ein weit gefährlicherer

Fallstrick als Furcht und Angst. Der Gefängstigte weiß, daß er gefangen; der aber, den man mit Freundlichkeit verblendet, weiß es nicht, und denkt nicht zu fliehen.

Else. Aber können solche Bursche immer so leicht ihren Ton ändern?

Jooft. Ja, Else, sie können das vollkommen, so bald sie sehen, daß Frechheit und Angstmachen nicht mehr angeht, brauchen sie so eine verfängliche Freundlichkeit, und wenn sie z. Ex. ein Weib sehen, das wie Gertrud mit Muth über die Fehler ihres Manns klagt, so sind sie im Stand, sie reden öffentlich von den Fehlern des Mannes, sie gestehen gerade und ungezwungen selbst, er sey liederlich; ja, sie können ihm noch selber vor ihren Augen zusprechen, auch vor diesem und jenem warnen, insonderheit, wenn noch etwa ein Schelm, dem sie's nicht gönnen mögen, auch an ihm rupft, und ihnen so ihr Stück Brod schmälern will; sie sind sogar im Stande, einem solchen armen Tropf in Gegenwart seiner Frau aus Gottes Wort zu beweisen, daß er hausen und sparen müsse, und daß, wenn er es nicht thue, er gewiß nicht selig sterben könne, weil geschrieben stehe, daß wer den Seinen nicht Vorsehung thue, ärger sey als ein Heid; und dann eine Viertelstunde darnach, wenn die Frau wieder fort ist, ihm ein paar Würfel, oder ein Kartenspiel und einen Krug Wein vorzustellen, und mit Hohngelächter beyzufügen, daß dieses eigentlich gut sey, allen Prediger- und allen Weiber-Schrecken zu vertreiben. — Kurz: es ist ein Grausen, zu erzählen, was sie alles können, brauchen und treiben, um arme Leute in ihren Klauen zu halten. Zwang und Güte,

Angst und Lust, Freude und Schrecken, alles ist in ihrer Gewalt, den zu fesseln, bey dem noch etwas zu erhaschen ist; sie leihen und geben; sie fordern zurück und lassen das Geforderte wieder stehn; auch ist es eine große Kunst, von diesen Leuten loszukommen; du mußt fliehen, wie einer im dunkeln Wald vor Mördern flieht, die ihn schon angegriffen, wenn du siehest, mit wem du zu thun hast, und wenn du spürest, daß sie dir nachjagen, so darfst du weniger zurücksehen, als die aus Sodoma und Gomorra; rede nicht mehr mit ihnen; laß lieber eine Zehrung, oder zwey, oder zehen zu viel seyn, und zahle, und streite, und rechne nicht mehr mit ihnen. Denn jetzt, da du geflohen, werden sie dir mit Güte nachjagen, sie werden dir nachgeben, wo sie recht und wo sie unrecht haben, dich wieder zu gewinnen. Sie werden dir es selber zeigen, wenn du etwan vergessen, ihnen etwas anzurechnen. Wenn du einen Hauptposten, in dem sie dich betrogen, findest, so kommen sie mit einem so ehrlichen: „dafür ist man „bey einander, daß man nachsehe, wo etwas „fehle" und streichen das Ding so kaltblütig und gutmüthig durch, daß sie dir inwährend der Rechnung, in der sie das Meisterstück ihrer Schelmereyen gegen dich ausüben, wieder an's Herz wachsen; du wirst ihnen nun auch nicht mehr so gar viel Böses zutrauen, als vor einer Stunde; und dann haben sie dich eben wo sie wollen. Bist du aber nicht so nachgiebig, so werden sie dich dahin lecken, daß du selber etwan dies oder jenes mit Unrecht an sie suchest; denn es ist ihnen nichts lieber, als dem Mann, mit dem sie in Streit stehen, ein Unrecht gegen sie vorweisen und

darstellen zu können. Gewiß wäre es auch dem Hummel eine Herzensfreude gewesen, wenn der Mäurer ihnen die Schuld, für welche er einen Zettel in der Hand hatte, weggeläugnet hätte; er legte es ihm auch auf die Zunge, und reizte ihn dazu, aber es glückte ihm nicht.

Christoph. Sie waren glücklich; er setzte hart an sie, und auf vielerley Art; so schlimm der Mann ist, so viel Verstand zeigte er.

Joost. Wer sich auf Schelmenstreiche legt, dem begegnet es oft, daß man seinen Verstand groß findet, ohne daß er es eben ist, und das darum, weil ein Schelm sein bischen Verstand Tag und Nacht in Sachen übt, darin ehrliche Leute, so lange sie leben, ungeübt und ungewandt bleiben; und eben so gewiß ist, jeder schlechte Kerl zeigt sich hie und da in Sachen auf eine Weise dumm und ungewandt, wie brave Leute, wenn sie auch eben nicht besonders viel Verstand haben, darin nie so dumm und ungewandt erscheinen.

Christoph. Das zeigt sich jetzt doch am Vogt noch nicht.

Joost. Lasse ihn nur fortmachen, und bleiben was er ist, du wirst ihn gewiß bald wie ein Narr handeln sehen. Es kann kein Schelm, so fein er ist, der Thorheit und der Unvernunft, die im Laster selber ist, mit seiner Klugheit so sehr die Stange halten, daß das Laster nicht zuletzt die Narrheit, die in ihm steckt, ganz hervorgucken lassen müsse. Auch jetzt faselt der Vogt schon mit seinem Geschatz und springt darin von einem Ast auf den andern, wie ein ruhiger, ehrlicher Mann in seinem Leben

nie thun wird. Siehe dich nur um, Meister! wenn du nicht alle Arten von lasterhaften Leuten Dummheiten machen sehen wirst, die dir unbegreiflich scheinen, so widersprich mir dann.

Christoph. Nein, ich will dir nicht widersprechen. Ich glaube selber, das Laster ende mit Unvernunft.

Joost. Nein, es geht aus ihr hervor und fängt mit ihr an. Die Vernunftschwäche, die im einzelnen Falle die Unvernunft selber ist, geht dem Laster als sein Vorläufer immer voraus. Das Ende des Lasters ist dann freylich, was die Unvernunft desselben zu Tage fördert und jedermann in die Augen fallen macht.

Else. Mir ist immer, der Schelmenverstand sey kein wirklicher Verstand, und man müsse nur denjenigen des ehrlichen Mannes für einen wahren Verstand achten.

Christoph. Es ist mir auch so; aber ich kann mir doch den Unterschied des einen vom andern nicht deutlich vorstellen.

Joost. Er ist heiter. Der gute, rechte Verstand geht aus Liebe hervor und bringt Heil, Friede und Segen für den Mann, der ihn hat, und für alle die, denen er damit dienen kann. Schelmenverstand hingegen geht aus Selbstsucht und Liebloſigkeit hervor und bringt Jammer, Unruhe, Kränkung und Leiden über den Mann, der ihn hat, und über alle die, so um ihn und an ihm sind, und über alle die, so ob und unter ihm leben. Und wundert es dich noch mehr, was der Schelmenverstand eigentlich seye, so gehe zu dem Armen, den er am Sail hat, und zum Knecht und Handlanger, die er zu seinen Verstandes-

künſten braucht. Jeder von dieſen wird dir ſagen, was es eigentlich mit dem Verſtand eines ſolchen Menſchen ſey. Einer wird dir ſagen, er müſſe ſeinen magern Ochſen auf dem Markt einem Unkundigen als fett anpreiſen, ein anderer, er müſſe ihm einen Fremden ins Garn jagen, der Geld im Sack hat; hier muß ein ſolcher unter ſeinen Augen ſeine Treue und Wahrheit loben, wenn ihm eben ſein Herz vor ſeiner Ungerechtigkeit blutet; dort muß er die Sünde ſeines Meiſters bedecken, und die Grauſamkeit ſeines Henkers verläugnen; er darf die Rechnungsart, mit der er beſtohlen worden, niemand entdecken; er muß die Streiche, um deren willen er ſein Erbgut verloren, ſelber bemänteln, und ſeine Armuth eher dem Ungewitter oder dem Waſſerſchaden, oder einer Feuersbrunſt zuſchreiben; und daß ihn alle Heiligen bewahren, daß er dieſes (unter was für Händen er ſeufze) weder ſeinem Vater noch ſeinem Weibe entdecke, ſonſt mag er zuſehen, was er gethan hat. —

Chriſtoph. Es würde ihm, denke ich, auch gehen wie dem Mäurer; da der Hummel merkte, daß er ſeine Schelmenſtücke ſeiner Frau entdeckt.

Jooſt. Ganz gewiß. Das erſte, das in einem ſolchen Fall ſo ein Kerl thut, iſt dieſes, daß er wie der Hummel gegen den Lienert, ein Geſchrei erhebt: „Biſt „du ſo ein G'ſell, Lienert, daß du ſo etwas von mir „ſagſt, und muß ich noch in meinen Bart hinein hören, „wie ihr Lumpenvolk mich alten Mann um Ehre und „guten Namen bringen wollt!“

Chriſtoph. Aber man möchte doch mit beyden

Füßen stampfen, daß ein Kerl, wie der ist, Ehre und guten Namen ins Maul nehmen darf.

Jooſt. Es ist allenthalben, wo man hinkommt, der Brauch, daß die größten Schelmen am lautesten von ihrer Ehre und ihren guten Namen reden. Auch hat mir einst ein ehrlicher, alter Kanzley-Substitut geradezu eingestanden, daß die Kanzleyen hie und da am meisten Ehrbewahrnißscheine für Leute ausstellen müssen, die nur darum sich vor Schimpf und Scheltung zu bewahren suchen, weil sie Schimpf und Schande im höchsten Grade verdienen. Ich würde mich ins Herz hinein schämen, wenn ich je in meinem Leben in den Fall käme, mir einen Ehrenbewahrnißschein machen zu müssen. Aber solche Bursche springen mit dergleichen Scheinen in den Wirthshäusern herum, als wenns Gültbriefe wären, und rühmen mit dem Papier in den Händen ihre Ehre und ihren unbescholtenen Namen, als wenn ihr Thun und Lassen, und alles, was man von ihnen weiß, nun nichts mehr zu bedeuten hätte gegen das Papier, das sie im Sack allenthalben herumtragen.

Christoph. Unser Hummel wird doch, glaube ich jetzt, mit seinem unbescholtenen Namen nicht mehr große Sprünge machen, wenn er auch allfällig zehen Ehrenbewahrnißscheine im Sack hat.

Else. Seine arme Frau Schuldnerin hat ihm hiefür eine Falle gelegt, in welcher er, wie ich denke, mit Haut und Haar stecken bleiben wird.

Jooſt. Der Junker hat ihr auch recht brav geholfen, ihm diese Falle zu legen.

Else. Wie so?

Jooſt. Sinneſt du nicht mehr daran, wie er geſtern den Hummel gefragt, was der Mäurer und ſeine Frau für Leute ſeyen?

Else. Ja, es iſt wahr; das war eine Hauptfrage für dieſe Falle.

Jooſt. Es nimmt mich nur Wunder, daß der Vogt es nicht gemerkt hat; denn es iſt nicht eine kleine Kunſt, ſolche Vögel ins Garn zu locken; hätte Arner nur mit einem Wort, und mit einer Miene merken laſſen, daß der Hummel bey ihm verklagt war, ſo hätte er hundert Auswege und Ausflüchte gefunden, man muß aber ſolche Burſche eben hiemit fangen, daß man ihnen zum voraus, ehe man ſie anklagt, die Auswege und Ausflüchte, deren ſie ſich etwa bedienen möchten, abſchneidet.

Chriſtoph. Das mag aber eben das Schwere in dieſer Kunſt ſeyn.

Jooſt. Das iſt es. Sie merken es unbeſchreiblich ſchnell, wenn man ihnen eine Falle legen will. Aenderſt du nur ein wenig deinen Ton mit ihnen; biſt du nur mehr als ſonſt geſprächig, nachforſchend, oder zurückhaltend, redeſt du etwan plötzlich und unerwartet von Sachen mit ihnen, die du ſonſt nicht achteſt, entfährt dir nur die geringſte, unvorſichtige Rede oder Handlung, ſehen dir ſolche Leute ſchnell, ehe du dich deſſen verſiehſt, in die Karten, merken deine Abſichten, entdecken dein Herz, und ſtellen ſich in Faſſung; Arner ſelber hat ſich beynahe hierin verfehlt; im Anfang zwar nicht, er war wie gewohnt kurz, und ohne einige Abänderung ſeines Tons; die Art,

wie er von dem Mäurer und seiner Frau redete, konnte keinen Verdacht erregen, denn er redete bey Anlaß der Mauer, um deren wi[illegible]n der Vogt da war, von ihnen; hingegen, daß er fragte, ob des Mäurers Frau keine Schwäzerin, das war schon ein Wort, das Verdacht bringen konnte, und dann, daß er das mit besonderm Nachdruck fragte, war gewiß unvorsichtig; und es nimmt mich Wunder, daß der Vogt nicht darob stuzte.

Christoph. Ich wäre nicht gut, Leuten Fallen zu legen, gegen die man so sehr auf seiner Hut seyn muß.

Else. Und ich noch tausendmal weniger; aber doch nimmt mich Wunder, daß er dem Mäurer und seiner Frau kein schlimmeres Zeugniß gegeben.

Joost. Meinst du, Schelmen dürfen gar allen ehrlichen Leuten böse Zeugnisse geben?

Else. Was weiß ich?

Joost. Nein, Meisterin! sie dürfen das nicht, denn sie wollen insonderheit vor der Oberkeit reine Wahrheitsmänner seyn, und das hindert sie gar oft, von braven Leuten vor ihr Böses zu sagen. Freylich ists richtig, daß solche Leute von niemand viel Gutes glauben, und niemand von Herzen rühmen, auch ihre Zeugnisse gar gern so auf die Spize stellen, daß sie dieselben bey Gelegenheit, nach Belieben recht oder links drehen können.

Else. Eben darum nimmt mich Wunder, daß seine Zeugnisse über den Mäurer und seine Frau so gerade heraus sind.

Joost. So gerade sind sie eben nicht, da der Junker fragt: „Ist der Mäurer ein braver Mann, daß ich

mich

„mich auf ihn verlassen kann?" „Antwortet der Vogt: „ja, er ist ein braver Mann. Euer Gnaden können sich „auf ihn verlassen, er ist nur gar zu treuherzig. —" Aus diesem „gar zu treuherzig" aber kann der Gaudieb alle Augenblicke, wenn er will, entweder Lump und Narr, oder die allerherrlichste und frömmste Seele unter der Sonne herausdrehen.

Christoph. Aber der Gertrud gab er doch ohne alle Zweydeutigkeit ein gutes Zeugniß.

Joost. Wo gar nichts Böses ist, kann auch der böse Feind nicht allemal etwas Böses hereinbringen. Da, wo ein allgemeiner guter Leumbden (Leumund) verdient oder unverdient jemand in Schutz nimmt, da blasen auch die größten Schelmen gemeiniglich auch laut in dieses Horn; aber genade Gott einem, der mit oder ohne seine Schuld aus der Höhe eines allgemeinen guten Rufs herabfällt; da haben dann solche Leute für ihr böses Maul und für ihr böses Herz ein offenes Feld.

Christoph. Ich denke aber doch, ein recht verdienter, guter Leumbden habe das nicht leicht zu besorgen.

Joost. Du hast recht. Der gute Leumbden eines stillen, braven Mannes ist wenigstens auch so still und geräuschlos als er selber, und darum selten großen Abwechslungen unterworfen.

Else. In jedem Fall ist es ein herrlich schönes Ding um einen guten Leumbden.

Joost. Es ist eine feste Burg um einen Mann, der einen guten Leumbden hat.

Christoph. Und um ein Weib ist ein guter Leumbd wie eine Glorie, die um einen Heiligen strahlt.

Else. Dein guter Leumbden ist mir wie ein Balsam, der mein Herz erquickt!

Christoph. Und mir der deinige wie die Rosenhecke im Garten, die am schönen Sommermorgen vor meiner Laube duftet! —

Joost. Aber — aber! wollen wir Lieder machen! wir alte Narren?

Christoph. Laß uns! Lieder über den guten Leumbden dürfen alte Leute dichten, aber junge sollen sie singen.

Joost. Gut entschuldiget, Meister!

Christoph. Ich denke besser als gedichtet.

Joost. Aber da du über den guten Leumbden dichten willst, Meister! so sage uns, was meinst du, wer am leichtesten und sichersten einen guten Leumbden bekommen und erhalten könne?

Christoph. Ich denke, der, so am meisten Gutes und Nützliches thut.

Joost. Nein, Meister! es ist der, der still lebt, ohne Anspruch recht thut, keine Ehre suchet, des Seinen wartet, vor fremden Dingen fliehet, unberufen niemand Lehren gibt, und sich selber weder zu viel anmast noch gar zu viel weißt, und nur dem nachfrägt, was er braucht und was ihm dient, der, Meister! ist der Mann, der

am leichtesten und sichersten einen guten Leumbden erhalten und bekommen kann.

Else. Du hast's recht getroffen, Joost; aber du, mein Lieber! warst noch weit vom Ziel. —

Joost. Wünsche ihm Glück, Else! wer zu viel weißt über den guten Leumbden, der kann gar leicht einen schlechten bekommen.

Christoph. Es ist gut, daß wir dich kennen, und klar überzeugt sind, daß du bey meinem Wissen allenthalben einen guten Namen hast; aber mir ists auch recht, daß ich bey meinem guten Namen weniger davon weiß als du, und so, wie ich bin, meyne ich, man bekomme satt am Nachsinnen über Haus und Hof, daß es mich einmal nie gelüstet, viel mehr zu wissen, und wenn ich meine Nachbarn und das Land rings herum, so weit ich mein Vieh und Korn verkaufe, wohl kenne, so meyne ich, ich kenne die Welt, so weit ich sie brauche.

Joost. Meister! das ist gut für einen Mann, der sein Haus und Hof geerbt, und wenn er ihn wohl nutzt und baut, ruhig darauf leben und sterben kann; aber ich erbte keinen, und mußte also, um durch die Welt zu kommen, nothwendig mehr wissen, kennen, erfahren und lernen, als du dafür nöthig hattest.

Christoph. Dieses Lernen mag dich oft so sauer angekommen seyn, daß du einen dauren mochtest, aber jetzt, da du es überstanden, muß es dir, denke ich, auch wohl schmecken.

Joost. Ja, Meister, was ich weiß, macht mir

Freude; ich trage an nichts davon schwer, und das Lehrgeld ist lange vergessen.

Else. Aber glaubest du, es gehe allen Leuten so, die vieles wissen? und daß das von ihrem Wissen, so sie nicht brauchen und nicht anwenden können, ihnen nicht auch den Kopf unnützerweise groß und schwindlicht mache?

Joost. Das darf ich nicht sagen, aber doch bey denen, die durch's Lernen ihr Brod suchen müssen, und nur in die Schule giengen, wenn die Noth sie dazu trieb, mit denen wird es eben wegen der großen Gefahr des Vielwissens keine Noth haben.

Else. So ists gut, daß es zweyerley Weg und Steg zum Vielwissen giebt; denn sonst habe ich einmal noch immer gehört, daß vielwissende Leute nicht leicht gute Bauernknechte abgeben.

Joost. Du magst mich also fortschicken, wenn ich dir zu viel weiß.

Christoph. Mit dem will ich's einmal jetzt noch gelten lassen bis zum Ziel. S'ist ja jetzt Winter.

Joost. Schuldigen Dank, Meister!

Christoph. Ja, schlafe wohl auf diesen Bericht, Joost, es ist Zeit. Fritz, wiederhole nur, was dich von dem, was wir geredet, das Wichtigste dünkt.

Fritz. Daß das Schelmenvolk sich in der Welt allenthalben gleich sehe, so daß wenn man einen recht abmahlet, hundert andere meynen werden, sie seyen mit Haut und Haar selber getroffen.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß, wann sie getroffen, man sie an allen Wirths- und Schenkhäusern anschlagen sollte.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß der Schelmenverstand Unglück bringe, und beydes, von der Dummheit ausgehe und zu Dummheiten führe.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß die Türken auch Menschen seyen und ihre Sklaven es bey einigen von ihnen besser haben als die armen Tröpfe, die in Christendörfern bösen Wirthen viel schuldig sind.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß die Freundlichkeit eines bösen Mannes noch mehr zu fürchten sey, als sein Zorn. —

Christoph. Was mehr?

Fritz. Daß arme Leute fliehen und nicht zurücksehen sollten, wie die zu Sodoma, wenn sie in Gefahr sind, so einem Blutsauger in die Hände zu fallen.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß wenn man Vögel fangen wolle, man nicht mit Bengeln drein werfen dürfe.

Christoph. Fahr fort! —

Fritz. Daß auch der böse Feind nichts Böses finden könne, wo alles gut ist.

Christoph. Noch mehr!

Fritz. Daß auch der schlimmste Mann einem Menschen, der einen ganz guten Leumbden hat, schonen müsse und ihn nicht leicht anschwärzen dürfe.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß ein guter Leumund das Theil stiller Leute ist.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß Schelmen ihre Zeugnisse auf die Spitzen stellen.

Christoph. Und du, Else, weißt auch noch etwas?

Else. Daß daheim bey Weib und Kindern zu seyn und mit ihnen Freude zu haben, das beste Mittel sey, selber einem durstigen Bruder die Wirthshausfreuden zu verleiden.

Christoph. Und du, Joost?

Joost. Daß oft Ehrbewahrnißscheine und Schelmenbriefe eins und eben dasselbe seyen.

Christoph. Was noch mehr?

Joost. Daß die schlechtesten Kerls und selber die größten Schelmen ihr Maul über ihre Ehre und ihren guten Namen am lautesten aufthun, und daß selber die Kanzleyen und Gerichte gewisser Arten von schlechten Leuten bey Ehre und gutem Namen schützen müssen, bis sie fast völlig dem Henker unter die Hände fallen.

Christoph. Und dann?

Joost. Daß es zweyerley Arten zu vielem Wissen zu kommen gebe, davon die eine den Menschen zum Schaffen und Arbeiten ganz untauglich und unbrauchbar mache, die andere aber ihn nicht so verderbe.

Die vierte Abendstunde.

Inhalt.

Von einem Paar Ochsen, und von Leuten die man brauchen darf, wie solche.
Vom Auflauern.
Von der Großmuth der Schelmen.
Von Hühnern, Hahnen, Enten, Butter und gedörrtem Obst.
Von Prinzen und Baroninnen.
Von einem geschenkten Kalbe.
Vom tröstlichen Kirchhofe.
Von Leichenpredigten.
Von der Schlaflosigkeit.
Von alten, elenden Tröpfen, die den Tod fürchten.
Von der Physiognomik der Kinder.
Von den guten Nasen der Weiber.
Von der Verstellung.
Von Altersschwachheiten und vom Ausfräglen.

Es ist erschrecklich; in einem solchen Dorf wäre man ja keinen Augenblick sicher, daß einem ein jeder Schritt und Tritt, und ein jedes Wort, das man noch so unschuldig in seiner Wohnstube redte, nicht zum Strick und Fall gereichte — sagte Christoph, als er den vierten Abschnitt gelesen — und Joost antwortete: Es ist vollkommen, wie du sagst; in einem Dorfe, wo Menschen woh-

nen, die so wie der Vogt in allen Gassen ihre Leute haben, welche bestellt sind, auf alle Schritte und Tritte derer, denen sie nachstellen, und die sie hassen, zu lauern, in einem solchen Dorf bist du keinen Augenblick sicher, daß dir nicht das größte Unglück begegne. Der Mann, der mit dir unter einem Dache wohnet, der Knecht deines Hauses, der von deinem Brod isset, und seinen Bissen mit dir in eine Schüssel tünkt; der Mann, der an deiner Seite dein Korn dreschet, und die Frau, die mit dir an einem Brunnen ihr Vieh tränkt; der Mann, dem du wie dem Sohn deines Hauses traueſt und in dem wirklich kein Funke Bosheit ist, kann dich so gut in's Unglück bringen, als der Böſewicht, vor dem du deine Thüre verriegelst und dein Fenster zuschließeſt! In einem solchen Dorfe kann man dir dein eigen Kind, deinen Bruder, deine Schwester, ja selbst deinen Vater und deine Mutter ausförschlen, ohne daß dieſe in ihrer Unschuld an irgend etwas Böſes denken, bis dein Feind Jammer, Verdruß und tausenderley Kränkungen unter dein Dach und in deine Wohnstube hineingebracht hat. —

Elſe. Ich kann nicht begreifen, wie es Menschen geben könne, die eine Freude daran haben, auf andrer Leute Thun und Lassen also zu lauern.

Joost. Das wird Niemand begreifen können, wer ein gutes Herz hat, ausser er habe es erfahren, und das habe ich, und kann dir also sagen: Durch dieſes Mittel gelangen sie gemeiniglich zu dem abscheulichen Gewalt, den sie auf ihren Dörfern ausüben. Denn sie entdecken hiedurch, leider Gott erbarm! nur gar zu oft, hie und da,

viel wirklich Schlimmes, und wenn sie dann etwas so Klagbares von jemand in Händen haben, so ist er ihnen in den Klauen, wie hier der Buller und der Kreuel dem Vogt; — der Unglückliche muß sich dann anspannen lassen, wie die Jochochsen, die sie am Bahren haben, sich anspannen lassen, und ziehen und pflügen müssen, wie, und wo, und wann sie wollen. —

Christoph. Das ist doch auch eine Vergleichung! —

Joost. Eine grobe, aber eine wahre. Was könnte doch richtiger seyn? Siehe nur auch, ob der Vogt es nicht mit beyden völlig gleich hat. Wenn er in den Stall kommt und klopft, so müssen seine Ochsen, wenns auch Mitternacht wäre, von ihrem Lager aufstehen, ihm Kopf und Nacken darbieten, sich von ihm angeschirren lassen, und so müde und hungrig sie sind, hinwandeln, wohin er sie führt; und was ist's anders, mußten diese Stiere im Buch ihrem Treiber nicht auch von ihrem Lager aufstehen, und, ob sie schlummerten oder müde waren, hinwandeln, um zu sehen, wozu er sie anspannen und ob er sie hüst oder hot *) hat führen wollen.

Christoph. Du hast fast recht! Den Dienst, den Ochsen und Esel ihrem Meister thun müssen, ist kaum schwerer als der, zu denen ein solcher Mann seine Tröpfe brauchen kann.

Joost. Mir und meinesgleichen hätte er indessen um Mitternacht lang rufen können, er hätte wahrlich mit

*) „Hüst oder hot" Fuhrmannsworte für links und rechts.

einer Antwort, die ich ihm aus dem Bett überschickt, vorlieb nehmen müssen. —

Else. Und was wär's wohl für eine gewesen?

Joost. Hm — ich denke, ich hätte ihm sagen lassen, wenn es nicht brenne, und Menschen und Vieh gesund seyen, so wolle ich ausschlafen und Morgen sehen, was er Gutes wolle.

Christoph. Und ich denke, er wäre auch an diese Antwort gekommen, wenn Du sie ihm gegeben hättest. — Aber das waren andere Leute, die hier, die dir nicht völlig gleichen.

Joost. Gott Lob! und ich weiß auch, wer fürchten muß, man bringe ihm schlechte Streiche aus, und vor der Schande und Strafe, die sie ihm zuziehn, Angst hat, der muß dann freylich auch um Mitternacht aufstehn, wenn ihm so ein Meister ruft.

Christoph. Aber es ist doch entsetzlich, wie der Vogt mit diesen armen Schelmen umgeht, und wie sie sich mit klaren Worten von ihm sagen lassen müssen, daß er sie nur so lange nicht hängen lasse, als er sie brauche. So abscheuliche Bursche sie waren, so muß man doch fast Mitleiden mit ihnen haben, wenn man sie hört, so demüthig zu ihm sagen: „was können wir thun? Was können wir „machen? Herr Untervogt? Weder Tag noch Nacht ist „uns zu viel zu thun, was du uns heissest.“ So huldigt doch kein Unterthan seinem Oberherrn, und kein Oberherr braucht seine Unterthanen zu so drückenden Diensten.

Else. Da und dort brauchen doch auch Junkern ihre Bauern zu allerhand, was sehr schwer ist.

Jooſt. Ich weiß es wohl, daß man von dieſer Seite den Bauern auch allerhand aufladet, das ſehr ſchwer iſt; aber auch das Stärkſte davon führt doch nie weder zu einem ſolchen Herzklopfen und zu einer ſolchen innern Beängſtigung ſeiner ſelbſt, noch viel weniger zu einer ſolchen Verſtärkung, Erhaltung und Belebung der tiefen Verruchtheit des menſchlichen Karakters, als das, was ſolche ſchelmiſche Dorftyrannen von unglücklichen Leuten fordern, die auf eine ſolche Art an ſie angebunden ſind. Hat ein ſolcher Mann irgend eine Arbeit, ſo taglöhnen ſie ihm geduldig ums Eſſen; hat er einen Streit oder Schelthandel, ſo ſind ſie ſeine Zeugen, ſeine Beyſtände und ſeine Spionen; hat er einen Feind auf der Straße, ſo ſind ſie es, die dem Mann aufpaſſen, ihn ſchlagen und lehren, was es ſagen wolle, mit ihrem Meiſter übel zu ſtehen; will er etwas kaufen, ſo ſind ſie es, die herumlaufen, zu ſehen, ob es bey einem Armen feil ſey, dem ſie es abdrücken können; will er etwas verkaufen, ſo ſind ſie es, die der ſchlechten Waare mit Verfälſchung einen Schein geben, und herumgehen, einen Narren zu ſuchen, der ſie ihm zu theuer abnimmt; kurz, faſt bis zum Giftmiſchen und Morden müſſen ſie daſtehen, wo er ſie hinſtellt.

Elſe. Es ſchauert einem vor allem, was du erzähleſt, Jooſt!

Jooſt. Ich kann nicht helfen, es iſt hie und da Wahrheit!

Chriſtoph. Aber es müſſen doch erſchreckliche Sachen ſeyn, die einen Menſchen an ſo einen Dorftyrannen anbinden können.

Jooſt. Manchmal ſind es Sachen, wozu ſie ihr Treiber ſelber veranlaſſet und verführt hat; und dann iſt der Hang, das, ſo man gefehlt hat, zu verläugnen und zu verdecken, immer eine Sache in der Welt, die einen weiß Gott wie weit führen kann. Ich habe Leute geſehen, die ſich von Sachen weiß zu waſchen, die durchaus nichtswürdige Kleinigkeiten waren, zu Handlungen verleiten laſſen, die halsbrechend geworden; ich habe Weiber geſehen, die, um den böſen Vorwurf einer bloßen Unanſtändigkeit abzulenken, ſich in Reihen von Thaten haben einflechten laſſen, die, allein genommen, unbegreifliche Abſcheulichkeiten ſchienen; und überhaupt iſt nichts, das ſo ſehr das Herz verwirren, ängſtigen, und in Unglück bringen kann, als die Furcht vor einem Mann, der ein hartes Herz hat, und böſes von dir weiß; auch kennen dieſe Tyrannen die ganze Macht, die ihre Grauſamkeit über den Geängſtigten hat, und brauchen ſie gewöhnlich mit eben ſo viel Liſt und Gewandtheit als Gewaltthätigkeit. Die Folgen von allem dieſem ſind, daß von hundert Handlungen, womit elende Menſchen ihr Leben verwirken, vielleicht allemal neunzig ihre Quellen in Sachen haben, welche nahe oder ferne mit Umſtänden, von denen jetzt die Rede iſt, verwandt ſind.

Chriſtoph. So iſt es für einen Menſchen oft ein Glück, wenn ihm ſein Fehler auskommt, und er von der Oberkeit dafür geſtraft wird.

Jooſt. Ganz gewiß!

Elſe. Einmal ich wollte, Gott vergaum's! es möchte

auch seyn, was es wollte, immer lieber in die Hand der Oberkeit als in die Hand eines solchen Mannes fallen.

Jooſt. Es wird das ein jeder sagen, so lange er nicht im Fall ist; aber immer werden Schelmen und Diebe im Fall selber es nicht so ansehen; das Laster macht den Menschen blind; die Sorgen vor dem entdeckt werden, verwirrt den Kopf — und alle Strafen, die ferne sind, und ausgewichen werden können, führen die Menschen weit öfter in die Grube als wieder hinaus; daher ist es ganz natürlich, daß Leute, denen solche Dorftyrannen Verbrechen ausbringen könnten, sich leicht von ihnen ans Seil bringen und im Joch halten lassen; zudem kommt noch, daß sie ihnen hie und da auch etwan etwas Angenehmes erweisen, das sie z. E. ihren Lieblingslastern Vorschub thun, und durch ihre List verhüten, daß ihnen ihre Fehler auskommen; sie treiben dieses zu Zeiten auch wirklich so weit, daß sie bis zum Schein der Großmuth vorkommend und gefällig gegen sie sind; wie z. E. der Vogt mit dem Buller, er nimmt ihn beyseits, daß nicht einmal der Kreuel hört, was sie mit einander sprechen; er sagt ihm gar nicht: du hast Blumengeschirr gestohlen, sondern nur ganz unbeleidigend, ob er nichts davon wisse; er giebt ihm freylich zu verstehen, daß er in dieser Nacht mit den geladenen Eseln wohl nichts anders möge über die Gränzen geführt haben; aber sobald er nur merkte, daß er's getroffen, half er dem stotternden Buller alsobald selber aus der Noth, und sagt ihm, nu.... nu.... ich bin der Mann, der hilft, wenn's ansteht und Noth thut; dergleichen Sachen thun sie dann doch ihren Anhängern noch oft, so daß es sich nicht zu ver-

wundern, daß sie, so lange sie auch Schelmen sind, ihnen ganz gerne, auch um Mitternacht aufstehen, und sich allfällig geduldig darein schicken, wenn sie, im Falle ihre Dienste nicht gut und ersprießlich erfunden werden, das Unglück haben, ausgehudelt und so behandelt zu werden, wie endlich Schelmen und Diebe dieses allenthalben zu befahren haben.

Elfe. Die armen Teufel konnten einen doch dauern.

Joost. Mich dauern in diesen Umständen ganz andere Leute.

Elfe. Welche?

Joost. Die, so unter diesen Umständen um das ihrige kommen, an Ehre und Gut Schaden nehmen, und dabey nicht einmal klagen dürfen, wenn sie nicht doppelt Schaden leiden wollen. Denn solche Bursche haben das Klagen nicht gerne, und werden einen jeden, der es wagen wird, heimlich und öffentlich verfolgen, und ihm Schaden thun; und sie sind hierüber so kühn, daß sie sich mit ihrer Rache sogar an oberkeitliche Personen wagen, wenn diese ihrem Leben und Wandel Einhalt zu thun suchen, hingegen stehen sie dann auch immer mit allen Schelmenleuten im Dorf wohl, und wenn sie aber gar das Glück haben sollten, selber unter einer Obrigkeit zu leben, bey welcher wichtigen Einfluß habende Personen eben nicht viel Glauben an Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Geradsinn, hingegen einiges Gefallen an Krummsinn, Hinterlist, Gewaltthätigkeit und einträglichem Unrecht haben möchten, so werden solche Bursche unter ihrem Schutze sicher immer wohl fahren und ihre Streiche ruhig, glück-

lich und ungekränkt ausführen, auch in ihren Häusern als Leute von Ansehen und Ehre angesehen und behandelt werden.

Christoph. Solche Dorfhummel sind also bey einer guten Obrigkeit unter ganz andern Umständen als bey einer schlechten.

Joost. Das denke ich. Unter oberkeitlichen Personen, die steif und stolz, ihre Hunde und ihr Gewild besser kennen und mehr lieben als ihre Bauern, unter solchen, die in wilden Lüsten umhertaumeln oder in großen Siechtagen im Bette liegen, und hinwieder unter armen Handlangern und Handlangerinnen solcher Personen, denen die Bauernweiber junge Schweine, Gänse, Enten, Hühner, Tauben, oder auch wohl nur gedörrtes Obst zum Geschenk bringen dürfen, unter solchen Oberkeiten wird so ein Vogt in seinem Amt und Dienst wohl fahren, selten viel Unruhe und Sorgen haben, wahrscheinlich auch recht alt werden, und zulezt noch oben drauf die Ehre der schönsten Leichpredigt im Dorf genieſſen, und hier mit im Leben und im Sterben alles finden, was ihm Freude machen, Trost und Ehre bringen kann. Aber es hat eine ganz andere Bewandtniß mit einem solchen Mann, unter einer Oberkeit, die durch und durch brav ist, wie z. E. unter unserm jungen, muthigen, einfachen und kraftvollen Landvogt, von dem wir schon einmal geredet; unter einem Herrn, der noch früher aufsteht als sein Vogt selber, und hoch herab, wie ein Adler, ein scharfes, durchdringendes Auge auf die Schritte und Tritte eines solchen Mannes wirft, und dabey jedem einzelnen seiner Angehörigen in jedem Fall freundlich, lieb-

reich und edel begegnet; unter einer Oberkeit, die reine Hände hat und den ersten Verwegenen, der es wagte, ein Kalb zum Geschenk in die Schloßküche zu tragen, wie unser brave Landvogt ins Loch sperrt, ihm das Kalb kochen und ihn dabey im Loch sitzen läßt, bis er's selber gefressen; unter einem solchen Herrn, der ein Vater seines Volks ist, ist so ein Vogt ein geschlagener Mann, hat vielen Kummer, Sorgen und Angst; auch wird er unter solchen Umständen selten gar alt, geht auch meistens finster, mürrisch, melancholisch daher und hängt den Kopf oft, wie ein Hund, der die stille Wuth hat; es ist ihm auch nicht zu verargen; seine Sorgen sind unter diesen Umständen recht schwer durch all sein Leben hindurch; und beym Sterben gefahrt er eben so sehr unter den Galgen zu kommen, als auf den tröstlichen Kirchhof — von einer schönen Leichenpredigt aber ist dann hier gar nicht die Rede.

Christoph. Ja! so ein Vogt muß unter einem guten Herrn seine liebe Noth haben.

Joost. Das ist gewiß. Auch sind ihrer viele arme geplagte Leute, besonders wenn sie anfangen alt zu werden, wenn ihre Kräfte abnehmen, ihre Freunde dahinsterben, und ein junges Geschlecht aufwächst, welches sie nicht kennen, aber fürchten; wenn ihre Kinder und ihr Dorf bald auf ihren Tod hoffen, und ihnen vor dem Sterben in ihren stillen Stunden angst und bang wird, wenn am Tage ihnen die Kraft zur Arbeit und des Nachts zum Schlafe mangelt, dann sind solche Männer arme, elende Leute, und tragen den Lohn ihres Lebens schwer auf ihrem Rücken.

Christoph.

Christoph. Das schlaflose Alter decket dem Menschen sein Herz auf, und der lasterhafte Elende hat in diesen Tagen grosse Plagen — auch ist es nichts Seltenes, daß solche Unglückliche, wie der Hummel, die ihrigen ganze Nächte durch unruhig machen und selber noch fremde Leut um Mitternacht in's Haus rufen, damit ihnen die schwere Zeit leichter werde.

Joost. Das schlaflose Alter des frommen, braven Mannes ist nicht also. Er hat den Kopf voll Erfahrungen von nützlichen Sachen, die ihm in seinen schlaflosen Nächten ruhig im Kopf herumgeh'n und ihn oft wirklich angenehm beschäftigen; aber ja — die Schlaflosigkeit des alternden Bösewichts ist eine Marter, die sich niemand vorstellen kann, als wer einen solchen grauen Mann unter seinem Dach Nächte durch schmausen und ächzen gehört, ohne daß er am Morgen hätte sagen können, daß ihm ein Zahn oder ein Finger wehe gethan habe.

Christoph. Das Alter schwächt überhaupt alle Leute; aber Lasterhafte dann auch gar!

Joost. Auch lassen die Leidenschaften und Fehler in einem gewissen Alter sich schlechthin nicht verbergen; in jüngern Jahren wäre es auch dem Hummel gewiß nicht begegnet, daß ihm ein Weib hätte ansehen können, daß er von erstücktem Zorn blaß wäre, und daß hinter seinem Lächeln verbissener Grimm verborgen läge.

Christoph. Aber Gertrud mag dir doch eine besonders feine Nase gehabt haben; dem Lienert wäre es gewiß bey weitem nicht in Sinn gekommen, so etwas zu riechen.

Jooſt. Das iſt nicht anders. Die Weiber merken dergleichen Sachen immer ein Jahr vorher, ehe die Männer daran denken.

Chriſtoph. Müſſen dann die Männer immer einfältiger ſeyn, als die Weiber?

Elſe. Meinſt etwan, ſie ſeyen's gar nie?

Chriſtoph (lachet).

Elſe. Verzeihe, Lieber! ſie ſind's dann und wann gewiß.

Chriſtoph. Aber, Jooſt, wenn ihr recht habet, und es ſo iſt, ſo möchte ich doch auch wiſſen, wie es komme, daß die Weiber ſo oft vieles ſo geſchwind und leichter merken, als die Männer?

Jooſt. Ha — ich denke, die Männer haben immer zu viel Arbeit im Kopf und in den Händen, als daß es ihnen möglich wäre, den Leuten ſo ſteif und lang, und genau auf's Maul und auf die Augen zu ſehen, als es die Weiber zu thun ſcheinen.

Elſe. Gut erklärt!

Chriſtoph. Und zur Zufriedenheit beyder Parteien.

Jooſt. Das ſollte mich freuen; aber, Elſe! weiſſeſt du bey dieſem Anlaß, wer dir am genaueſten und ſchärfeſten ins Auge ſiehet, und am richtigſten merkt, ob du es gut oder böſe meinſt?

Elſe. Nein!

Jooſt. Du ſollteſt's errathen.

Elſe. Ich kann nicht.

Jooſt. Das nimmt mich Wunder.

Elſe. Ey — ſo ſag's doch einmal.

Jooſt. Die kleinen Kinder, die merken dir, faſt ehe ſie reden können, die kleinſte Unruhe und Verdrießlichkeit an; ſie ſchleichen und herzen um dich, und lächeln dir nicht, bis du wieder durch und durch heiter und freudig mit ihnen biſt.

Elſe. Es iſt wahr! und wirklich unbegreiflich, wie ſchnell ſie einem die geringſte Unruhe und Beſorgniſſe anſehen, und wie deutlich ſie einem zeigen können, daß ſie es merken; auch erkennen ſie einen unwilligen, häſſigen Menſchen ſogleich, und wenn er noch ſo jung und ſchön, wenn er weiß und rothe Backen und Haarlocken hätte wie Abſolon, und Kleider von Seiden und Scharlach, ſo werden ſie ihm dennoch nicht gut ſeyn, trotz aller ſeiner Schmeicheleyen, nicht auf ſeinen Armen bleiben wollen — und hingegen einen ſchwarzen, alten Keſſelflicker, der's gut mit ihnen meynt, wenn auch ſein Rock und ſein Huth noch ſo zerriſſen und ſein Haar noch ſo ſehr über ſeine Stirne herabhangen wird, dennoch mit Lachen und Nicken beyde Hände entgegenſtrecken.

Chriſtoph. Aber daß dann doch alte Leute immer noch Sachen wagen und probieren mögen, denen ſie nicht mehr gewachſen ſind, und ſich wie der Hummel mit ihren Verſtellungskünſten noch lächerlich machen mögen!

Jooſt. Das würden ſie wohl nicht thun, wenn ſie im Alter nicht noch viel mehr Beweggründe zur Verſtellung hätten, als in der Jugend.

Chriſtoph. Aber in der Jugend mag die Verſtellung eines ſolchen Menſchen, wie der Vogt iſt, doch etwas fürchterliches geweſen ſeyn.

Jooſt. Das iſt wahr! in ſeinen guten Jahren iſt ſo ein Mann durch ſeine Verſtellung ſchrecklicher Sachen fähig; wenn du am feſteſten in ſeiner Freundſchaft zu ſtehen glaubſt; wenn du ſchwören würdeſt, er gebe dir ſeine Tochter zur Ehe, ſo kann er falſche Zeugniß gegen dich bringen, dich in's Gefängniß werfen; die unſchuldigſten Handlungen, die du thuſt, und das gutmüthigſte Wort, das du redeſt, kann ihm Griff auf dich geben, und Spuren, wie er dir zu Leib und ans Herz kommen könne; jeder kleine Umſtand z. E. wie das Liſeli beym Brunnen den Schloßherrn gerühmt, iſt genug, dich in die Grube zu bringen.

Elſe. Ja, Fritz und Mareili, höret ihr, was der Anlaß geweſen, warum der Vogt über dieſe Leute ſo aufgebracht worden iſt, daß er ihnen ſo viel Uebels anzuthun ſich vorgenommen.

Fritz und Marei. Ja, ja, Mutter.

Elſe. Sag' mir's wieder, Mareili.

Marei. Weil die Liſe den Schloßherrn beym Brunnen rühmte.

Elſe. Seht, Kinder! was unnützes Geſchwätz für Unglück bringt, und gewahret euch davor, beſonders bey Leuten, die euch über Sachen, die ſie nicht angehen, ausförſcheln und ausfrägeln.

Jooſt. Ich haſſe auch in der Welt nichts ſo ſehr, wie dieſes Ausfrägeln und Ausforſchen; und wenn ich ſo jemand ſehe, der's thut, ſo iſt mir genau, ich höre einen dem andern den Schlüſſel zu einem fremden Geldkaſten ablöckeln.

Else. Es hat eins mit dem andern wirklich viel Verwandtschaft.

Christoph. Aber, es spätet! Wollen wir nicht genug haben für diesen Abend?

Else. Ich denke ja, Vater!

Christoph. Fritz, wiederhole uns das Wesentlichste dessen, was in diesem Abschnitte vorkam und was wir darüber sagten.

Fritz. Daß ein Dorf übel geplagt sey, in welchem ein Mann wohnet, der sein Handwerk daraus macht, allenthalben aufzulauern, was jedermann rede und thue.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß ein Mensch, der sich von einem andern zu allem brauchen lassen müsse, was dieser wolle, es ungefähr habe, wie ein Ochs, der sich an jeden Pflug und an jeden Wagen anspannen lassen muß, wozu ihn sein Meister anspannen will.

Christoph. Und dann.

Fritz. Daß das Schwerste, was die Oberkeit von Bauern fordre, eine leichte Last gegen das sey, was die eigentlichen Dorftyrannen denen aufladen, die sie an ihrem Seil haben.

Christoph. So! Was noch mehr?

Fritz. Wer einen kleinen Fehler so zu sagen über's Teufels Gewalt verbergen will, solle Sorge tragen, daß ihn der kleine Fehler nicht bis zum Mord und Giftmischen führe.

Christoph. Noch mehr?

Fritz. Daß wer seinen Mann kennt, ihn an ei-

nem Strohhalm so gut, als an einer Kette, herumführen könne.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß selbst die wildesten Dorftyrannen erkennen müssen, daß eine Art von vorkommender Gefälligkeit und Großmuth auch gegen sicher angeschlossene Sklaven unumgänglich nöthig seye, wenn man sie zu etwas brauchen und mit ihnen etwas ausrichten wolle.

Christoph. Und dann.

Fritz. Daß zwischen Hölle und Himmel ein großer Unterschied; daß aber zwischen einem recht guten Herrn und einem bösen wohl sobald der Unterschied fast eben so groß sey.

Christoph. So, weiter dann.

Fritz. Daß die Hummel unter bösen Herrn wachsen und gedeihen, wie das Unkraut in fetten Aeckern, die man nicht jätet und nicht pflügt.

Christoph. Ferner!

Fritz. Daß die Hummel oft auch arme, geplagte Leute seyen.

Christoph. Meynst? Noch mehr?

Fritz. Daß das Alter den Menschen schwäche, und Schelmen ihre Tücke, wenn sie weißgrau seyen, nicht mehr verbergen können wie sie's im Stand sind, so lange ihre Schnauze noch kohlschwarz oder kastanienbraun ist.

Christoph. So so — nun?

Fritz. Nichts mehr.

Christoph. Wer weiß noch etwas?

Elſe. Daß einem die Kinder gut in den Augen leſen können.

Jooſt. Und daß hie und da die Weiber dieſes auch ſo ziemlich gut verſtehen.

Die fünfte Abendſtunde.

Inhalt.

Vom Schaf in der Mezge.
Vom Daſtehen wie Bock.
Vom Rothwerden.
Vom Frechſeyn.
Vom Gehorſam und von der Liebe.
Vom Huth auf dem Kopf, und vom Stock in der Hand.
Von einem Kapuziner.
Von Geheimnißmachereyen.
Von Pfarrhäuſern, Schlöſſern, Sigriſten, Herrſchaftbeamten, Profoſen, Bettelvögten.
Vom Amtseyd und vom Stillſchweigen.
Von Nebengründen, von Hauptgründen.
Unter freyem Himmel iſt nicht bey beſchloſſener Thüre.
Von Conten.
Von Hunden, Katzen, von einem Rehböcklein.
Vom allgemeinen Wohl.
Von Schuhwachskugeln.
Von Allmoſen-Aemtern.
Von Leibgarden.

Auch diesmal war's gut, daß Gertrud, und nicht ihr Mann mit dem Junker zu Rede gekommen, ſagt

Christoph, als er den fünften Abschnitt gelesen. — Und Else antwortet, meynst du, Vater, er hätte seine Sache nicht so gut gemacht, als sie?

Christoph (lächelnd). S'ist dir groß Ernst, dies zu fragen.

Else. Hä — sie ist doch im Anfange da gestanden so redreich wie ein Schaf in der Metzge.

Joost. Nun, du wirst doch das so übel nicht finden, Frau Meisterin! Mir einmal gefiel eine Bauernfrau eben nur halb, die ohne zu erröthen, und ohne betroffen zu seyn, vor so einer Menge Volks, mit einem Oberherrn redete; und ich könnte sie nicht leicht für etwas besonder Feines und Gutes ansehen.

Christoph. Ich auch nicht; den Fall ausgenommen, daß ein Weib unter Umständen lebte, in denen es zu Zeiten nothwendig in Gegenwart von vielen Leuten mit einer obrigkeitlichen Person reden müßte.

Joost. Und dann gibt es sonst noch Umstände, in denen Weiber, besonders von niederm Stande, in die Lage kommen, beynahe bis zur Unanständigkeit muthvoll und herzhaft dastehen zu müssen, ohne darauf Rücksicht nehmen zu können, wer etwa um den Weg sey, der sich daran stoßen möchte.

Else. Umstände hin und Umstände her! so wird es immer wahr bleiben, daß ein Weib, das bis zur Unanständigkeit herzhaft und kühn wird, eine Hauptsache verloren, mit der sie ihrem Mann und Kindern in ihrer Wohnstube hundert Stunden mehr versüßen würde, wenn sie selbige noch hätte.

Jooſt. Auch wiſſens alle Weiber, daß ſanft und nicht frech zu ſeyn das Hauptkleinod iſt, das man bey ihnen ſucht; und daher kommt es auch, daß Weiber, die frech ſind, ihren lieben Neid gegen die ſanften und beſcheidenen in jedem Fall gar deutlich hervorgucken laſſen, da du hingegen in Ewigkeit kein ſanftes Weib antreffen wirſt, das ſeine Nachbarin ob ihrem Frechſeyn und ob ihrer Kühnheit beneiden wird.

Elſe. Das iſt natürlich. Es wird auch kein Mädchen ſeinen ſchönen Wuchs an einen ſchönen Rock tauſchen.

Chriſtoph. Das Rothwerden der Unſchuld- und Schamhaftigkeit, das auch nur die Ahnung der Frechheit und des Unanſtändigen ausſchließt, iſt das erſte Kleinod, das wir an einem Weibe, welches wir achten und ſchätzen, ſuchen. Darum gibt auch dieſes im Anfange nicht reden dürfen und wie ein Schaf daſtehn, das gewiß mit ſichtbarer Schamröthe verbunden war, allem dem, was Gertrud hernach that, Würde und Eindruck.

Jooſt. Das iſt wahr. In aller Welt muß ein Menſch, wenn er Eindruck machen will, unter ſeinen Mitmenſchen daſtehn, wie es ihm gebührt: ein Mann wie ein Mann; ein Weib wie ein Weib.

Chriſtoph. Du haſt wohl recht. Aber es geſchieht doch ſehr ſelten. Einmal als Meiſter in meiner Haushaltung dazuſtehn, daß es jedermann ſieht, wollte es noch nie recht gehn; und auch du, Jooſt! ſo ein guter Knecht du biſt, thuſt doch faſt täglich, ohne mich zu fragen, was du meynſt, daß recht und gut ſey; und ich bekümmere mich auch nicht viel darum, vor den Leuten

als der Meister im Hause dazustehn, und ihnen zu zeigen, daß ich es bin.

Else. Du bist wohl ein guter Meister! sonst müßten wir dir, denk' ich, auch mehr folgen.

Christoph. Und du bist, denk' ich, wohl auch eine gute Frau, sonst würde ich dir wohl auch mehr befehlen müssen.

Joost. Es scheint fast, ihr verstehet einander hierüber recht wohl.

Christoph. Hä. Ich denke, man müsse Treue und Liebe auch etwan für Gehorsam nehmen, und wenn man's hie und da nicht thäte, so wäre gewiß viel Hauskreuz mehr in der Welt, als wirklich darin ist.

Joost. Es ist mit dem Gehorsam und mit der Treu vollkommen einerley; man muß die Kraft und das Wesen von beyden fest in sich selbst haben, aber sich hüten, den Schein davon alle Augenblicke vor den Augen, den Geruch davon alle Augenblicke vor der Nase und die Worte davon alle Augenblicke im Munde haben zu wollen Ihr könnt sicher seyn, alle Herrschaften und Meisterleute, welche steif und wunderlich alle Stunden mit ihren Gehorsamsforderungen ein Probstückchen erzwingen wollen, sind mit dem Sack geschlagen, und zum Regieren gemacht, wie unser Schneider zum Pflughalten; und so ein Hausregierungsnarr wird die beste Frau von der Welt zulezt unwillig machen, und auch seine besten Dienste vor den Kopf stossen und dann Schelmen an die Hand bringen, die ihm alle Gehorsamsprobestückchen vor den Augen gut vorspielen, zum Lohn dann aber auch ihn tüchtig und sicher dafür be-

stehlen werden. Das Herz seiner Nebenmenschen zu schonen ist das erste, was zum Regieren gehört, und wer das nicht kann, der trägt den Stab in der linken Hand, und wird damit denen, die ihm folgen sollten, zum Gespötte und Gelächter.

Christoph. Arner hat ihn nicht in der linken; einmal, wie's mich dünkt, und am Ort und an der Stelle, wo er stund, war's dann noch nicht etwas Leichtes, mit Schonung für's Menschenherz seine Meisterschaft zu zeigen.

Jooss. Ganz gewiß war es nichts weniger als etwas Leichtes, bey einem Manne, wie der Vogt, ohne Stolz und Anmaßung, ohne Schimpfen und Zanken und auch nur ohne den Schein eines unzeitigen Gewaltstreiches, blos durch Klugheit in Behandlung des Geschäfts, das vorlag, vor der ganzen Gemeinde zu zeigen, daß er einen Meister habe, wie ihm einer gebühre.

Christoph. Ich kenn in unserm Lande viele Leute, die meynen, es brauche, um einem Untergeordneten unter allen Umständen den Meister zu zeigen, nichts weiter als Dickthun, den Hut auf dem Kopf sitzen lassen und machen, daß der Kerl sich oft und viel vor einem bücke, bis auf den Boden.

Jooss. Es ist ein grosser Unterschied zwischen dem Bücken vor seinem Meister; es gibt ein Bücken, darin der Bückende mit lachendem Munde an die Steine herabsieht, die ihm so nahe an die Nase kommen; in diesem Fall ist der Bückende gewiß mehr Meister, als der Herr, vor dem er sich bückt. Aber es gibt auch ein Bücken, bey dem der sich Bückende todtblaß wird, und vor Schrecken

sein Bücken selber vergißt; in diesem Fall ist der, vor dem er sich bückt, gewiß sein Meister. Auf diese Art aber ist es auch leicht zu glauben, man sey Meister, wo man es nicht ist, und auch auf eine Art Meister zu werden, wie es oft nicht recht ist, Meister zu seyn. Aber Arner stand weder auf diese noch auf jene Art als Meister dieses Burschen da.

Christoph. Aber wie du sagst, es ist schwer, sehr schwer, über einen Mann, wie dieser, auf die Art als Meister dazustehn, wie Arner dasteht.

Joost. Es ist zum Bewundern, wie er ihn allenthalben bey einem jeden Wörtchen anpakt, und von dem Augenblick an, da er ihm unter die Augen gekommen, ihn, so zu sagen, nicht wieder zu sich selber kommen läßt.

Christoph. Und Gottserbärmlicher habe ich noch nicht gesehn, als wie der arme Schelm die Nachbarn, die er fortjagte, so im Augenblick fast wie auser Athem zuzückrufen mußte.

Joost. Der Anlaß dazu war auch ganz bedeutend und gibt über den Karakter dieses Mannes grosses Licht. Es hätte ihm auf der Welt nichts so zuwider seyn können, als diese Nachbarn wieder zurückzurufen. Solche Dorftyrannen haben keine grössere Angelegenheit, als alles, was die Oberkeit mit ihnen redet und was sie mit ihr reden, zu verbergen und geheim zu halten. Es ist nicht anders als wenn sie glaubten, das Land würde untergehn, wenn das gemeine Volk irgend etwas von dem, was seine Oberkeit mit ihm vorhat, einen Augenblick früher vernähme, als ihm dasselbe von der Kanzel verlesen wird. Die

Staatsgeheimnißmacherey ist durch solche Leute bis in die niedersten Dörfer hinabgedrungen, und wird in den elendesten, unbedeutendsten Sachen eigentlich comödiantenmässig vorgespiegelt. Es hat aber einmal ein Kapuziner, da von der Geheimnißmacherey solcher Dorfvögel die Rede war, zu mir gesagt, es seyen schon mehr Leute und Land zu Grunde gegangen, weil der gemeine Mann zu wenig aus dem Mund seines Herrn vernommen, als weil er zu viel davon vernommen. Und es eckelt mir, wenn ich alle Profosen und Bettelvögte bemüht sehe, sich damit ein Ansehn zu geben; auch haben mir einige von den ältesten Leuten im Dorfe schon gesagt, diese Geheimnißmachereyen seyen vor Zeiten mehr unter den Kirchenvorstehern und Sigristen, die in Pfarrhäusern sehr vertraut waren, als unter Herrschaftsbeamteten in Uebung gewesen. Es gibt auch wahrlich wenig Fälle, wo Dorfbeamtete pflichthalber aus dem, was sie von der Oberkeit wissen, ein Geheimniß machen müssen; und es ist eine Thatsache, daß schlechte Vorgesezte meistens in dem, was sie verschweigen sollten, vorlaut sind, und hingegen sehr oft mit vieler Sorgfalt Geheimnisse aus dem machen, wodurch das Volk das gute Herz, die Liebe und das Wohlwollen seiner Oberkeit erkennen, und dadurch auf Mittel und Wege gelangen könnte, sich in seinen Angelegenheiten ihr persönlich zu nähern. Auch ist gewiß, daß brave, oberkeitliche Personen und Herrschaften diese Geheimnißmacherey in den Dörfern nicht gerne haben.

Christoph. Ich kenne aber auch oberkeitliche Personen, die aus guten Gründen Liebhaber von dieser Art Ge-

heimnißmacherey sind, insonderheit in Angelegenheit des öffentlichen Bauwesens.

Jooſt. Ich kenne auch dergleichen, habe aber auch allgemein gesehn, daß Regierungsbeamtete, die im Fall sind, von ihren Unterbeamteten ein Stillschweigen z. E. über Maurer- Zimmermann- und Hafner-Conten zu begehren, dann auch nicht wohl verhindern können, daß diese Unterbeamteten an ihrem Ort sich Geheimstreiche und Kühnheiten erlauben, von denen die Dörfer oft bis aufs Blut ausgesogen werden. Deßnahen wirst du auch fast allgemein finden, daß weise und gute Regenten in Geschäften von dieser Art gerade und offen zu Werke gehen, wie dieser Arner.

Christoph. Einer, der das nicht thäte, hätte auch schwer, Unterbeamtete, die im Fehler sind, so öffentlich zu beschämen, und dem ersten besten Weib, das über einen solchen Mann eine Klage brächte, ohne vieles Bedenken die kurze und gerade Antwort zu geben: „Da vor dei„nen Augen, und vor allem Volk will ich dir zeigen, daß „ich meine Leute vor aller Bedrückung beschützt haben will.“ —

Jooſt. Das ist mehr, als richtig; aber eben darum würde leider Gott erbarm' auch mancher Oberamtmann und Obervogt bey so gegen ihren Herrn Untervogt eingegangenen Klagen gut gefunden haben, ihn unter vier Augen in ein Zimmer zu rufen, und da ihm seine Strafpredigt bey beschlossner Thür zu halten, und aber dann auch die Wirkung, die sie etwan auf den Maurer und seine Haushaltung hätte gehabt haben mögen, Gott und der Zeit zu überlassen.

Christoph. Ein gutes Gewissen ist allenthalben das einige, was in allen Verhältnissen und in allen Lagen dem Menschen den Muth giebt, seine Sache gerade öffentlich und ohne allen Umschweif zu behandeln.

Joost. Das ist freylich für die ersten oberkeitlichen Personen so wahr als für die geringsten Krämer, Handwerker und Bauern.

Christoph. Wenn man es doch nur immer recht glaubte!

Joost. Man glaubt es freylich nicht nur nicht immer, sondern gar selten sehr recht. Wenn man aber doch dann und wann Leute antrifft, die, wie hier Arner, mit einer Stirne voll Ernst, mit einem Blick, der durch Mark und Bein dringt, den Bösewicht und Schelmen verwirren und zu Boden schlagen sieht, daß er wie der Hummel betäubt und blaß, wie der Tod, den Schweiß von der Stirne wischt, und mit bangem Keichen antworten muß: „In „meinem Leben, gnädiger Herr! ist mir nie so etwas be„gegnet, und so lang ich lebe und Vogt bin" u. s. w. — „Und dann wieder:" es ist erschrecklich „ich — — — — besinne — — sie haben mich — — ich habe sie — — dafür angesehen:" — Ich sage, wenn man zu Zeiten auch Leute antrifft, die so handeln, so muß man dann wieder an die Macht des guten Gewissens glauben, wenn man fast auch nicht wollte.

Else. Das ist gewiß so und es nimmt mich nur Wunder, wie der Vogt es noch habe wagen dürfen, Gertrud so anzufahren. Aber es scheint auch, er habe so zu sagen seine lezte Kraft zusammenraffen müssen, und sey fast auf-

ser sich vor Zorn gewesen, da er sie so angefahren: „was hast du mit meinem Wirthshaus?"

Joost. Es war aber auch Stoff, vor Verwirrung und Zorn ein wenig ausser sich zu kommen. Denk nur einmal, wie ihm habe seyn müssen, da das halbe Dorf, jung und alt, auf einmal in ein lautes Gelächter ausgebrochen, als Gertrud nach ihrem langen Schweigen endlich mit ihrem launigen: „die Kirche ist so nahe am „Wirthshaus" hervorrückte.

Christoph. Er hat sich aber auch hier noch einmal, und das recht fein herausziehn wollen, da er zur Antwort gab: „das ist der Lohn, wenn man Lumpen„leuten dienet, und man hat allemal einen solchen Dank „anstatt der Bezahlung."

Joost. Das ist der gewohnte Kunstgriff aller Schelmen, wenn sie verklagt werden, daß sie, anstatt auf die Klage zu antworten, die Sache umkehren und geschwind auch etwas Böses oder wenigstens Verdächtiges wider den Kläger anbringen; und es ist ein Glück, wenn die Richter es allemal wohl verstehen, so einen Bursch fest und gut beym Wesentlichen der Klage angeschürt zu halten.

Christoph. Arner verstund es; er ließ ihm keinen Seitensprung zu. „Mache dir für die Bezahlung keine „Mühe; es ist nur die Frage, ob das Mensch lüge." Das war ein Band, welches ihn sehr steif zur Ordnung und Hauptfrage zurückführte.

Joost. Arner verstund's freylich. Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Land und Leute sollten Gott danken, wo der Richter den Beklagten an der Hauptsache

so

so angeschnürt zu halten und ihre Seitensprünge, Incidenzen und andere Aüs- und Abwege abzuschneiden das Recht hat; und er nicht von Rechtsformularen und Landesgesetzen gehindert wird, in vorliegenden Rechtsfragen der Wahrheit auf einfachen, geraden Wegen entgegenzuspüren. Denn man kann sicher seyn, daß an Orten, wo dem Richter über diesen Punkt die Hände gebunden sind, und es sonst im Lande oder an Ort und Stelle nicht in der Uebung ist, daß er in Untersuchung von Rechtssachen seinen Kopf und sein Herz nicht eben so frey und selbstständig brauchen und walten lassen dürfe, als jedermann dieses bey Untersuchung von Hausstreitigkeiten und allen Orten von Geschäftsangelegenheiten zu thun gewohnt ist, da werden dergleichen Vögel gemeiniglich selten verklagt, und wenn es geschieht, so werden unter zehn allemal ihrer neune mit lachendem Munde vom Herrn wieder heim gehen, bey dem sie verklagt worden.

Christoph. Das ist landskundig, und jedermann richtet sich darnach. Auch fällt es in die Augen, daß der Hummel, im eigentlichen Verstand, nur durch den geraden, ungekünstelten und von keinen Rechtsformen gebundenen Gang, den der Junker sich in diesem Geschäft erlaubte, in das Gerechtigkeitsgarn gebracht worden, in dem er hangen geblieben.

Joost. Das ist vollkommen richtig. Es verwirrt solche Bursche nichts so sehr, als wenn eine Rechtssache gegen sie, ohne viel Formalitäten, aber mit Eifer und Theilnahme behandelt wird; und nie sind sie glücklich, als wenn sie in solchen Geschäften kaltblütige Richter fin-

den, die sich leicht vom Festhalten des Hauptgesichtspunkts ab- und in Nebenumstände, Nebenansichten und Nebenfragen hineinlenken lassen, wodurch die eigentliche Rechtsfrage, gleichsam wie das Licht unter dem Viertel, vergraben wird. Und es ist ein großes Unglück unserer Zeit, daß der Rechtslauf vieler Geschäfte vielseitig hie und da im Lande wirklich also geht.

Christoph. Es ist auch begreiflich, daß bey einem solchen Rechtsgange dergleichen Bursche bey allen ihren Unthaten meistens sicher bey Haus und Hof und bey Nasen und Ohren bleiben, wenn sie selbige auch zwanzigmal mögen verwirkt haben.

Joost. Es ist ihnen unter diesen Umständen immer ein leichtes, sich bey allem, was wider sie geklagt wird, mit heiler Haut herauszuhelfen. Sie bleiben auch mehrentheils Zeitlebens bey ihren Herrschaften in großen Gunsten, und verstehen es gewöhnlich ganz vorzüglich, sich darin zu erhalten.

Christoph. Ich weiß auch, daß das wahr ist. Aber du weißt besser als ich, wie sie es machen; erzähle uns darüber etwas.

Joost. Sie machen es auf allerley Art; vorzüglich verbergen sie allenthalben ihre bösen Absichten und bemänteln sie mit guten; sie stellen sich demüthig und gehorsam und dem Willen ihrer Herrschaft immer gar ergeben, nehmen auch ihre Meynung augenblicklich zurück, wenn ihre Herrschaft nur blicken läßt, daß sie eine andere hat; sie sind ferner sehr brauchbar, sie verstehen die Geschäfte, und wissen alles, was einem Herrn etwa eintragen oder ihm

Freude machen kann; sie reinigen ihm Frucht, und zählen ihm Garben, sie verkaufen ihm Wein, sie füttern ihm Hunde, sie bringen seinen Kindern Katzen und junge Rehböcklein; sie haben auch kein Gewissen; und wenn ihr Herr etwas wider das Recht und den Nutzen des Dorfs und ihrer Mitbürger gelüstet, so bieten sie ihm dienstfertig und schnell ihre beyden Hände, und hüten sich noch, daß er nicht einmal vernehme, daß sein Thun unrecht sey. Aber ich will die Reihenfolge ihrer Dienstarten und Dienstkünste abbrechen, ich müßte sonst bis Morgen erzählen.

Christoph. Und wir müssen doch auch nicht vergessen, wie Gertrud dem Junker das Wirthshausleben so richtig abmahlt.

Joost. Nein; ich möchte das auch nicht vergessen, denn der Schade, den die Wirthshäuser in den Dörfern machen, ist so richtig und wahr, daß man an vielen Orten selber den Aeckern und Weinbergen ansieht, ob ein Wirthshaus im Dorf ist, oder nicht.

Christoph. Es zeigt sich sogar oft selbst in den Gassen eines Dorfs, daß diejenigen, so die Nähern bey dem Wirthshaus sind, mehr Lumpen beherbergen, als die, so entfernter von ihm sind.

Else. Kann man aber dem Uebel nicht helfen?

Joost. Erstaunlich schwer, insonderheit bey uns, wo die Wirthshäuser gekauft und ein rechtliches Eigenthum ihrer Besitzer sind. Die Fehler, die darin vorgehen und veranlasset werden, sind auch mehrentheils mit Umständen verbunden, die tief hineingreifen, und oft gehört das Recht, zu wirthen, in die Schlösser, und verblendet

die Herrschaften durch seine Abträglichkeit selber. Aber wir haben das Wichtigste dieses Abschnittes noch nicht einmal berührt.

Christoph. Was ist das?

Jooſt. Es ist die Art und Weise, wie der Vogt von den Ursachen redet, um deren willen ihn Arner so behandle. Zuerst sagt er: das Land komme dadurch um seine Rechte und Freiheiten, weil der Junker jedermann anhöre, allem selbst nachforsche, und alles vor sich ziehe, was ehedem unter Vogtshänden ausgemacht worden; aber uns wird er hiermit nicht blenden; wir wissen es schon, wie groß das Unglück im Lande ist, wenn Edelleute und Oberbeamtete nicht mit ihren eigenen Augen zu ihren Leuten schauen, und aller Ordnung oder Unordnung nicht mit eigener Nase nachspüren; es braucht auch nichts als die Geschichte des Vogts unter dem alten Arner — und die Erfahrung aller Orten, wo Schulzen und Dorfvorgesetzte so viel Gewalt und Ansehen haben, daß niemand über sie klagen darf, um richtig einzusehen, was dem Vogt eigentlich am Herzen liegt. —

Die zweyte Manier, wie er die Ursache seines Unglücks verdreht und von sich selber ablenkt, ist diese, daß er sagt, der Junker wolle das Wirthshausrecht ins Schloß ziehen, und es ihm aus diesem Grunde nehmen. Jedermann sieht, daß dem Arner kein Gedanke an so etwas gekommen, und der Hummel redet ganz gewiß über diesen Punkt, wie jeder Mensch, der im Eifer und in einer starken Verblendung seiner Bosheit steckt, und in dieser Gemüthslage alle Menschen auf Erde der abscheulichsten Dinge fähig

glaubt, ohne im geringsten Spuren von Bosheit in sich selber zu vermuthen.

Es ist auch ganz gewiß, daß der Hummel selber in seiner Seele überzeugt war, daß dem Junker nie ein Sinn daran gekommen, ihm sein Wirthshausrecht also abzudrücken, und daß er mit seinem Geschwätz über die Gefahren, in denen auch ihre Dorfrechte und ihre Dorffreiheiten unter einem solchen Junker seyen, nichts anders wollte, als sich unter den Bauern eine Parthey verschaffen, die alles, was der Junker thue und suche, in einem gehässigen Licht ins Aug' fasse. Ein Arner ist freylich eines solchen Gedankens nicht fähig; aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es hie und da auch einen Edelmann oder einen Oberamtmann geben könne, der zu einem solchen Gedanken nicht zu gut ist; und so unglücklich es ist, so kann man nicht läugnen, daß Beyspiele dieser Art hie und da im Volk auch gegen väterliche oberkeitliche Personen ein Mißtrauen erzeugen können, welches durch seine Folgen dem Land unendlichen Schaden zu bringen im Stande ist.

Ich weiß unter einem Grafen eine Gegend, wo der Ausführung sehr vernünftiger und thunlicher Vorschläge, die Armen, ohne Kosten des Landesherrn, auf den Dörfern zu erhalten, gänzlich nichts im Wege gestanden, als die Vermuthung des Landvolks, diese Vorschläge haben nur zum Endzweck, sie, ihre Kinder und Kindskinder allmählig von dem Genuß des Allmosens, aus den Spend- und Pfleghäusern, die sie als ihnen rechtmäßig zugehörend ansehen, zu entfernen. Ich kenne die dortige gräfliche Regierung, und bin gewiß, daß sich diese Leute irren; aber

sie sagen überlaut, sie haben in der Nachbarschaft Beyspiele, die ihnen ganz klar beweisen, daß man in dergleichen Sachen nicht vorsichtig und nicht mißtrauisch genug seyn könne. Und damit war es aus; sie ließen sich ihr Recht zum diesfälligen Mißtrauen, das sich aber auch wirklich auf Beyspiel und Erfahrung gründete, durchaus nicht aus dem Kopf nehmen und bothen hartnäckig keine Hand zu diesen Vorschlägen. Freylich sollten treue Unterthanen niemals etwas Arges in dem Guten suchen, wozu sie ihr Landesherr hinleiten will; aber dann ist auch wahr, die Oberkeiten sollten dem guten Zutrauen, welches das Volk ihnen schuldig ist, mit aller Sorgfalt hüten, und den Mann sehr ernsthaft ansehen, der dieses Zutrauen mißbraucht. Aber es hat allenthalben Leute, die die Regenten von der nöthigen Aufmerksamkeit auf das Bedürfniß dieses Zutrauens ablenken. Mein Großvater erzählte mir einmal, es habe zu seiner Zeit ein Minister eines großen Fürsten seinem Herrn mit eben so viel Eifer und Wärme als Klarheit begreiflich machen wollen, daß die Kraft, die Ruhe und das Heil seines Hauses und seiner Nachkommenschaft auf der Sorgfalt ruhe, die er auf die Erhaltung dieses Zutrauens lenke. Dafür aber seyen ihm auch die bösen Umgebungen dieses Fürsten, die alles dafür einzulenken suchten, daß er allein auf sie und auf niemand anderm im Land Vertrauen habe, so gram geworden, daß der Minister den Hof verlassen und an einen Ort hinspazieren mußte, wo er keine Gelegenheit mehr hatte, irgend einem Fürsten etwas von der Nothwendigkeit, sich das Zutrauen des Volks zu erhalten, wie sie

ſagten, vorpredigen, einflüſtern und einſchwatzen zu können. Um aber wieder auf unſern Grafen zu kommen, ſo würde ich ihm, wenn er mein Herr wäre und mich darum fragte, dennoch auch wieder das ſagen, was dieſer Miniſter ſeinem König: daß ſein Haus, ſeine Ruhe und die Selbſtſtändigkeit ſeiner Regierungskraft daran hange, das Zutrauen ſeines Volks nicht zu verlieren; desnahen ſolle er ſeinen Grafſchaftsleuten Sicherheit geben, daß diejenigen Gemeinden, welche die vorgeſchlagenen Verpflegungsanſtalten für ihre Armen machen würden, nichts deſto weniger vom Spendamt- und Pfleg- und Allmoſenfonds ihren ehemaligen Genuß haben, ſondern ſogar vorzüglich bedacht werden ſollen, in der Meynung, daß dieſe Gelder zu ewigen Zeiten nicht anders als immediat an die einzelnen Gemeinden verwendet, und nie unter keiner Art von Titul für das allgemeine Wohl von ſeiner Kammer requirirt und den Gemeinden entzogen werden, weder dürfen noch ſollen. Denn das Volk fangt hie und da an, ganz beſondere und eigene Begriffe über das allgemeine Wohl zu haben; doch ich weiß nicht, warum ich über dieſen Punkt ſo lang reden mag. So gut der Graf iſt, den ich meyne, ſo kann's doch ſeyn, daß ein Vorſchlag auch bey ihm oder vielmehr bey ſeinen Nachkommen zu weit greifen würde. Bey Herren von einer andern Gattung, deren Regierungsherz durchaus nur ein ſelbſtſüchtiges Herrenherz iſt, in dem keine Ader eines wahren Volksherzens ſchlägt, bey ſolchen Herren muß man über dergleichen Sachen überall ſchweigen; wo z. Ex. die Gardes eines kleinen Hofs oder Kantons für Puder und

Schuhwachskugeln mehr Geld nöthig haben, als alle Pfleg- und Spendämter im Lande einnehmen, da bleibt dem ehrlichen Mann im Land nichts übrig, als still und leise bey sich selber zu denken: wenn die lieben Herren unsers kleinen, kleinen, armen Ländchens für den Puder und die Schuhwachskugeln der Stiefel einer Wachtparade mehr Geld zu haben wünschen als für die wesentlichen allgemeinen Fundamente des öffentlichen Wohlstands des Volks, und dieses mit Aufopferung des Zutrauens eines guten, dankbaren Volks sich erkaufen wollen, so mögen sie es in Gottes Namen probieren. Je weiter sie es treiben, desto schneller werden sie wieder zu sich selber und zu den diesfällig bessern Grundsätzen unsrer Väter gelangen.

Christoph. Du hast uns eine lange Predigt gehalten, Joost.

Joost. Warum hast du nichts zwischen hineingesagt?

Else. Er ist vielleicht schläfrig geworden.

Christoph. Das doch nicht; aber es ist Zeit zu enden. Fritz! wiederhol' uns, was du davon behalten.

Fritz. Daß recht Meister seyn, und es lang bleiben, eine große Kunst seye.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß Treu hinter dem Rücken besser sey als Gehorsam vor den Augen.

Christoph. Fahre fort!

Fritz. Das Herz des Menschen schonen zu können, sey das Meisterstück in der Kunst zu regieren.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß wer gar zu gern den Gehorsam immer vor der Nase hat, damit gar leicht die Treue hinter dem Rücken verlieren kann.

Christoph. Und dann.

Fritz. Daß wo man Unkraut jätet, es dünn wird.

Christoph. Weiters!

Fritz. Daß ein Kapuziner gesagt hat, es seyen mehr Land und Leut zu Grunde gegangen, weil das Volk zu wenig, als weil es zu viel von seinen Herrn wußte.

Christoph. Noch mehr!

Fritz. Daß die Beamteten der Landedelleute und der Oberkeiten vor altem offenherzig und bey weitem nicht so zurückhaltend gewesen seyen, als jetzt die Sigristen und Kirchenältesten.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß gegenwärtig die herrschaftlich Angestellten bis auf Profosen und Bettelvögte hinunter, gemeiniglich weit hinterhältiger und weniger offenherzig seyen, als selbst Sigristen.

Christoph. Noch weiter!

Fritz. Daß ein gutes, reines Gewissen gar viel Geheimnißmachereyen vertreibe und überflüssig mache.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß es ein gar großer Unterschied sey, ob man etwas unter freyem Himmel und vor allem Volk, oder nur bey beschlossener Thüre unter vier Augen reden und sagen dürfe.

Christoph. Fort.

Fritz. Daß den Richter von der Hauptklage abzu-

lenken, vielleicht die größte Kunst der Schelmen, und hingegen seinen Mann fest und steif an der Hauptklage anzuschüren, die größte Kunst des Richters sey.

Christoph. Was noch.

Fritz. Daß wo das Recht viele Umtriebe gestattet und viele lange und steife Modell und Formen hat, der Richter im Land selber nicht mehr Meister ist, den Verbrechern Einhalt zu thun.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß Schelmen sich durch Hundefüttern, Rehböcklifangen u. s. w. hie und da Patronen machen, und sie vor wohlverdientem Lohn bewahren können.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß einmal ein Minister einem großen König gesagt habe, das Zutrauen des Volks sey zur ruhigen und edelmüthigen Erhaltung seines Reiches und seiner persönlichen Regierungsselbstständigkeit wesentlich nothwendig.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß viele Höflinge diese Wahrheit nicht gerne hören.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß einige eitle Leute von Stand, aber auch dergleichen, die beynahe an den Bettelstand grenzen, an gepuderten Köpfen und geputzten Stiefeln mehr Gefallen haben und größere Aufmerksamkeit darauf werfen, als auf den innern guten Zustand der Haushaltungen in allen Ständen.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß das Volk im Land immer sonderbarere

und irrigere Begriffe über das, was das allgemeine Wohl sey, bekommen muß.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß das Volk in dem Grad immer weniger weiß und irrig und dumm darüber urtheilt, was das allgemeine und öffentliche Wohl sey, als es im Privatleben und in der Wohnstube wenig davon zu genießen bekommt.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß nichts Dümmeres in der Welt seyn könne, als mit der Goldwaage abwägen zu wollen, was von dem, das an sich schlecht und nichts werth ist, mehr oder minder schlecht und mehr oder minder werth seyn könne.

Christoph. Weiß noch jemand etwas?

Else. Ja, ich weiß noch etwas.

Christoph. Und was dann?

Else. Ha, daß die Weiber eher alles auf der Welt als das Rothwerden verlieren sollen.

Christoph. Du hast ganz recht, daß du das noch nachholst.

Sechste Abendstunde.

Inhalt.

Von Bibel- und Glaubensworten.

Von der Ordnung im Kopfe.

Vom Religionsspotte.

Vom Trost im Leben und im Sterben.

Von Farben und Figuren hinter einem großen Nebel.

Vom Religionsstreit und Meynungen und Zank.

Vom Glauben und Anbeten.

Von der dicken Decke über den himmlischen Bogen.

Von Patronen und von Gevatterschaften.

Von Rechtshändeln und von einem Mann, der einen Rücken hat.

Von Holz und Feld.

Von Eichen und Tannen und von Steinen, die von den Brunnen wegkommen.

Von Rechtsgefahren.

Vom Menschenverstand.

Von fünf und von vierzig.

Vom Unrechtleiden.

Vom Gewinnen — vom Verlieren.

Von Advokaten. — Vom Spielen. — Vom Saufen. — Vom Spazierengehn. — Von Stebgütern.

Von der Matten.

Von kitzlichen Sachen.

Von der Lumperey eines Bauernhandels — und von Mojemaidsgen, die, Gott sey bey uns, der Teufel seyn mögen.

Dieser Nickel wäre bey aller Wahrheit, die er dem Vogt sagt, doch nicht mein Mann, sagte Christoph,

als er den sechsten Abschnitt gelesen; und Jooſt antwortete: du hast recht! ein Mensch, der für Wein schweigt, wenn er so einen Schelmen von Vogt vor den Fenstern eines armen Tropfen auflauernd antrift, ist auch nicht der, mit dem ich gerade am liebsten unter einem Dach wohnte.

Elſe. So wenig als einer, der mit Bibelsprüchen wie mit Weidsprüchen herumfährt, und Worte aus dem Evangelio und aus dem Glauben, wie Wirthshaussprüche und Wirthshauslieder anbringt.

Jooſt. Es ist mir einmal auch eins wie das andere zuwider; obgleich man gegenwärtig die Bibelsprüche auch zum Text von Wirthshausgesprächen und Wirthshausgezänk zu machen, für weit weniger schlimm anzusehen anfangt, als das Auflauern vor den Fenstern armer Leute.

Elſe. Wenn ich mich links und rechts umsehe, wie viel Schaden das eine und das andere allenthalben verursacht, so weiß ich wirklich nicht, welches ich für das Schlimmere halten soll.

Jooſt. Von der frühesten Jugend auf bringt man uns alles, was in der Welt Rechtes und Gutes ist, mit Glaubens- und Bibelworten bey; man bindet uns alle Freuden und alle Pflichten dieses Lebens, und allen Trost, und alle Hoffnungen für jenes Leben an solche Wort- und Glaubensbegriffe; man flößt uns diese Verbindung alles Guten an Bibel- und Glaubenswort so zu sagen mit der Muttermilch ein, und wenn man uns denn im spätern Alter diese Begriffe und Worte in Spott ziehet, gleichgültig

und verächtlich macht, so geht es uns wie Kindern, die von Jugend auf dahin gewohnt waren, in allem ihrem Thun und Lassen fest und steif auf ihre lieben Eltern zu sehen, und die man dann in reiferm Alter darüber aus, lacht, und ausspottet. So wie man Gefahr lauft, das innere Triebwerk ihres ganzen Seyns und Thuns im Mittelpunkt seiner Kraft zu zerstören, wenn man beym einzelnen Menschen den innern Zusammenhang ausser das Geleise der Ordnung hinausdrängt, in der jedes Individuum unsers Geschlechts von seiner Jugend auf zu fühlen, zu denken und zu handeln gewohnt war, so hat es eben dieses Bewandtniß ganz gewiß auch mit dem Volk, wenn man ihm die Worte seiner Andacht, seiner Gottesfurcht, seiner Liebe und seines Glaubens leichtsinniger- und frecherweise in seinem Innersten enthalten, und in Spaß und ins Gelächter zieht.

Christoph. Dieser Leichtsinn ist leider auch in unsern Dörfern tief eingerissen.

Jooſt. Seine Folgen sind allgemein und höchst traurig. Der Ernst unsrer Väter ist in allem Volk von uns gewichen wie ihre Treue. Es ist so weit gekommen, daß man auch auf den ärmsten Dörfern selber über die schlechtesten Handlungen von Vorgesetzten und dergleichen Leute nicht mehr jammert und klagt, sondern nur sein Gespötte und Gelächter darob hat, und ein jeder Bettelbube das feine Handwerk schlechter Streiche besser verstehn will als alle andern, und sich dessen bey einem Glas Wein im Wirthshaus vor seinen Kameraden öffentlich rühmt; und wenn es geschieht, so hat das bey dem ganzen Tisch der

Leute, die dabey sind, keine weitere Wirkung, als daß sie darüber lachen. Sie bekümmern sich sammt und sonders über die Folgen solcher lustigen, schlechten Streiche so wenig, als sich Wölfe, die einen Menschen gefressen, darüber bekümmern, was ihr Wolfsfraß für einen Einfluß auf die Haushaltung des armen, gefressenen Menschen haben möge.

Christoph. Die Folgen dieses tief eingerissenen Leichtsinns zeigen sich, wie es mich dünkt, am auffallendsten in der Art und Weise, wie das Volk allgemein über vorfallende Rechtshändel urtheilt. Es berührt den Punkt, wer recht oder unrecht habe, beynahe gar nicht, es fragt nur: wer gewinnt oder wer verspielt es? völlig wie wenn das Rechten ein Karten- oder ein Würfelspiel wäre.

Joost. Es ist wahr. Die Allgemeinheit des Worts: „wer gewinnt oder wer verspielt im Rechtshandel?" möchte einen fast auf den Gedanken bringen, die Ansicht des öffentlichen Rechts sey beym Volk ganz ausser die Ansichten des wahren Christenthums und aller Bedürfnisse der häuslichen und öffentlichen Sicherheit hinausgeworfen und falle ihm als ein Gegenstand ins Auge, mit dem man von allen Seiten ein Spiel treibt.

Christoph. Es ist aber auch ein himmelweiter Unterschied, wie unsere Alten hierüber dachten. Recht und Wahrheit lag den Leuten, auch wenn es einen Fremden betraf, am Herzen, wie wenn es sie selber angienge. Jetzt sind Recht und Prozesse selber in den schlechtesten Dörfern eine Schlupfwinkelangelegenheit der bösesten Buben im Lande, und eine Spaßmacherbelustigung für Schimpfnickel, wie der in unserm Buche.

Jooſt. Deine Anſicht iſt mehr als wahr. Es waren auch bey den Alten eben ſo wenig ſolche Schimpfnickl als ehrloſe Untervögte. Das Volk hatte auch in den niedern Ständen noch allgemein Ehr im Leibe, und wo das iſt, kann das Schimpfen und Spötteln über Sachen, derenthalben man öffentlich ſeinen Unwillen zeigen oder ſie billigen und rechtfertigen ſollte, nicht ſo allgemein eingreifen. Aber es hat, leider, Gott erbarm! gar zu viele Urſachen, die das Verderben dieſes Leichtſinns und ſeiner bis zur Religionsſpötterey gehenden Folgen in unſere Mitte hineingebracht haben. Wo die menſchliche Gerechtigkeit im Land dem Volk zum Gegenſtand des Schimpfs, Spottes und der öffentlichen Verachtung geworden, da bleibt die göttliche Gerechtigkeit ihm auch nicht mehr ein Gegenſtand der Verehrung und der Anbetung.

Chriſtoph. Die eigentlichen Urſachen, warum es mit uns in dieſer Rückſicht ſo weit gekommen, ſind mir doch noch ein Räthſel.

Jooſt. Mir nicht. Wir haben das Verderben unſers Leichtſinnes weſentlich den ſogeheiſſenen, guten Zeiten unſers Landes zu danken. Unſer Vaterland war auf keine Weiſe dazu vorbereitet, ſie wohl zu benutzen; im Gegentheil, es fand ſich auf die verſchiedenſte Weiſe dazu gereizt, ſie zu mißbrauchen. An einzelnen Orten trugen dann noch Lokalumſtände dazu bey, das Uebel dieſes Leichtſinns in ſeinen Folgen auf einen hohen Grad zu bringen. Hier war die Unwiſſenheit und Liederlichkeit eines Pfarrers, dort die Leichtfertigkeit und das gewiſſenloſe Leben eines Amtmanns daran Schuld. Im Allgemeinen war

auch die in unſrer Mitte ſich täglich verfeinernde Kunſt der Rechtsformeln und überhaupt des Regierungsbenehmens und der Regierungsanſprüche eine Sache, die inſonderheit im Anfang dieſer ſogeheiſſenen guten Zeit auf das Verderben eines Volks, das ſeit Jahrhunderten der höchſten Einfachheit der Geſetzgebung und des Regierungsbenehmens gewohnt war, um ſo mehr einen großen Einfluß haben mußte, da bey dieſen Abänderungen durchaus nicht genug Rückſicht auf die nöthige Sorgfalt ihres Einfluſſes auf das menſchliche Gemüth ſtatt gefunden hat.

Chriſtoph. So ungleich die Urſachen des Verluſts unſers diesfälligen beſſern Landeszuſtands waren, ſo iſt immer gewiß, daß das Unglück eines Landes groß iſt, in welchem ungebildete Bauersleute und Dorfeinwohner über die ernſten Gegenſtände der öffentlichen Gerechtigkeit und über die heiligen Gegenſtände des Glaubens und der Religion ihr Geſpötte treiben und ihren loſen Zungen freyen Lauf laſſen und laſſen dürfen.

Jooſt. Unter dieſen Umſtänden kann ein Hausvater, dem das zeitliche und ewige Wohl ſeiner Kinder und Kindeskinder am Herzen liegt, nicht genug Sorge tragen, daß dieſer Leichtſinn ſich nicht unter das Dach ſeines Hauſes einſchleiche, ſeinen Segen auffreſſe, und ihr Erbe und Eigen nicht in die Hände von Böſewichtern hinübergehen, die ſie verführen, ausſaugen und um das ihrige bringen. Denn der Spott über Recht und Wahrheit, über Religion und Glaubensſachen bringt gemeiniglich den Leichtſinn eines Menſchen und beſonders eines unwiſſenden und ungebildeten Menſchen auf einen ſo hohen Grad, daß

sein Haus und Hof unter diesen Umständen gar selten auf den dritten Erben kommt. Selber der Ernst, mit dem gemeine, unwissende Menschen Religionswahrheiten zu Gegenständen ihres Streites, ihrer Zänkereyen und ihrer Leidenschaften machen, wird ihnen für ihr zeitliches Leben beynahe so verderblich als andern ihr leichtsinniges Gespötte über dieselben. Das innere Wesen der Religion und des Glaubens ist durchaus kein Gegenstand menschlicher Meynungen, noch weniger menschlicher Zänkereyen. Die Verschiedenheit der menschlichen Meynungen über Religionssachen ist nicht eine Verschiedenheit über das Wesen der Religion, sondern nur über ihre Schale; und es ist ein großes Unglück, daß Menschen sich über diese Schale ereifern und einander darüber verdammen. Ich möchte auch allemal, wenn ich jemand in seiner Ansicht an menschliche Ansichten über göttliche Dinge gegen jemand anders sich ereifern sehe, ihm zurufen:

Weilen doch über den himmlischen Bogen
Eine so dicke Decke gezogen,
Daß es auf Erden finster und Nacht —
Welches uns alle so schläfrig macht,
Liebster Gott, so wolleſt verschaffen,
Daß wir doch friedlich nehmen Bedacht;
Unser Aug' sey für das Nahe geschaffen,
Und nicht gar in die Ferne zu sehn —
Mächtiger König, wehre dem Teufel,
Wenn er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wann er die Poltergeister erweckt,
Und uns mit streitigen Meynungen neckt —

Denn er damit den Seelen aufpasset,
Sonderlich auch dem Frieden nachstellt,
Welchen der Mörder grimmiglich hasset,
Deme nur, was uns schadet, gefällt,
Mächtiger König, wehre dem Teufel!
Wenn er uns reißt zu Zank und zu Zweifel,
Wenn er die Poltergeister erweckt,
Und uns mit streitigen Meynungen neckt!

Beym eingerissenen Leichtsinn in den Dörfern zeigt sich dieser Religionseifer bey den Bauern in den Wirthshäusern meistens erst, wenn sie halb besoffen sind, und vermischt sich gar öfters mit den Rohheiten und Unfläthereyen ihrer übrigen Wirthshausgespräche. In allen Fällen aber führen die Ereiferungen über die menschlichen Meynungen in Religionssachen auch gebildetere Menschen zu Aeusserungen, denen die Zartheit, Edelmuth und der hohe, reine, liebevolle Sinn des wahren Christenthums gänzlich mangelt. Ich habe mir einst aus der Predigt eines Stadtpfarrers folgende Worte mitgenommen und aufgeschrieben:

„Was ist doch der Mensch, und was bildet er sich
„ein, daß er von dem, so er über ihm und über der Erde,
„seinem Wohnplatz nur wie in einem Nebel von Ferne
„sieht, reden will, wie wann er schon dort gewesen wäre!
„Danke der Mensch Gott, wenn er eine Sonne sieht jen-
„seits des Grabes; er falle auf seine Knie und bete an,
„wenn sie ihm hell scheint; sein Anbeten, sein Glaube wird
„seine Brüder erquicken, daß sie mit ihm zur Erde fallen
„und anbeten werden, die Sonne, die jenseits der Gräber
„scheint; aber wenn ein Mann neben ihm steht und zu

„ihm sagen wird, ich sehe andere Figuren, andere Farben „und andere Gestalten jenseits des Nebels, so hüte er sich „aufzustehen von seiner Anbetung und dem Mann zu wi„dersprechen, der dieses sagt; thut er's nicht, stehet er auf „von seiner Anbetung und widerspricht seinem Gegner, „so werden auch die, so mit ihm anbeten, was er jen„seits der Gräber sieht, von ihrer Anbetung aufstehen, „ihm helfen, seinem Widersacher widersprechen, und zan„ken lernen, und sie werden wahrlich aufhören im Geist „und in der Wahrheit anzubeten, was er jenseits des „großen Nebels und der großen Meere siehet und anbe„tet; darum zanke doch niemand mit seinem Bruder ob „dem, was jenseits des Grabes und was Gottes Sache „ist. Gott wird alles dieses einem Jeden zeigen, und offen„baren, der ihn lieb hat, wenn die Stunde da ist, in „welcher dieses zu wissen, ihm möglich und unentbehrlich „seyn wird."

Elise. Das ist eine schöne Stelle; aber es braucht viel Religion ihr zu folgen, und die am meisten über sie zanken, haben immer wenig.

Joost. Es ist noch zu viel gesagt, sie haben wenig, denn die wahre Religion sättiget ganz gewiß auch die, so nur wenig von ihr haben so weit, daß sie ob ihr nicht zanken.

Christoph. Aber wir haben doch des Nickels Art und Manier zu reden auch nur von der schlimmsten Seite angesehn; eine lachende und scherzende Art, die Wahrheit zu sagen, hat gewiß oft und viel recht großen Nutzen.

Joost. Es kommt in dieser Manier alles darauf

an, wer sie brauche; es kann ein Mensch lachend und scherzend die Wahrheit sagen, der's gut meynt, und weiß, daß Liebe und Freude mehr wirkt als Eifer und Ernst; aber ein anderer wird lachend und scherzend von Recht und Wahrheit reden, weil ihm nichts an ihr liegt. Der eine scherzt, weil er schonen, der andere, weil er weh thun will, einer lächelt und sein Herz möchte bluten; ein anderer spottet mit einem Herzen, das einer Katze gleicht, die mit ihren Mäusen spielt, mitten indem sie selbige zu Tod beißt, und es sind ganz gewiß die besten, weisesten und frömmsten Menschen, welche im Stand sind, die Wahrheit und ihrem Nebenmenschen zu lieb ihr eigen Herz und ihre Thränen zu besiegen, und mitten durch ihre Beklemmungen heiterer Ruhe und lächelnder Liebe ein Ziel zu suchen, welches sie ohne diese Ueberwindung verfehlen würden; — aber Nickel hingegen ist mit seinem kaltblütigen, spassenden und lachenden Wahrheitsgeschwätz nichts als ein liederlicher Spottvogel, der weder sich selbst, noch andern Leuten viel Gutes zutraut, und mit Recht und Wahrheit und der Religion sein Spiel und Scherz zu haben scheint.

Christoph. Es ist wahr; er verräth mit einem jeden Wort, so er redet, daß er in allem nur die Absicht zu kränken und wehe zu thun hat, und das ist just das Gegentheil von dem, was die Kunst, Wahrheiten mit heiterm Gesicht und mit lachendem, munterm Scherz nützlich und wohl anzubringen, ausmacht. Ich kannte beyderley Leute, aber dann auch derer, die in der Jugend an alles, was sie wollten, mit einem feurigen Eifer setzten,

und dann im Alter über alles mit einem kaltblütigen, aber bittern Spott redeten.

Joost. Auch von dieser Art hat es zweyerley Leute. Die einen wollen, wenn ihnen unvernünftige und unrechtmäßige Endzwecke, an die sie mit leidenschaftlichem Eifer setzten, mißlungen, dann am Ende so mit einer Spötterrache ihren Muth kühlen; aber ihr Spott fällt meistens so aus, daß das Niederträchtige, das in ihrem Herzen, und das Leere, das in ihrem Kopf ist, nur desto stärker auffällt, je mehr sie spotten. Aber andere hingegen, welche mit redlichem Herzen ihr Leben guten, rechtschaffenen Endzwecken gewiedmet, aber mit allem ihrem eifrigen Streben nur den Kopf gegen die Wand gestoßen, werden oft, wenn sie endlich erliegen, und alles aufgeben müssen, auch so in einen kalten, gleichgültigen Ton fallen, und vielleicht selber scherzend von dem reden, was ihnen am stärksten am Herzen gelegen. Aber ihr Ton wird immer so sehr von der erstern ihrem verschieden seyn, als der Schall eines irrdenen Becken, und der Laut einer ausgehöhlten Rübe, von dem Klang einer silbernen Schale verschieden ist. Ich kannte einen Mann, der in einem wichtigen Geschäft auch so den Kopf gegen die Wand gestoßen, und zuletzt sogar noch aus Rache und Muthwillen darin unterdrückt worden. Dieser Mann konnte von seiner verlornen Herzensangelegenheit dem Anschein nach reden, wie wenn sie auf Gottes Boden Niemand weniger angienge als ihn; aber wenn du ihm steif ins Angesicht sahst, so fandest du sicher in der Tiefe seines Auges die stille Glut seines schwellenden Herzens, und wenn du nahe an seiner Seite horchtest,

entdeckteſt du ſicher den Athem des zurückgehaltenen Seufzers, zwey Schritte von ihm weg, glaubteſt du, er rede von Zeitungen aus Afrika, und zwanzig Schritte von ihm erblaßte der Herr, der ihn unterdrückt, wenn er nur den Mund öffnete; ja wie ein Kind, das von der einfältigſten Amme gezogen des Nachts ſich vor dem ſchwarzen Hund und vor der weißen Frau fürchtet, ſo fürchtete dieſer Herr das kalte Lächeln des Mannes, den er unterdrückt.

Ein ſolches Lächeln, das ſich auf Recht und Wahrheit, auf ein gutes Gewiſſen, gute Endzwecke und erlittenes Unrecht gründet, und ein ſolches kaltblütiges Reden über Gegenſtände, die Rache ſchreyen, aus dem Mund des Leidenden ſind zweyſchneidende Schwerdter in die Seele des Mannes, der Recht und Wahrheit unterdrückt hat. Aber behüte mich Gott davor, zu glauben, daß Nickel auch nur wiſſe, was das für eine Kaltblütigkeit und für ein Lächeln ſey.

Chriſtoph. Aber wir haben ob Nickels Schimpfreden beynahe vergeſſen zu ſehen, ob ſonſt noch etwas im Abſchnitt für uns ſey.

Jooſt. Es iſt wahr, wir müſſen des Vogt's Kühnheit, die man in dieſem Geſpräche ſo vielſeitig hervorgucken ſieht, nicht aus den Augen laſſen; denn ſie iſt das Fundament, worauf er das ganze Haus ſeiner Verbrechen gebaut hat, und bey dem er den Herrſchaftsſchreiber, den Weibel und ſelber den alten Junker gleichſam zu Handlangern und Dienſtknechten ſeiner Verbrechen gebraucht hat.

Chriſtoph und Elſe. (Beynahe aus einem Munde.) Es ſchaudert einem, ſelber den alten Junker als einen

Dienstknecht und Handlanger seiner bösen Streiche ins Auge fassen zu müssen, und doch ist es wahr, er war das wirklich.

Jooſt. Und es ist gewiß, jeder brave Landmann sollte sich vor Nachdenken fast den Kopf zerbrechen, wie es auch anzustellen sey, um dahin zu kommen, daß Edelleute und obere Beamtete einsehn lernen, wie weit es führen könne, wenn sie niederträchtige Wohldiener, die noch dazu freche und kühne Buben sind, zu Amtsschreibern, Untervögten und Weibeln machen.

Christoph. Es sollte ihnen wenigstens dafür angst werden, als Handlanger und Dienstknechte solcher bösen Bursche dazustehn und dem Volk selber als solche in die Augen zu fallen.

Jooſt. Wir haben noch den Vikari vergessen. Auch schwache und schlechte Geistliche fallen manchmal in die Stricke solcher Bursche und werden eben, wie der Junker, Handlanger und Lohaknechte solcher Bursche. Wo ich einmal immer einen hummelartigen Untervogt sehe, der den Herrn Amtsschreiber und den Herrn Pfarrer seine guten, und den Herrn Landvogt seinen hohen Patron nennt, mache ich mir das Kreuz und sage zu mir selber: behüte mir Gott das sicher übelbevogtete Dorf. Aber auch da, wo ein solcher Patron vom Amtsschreiber und Vikari hundertmal weniger schlecht und ein solcher Patron von Landvogt hundertmal weniger schwach ist, als die Patronen im Buch, so ist immer gleich wahr, daß wo kühne und freche Dorfvorgesetzte ein solches Patrocinat genießen, das stille, ruhige und glückliche Leben in einem Dorf in einem hohen

Grad gefährdet ist. Ich glaube auch, es sey aus diesen Gründen, warum einmal eine unsrer Oberkeiten ein Mandat ausgegeben, darin sie befohlen, es solle jedermann nur Leute von seinem Rang und Stand zu Gevatter nehmen, und nie Leute von einem höhern, mit Hinzusatz, diese gottesdienstliche Handlung sey seit einem Jahrhundert zu einem Hauptmittel geworden, dessen sich schlaue, verfängliche Landleute bedienen, sich bey Leuten von höherm Stand einzuschleichen, durch seine Hülfe und Handbiethung zu unbilligen, hochmüthigen Absichten und Schutz und Gunst bey ausgeübten Frechheiten und Bosheiten zu finden.

Diese Art Gevatterschaften in höhern Ständen zu suchen, fangt freylich an, bey uns ausser Mode zu kommen, aber ohne eben die Ursache davon zu loben, ist für einmal die Thatsache wahr, daß diese Mode abgenommen. Indessen kenne ich doch noch einen so beschützten Meister Gevatter, der ohne Titul und Recht ein beträchtliches Stück gemeines Land, das an seine Güter stieß, angesprochen. Die Gemeinde kannte die Kühnheit dieses Mannes und die Gefahr, sich mit ihm einzulassen, und die Härte, mit welcher der Landvogt jedermann, der mit seinem Günstling nicht gut stand, begegnete. Sie zögerte Jahre lang, ihn anzuklagen, und als sie es endlich that, versäumte sie eine Antwort im Rechten und war dafür unter dem Vorwand der Nichterscheinung für den ganzen Handel verfällt. Zwey einzige Männer im Dorfe hatten den Muth zu sagen, man müsse gegen dieses landvögtliche Urtheil apelliren; aber es unterstützte ihre Meynung kein Mensch; die andern alle sagten: wir wollen das gute Geld nicht dem fau-

len nachwerfen, mit Hinzusatz: Gewalt ist über Recht, und wo das der Fall ist, da ist das Rechten selber die größte Thorheit, die man in der Welt begehen kann. Und ich lobe mir noch diesen Trost im Unrecht, und glaube fast, wenn ich in diesem Dorf gelebt, ich hätte es mit der Gemeinde und nicht mit diesen zweyen gehalten. Doch, ich weiß das auch nicht recht. Es hätte mir das Herz abgedrückt, sehen zu müssen, wie der Mann täglich und stündlich that, was ihn gut dünkte, und keinen Menschen zu schädigen sich fürchtete; und je mehr er that, je mehr ihn alles haßte, je mehr alles über ihn fluchte, je mehr er empfand, daß Alle über ihn klagen sollten, desto weniger wagte es von Allen ein Einziger. So blieb es Jahre lang, ehe der Krug am Brunnen zerbrach. Doch er brach. Der Nachfolger des Landvogts war brav. Er öffnete dem Dorf selber über unter diesen Umständen verjährte Klagen und Ansprachen das Recht, und der Gevattermeister des alten Landvogts sitzt wirklich gefangen in Untersuchung.

Else. Das ist ein abscheulicher Mensch.

Alle mit einander. Ja wohl, ja wohl, das ist ein abscheulicher Mensch.

Else. Gott Lob! daß er jetzt in Untersuchung ist.

Joost. Wenn nur der neue Landvogt von den Fehlern und Schwächen des alten keine einzige hat, sonst könnte es leicht begegnen, daß er der Untersuchung so leicht entschlüpfte, als ein Vogel aus einem offenen Käficht.

Else. Das wolle Gott verhüten! Aber es gibt doch, will's Gott, nicht viele Orte im Land, in welchen Böse-

wichte dieser Art so viel Böses thun können und so viel Einfluß selber auf die öffentliche Gerechtigkeit haben.

Jooſt. Du kannſt dich hierin ſehr betrügen. Allenthalben, wo beſtimmte, klare Geſetze mangeln und die Willkühr des Richters in Prozeſſen offenen Spielraum hat, da finden dergleichen Burſche leichten Zutritt in ſeine Audienz- und in ſeine Schreibſtube. Allenthalben, wo das Recht an viele langweilige Formen gebunden und der Richter den Krümmungen und Wendungen der Advokatur um der Landesgeſetze willen freyen Lauf laſſen muß, da iſt die öffentliche Gerechtigkeit eine Pflanzſchule und ein eigentliches Seminarium ſolcher verfänglicher, landesverderblicher Menſchen. Man darf ſicher annehmen, allenthalben, wo das in den individuellen Karakteren der Streitenden liegende, innere Weſen aller Prozeſſe dem Richter nicht mit der Lebendigkeit und mit dem Intereſſe, das Wahrheit und Recht dem edlern Sinn der Menſchennatur einflößt, vor die Augen gebracht werden kann, da hat die Gunſt oder Ungunſt der Perſonen, die den Richter umgeben und ihm gelegentlich in den Ohren liegen oder gar in dem Papier der Prozeſſe herumhurſchen können, einen unermeßlichen Einfluß auf das Unglück, das ſolche kühne und ſchlaue Verbrecher auf jedes Dorf hinbringen können.

Jooſt ſchwieg jetzt einen Augenblick. Alles war ſtille, dann kam er wieder auf die künſtlichen Rechtsformen, die auch in unſerm Land immer mehr Mode werden wollen, und ſagte: wenn das Geſetzbuch des Landes den Krümmungen und Auswegen der Trölſucht, nicht ſo zu ſagen auf allen Blättern hütet, da ſage man mir nur

nichts dawider — es ist Erfahrungssache, daß die Advokatur und mit ihr jeder schlaue und kühne Mann im Lande in so weit und so lang über eine jede Rechtssache Meister bleiben und die Kösten und die Gefahr des Rechts so groß machen kann, daß wer nicht ein Narr ist und aus bloßer Leidenschaft handeln will, in zehen Fällen, wo er klagen sollte, gewiß neunmal schweigen muß; denn so lange der Mensch bey seinen Sinnen und bey gutem Verstand ist, leidet er lieber unrecht, als daß er z. E. um fünf Batzen wieder zu bekommen, vierzig daran wagt, und am Ende noch gefahre, durch den Fehler des Advokaten, durch Versäumniß eines Rechtsschrittes, oder was weiß ich noch, was für tausend Zufälligkeiten die fünf Batzen, um welche es sich im Prozesse handelt, selber noch zu verlieren. Und dieser Fall ist nichts weniger als selten. Wenn einer, zum Exempel, eine Stunde ehe er plädirt, unglücklich Tarok spielt, oder in seinem Rebgut, in seinem Garten oder auf einer Matte Verdruß gehabt hat, und nun nicht in der Laune ist, der Lumperey eines Bauernhandels eine halbe Stunde im Ernste nachzudenken, so geht des armen Mannes Prozeß sicher verloren.

Hier erzählte der Christoph einige, ihm bekannte Beyspiele von Prozessen, die durch eine unbeschreibliche Advokatenliederlichkeit verloren gegangen. Dann fügte der Joost noch mit Wehmuth bey, daß es nicht abzusehn, in welche Gewalt sich solche Landesbedrücker hinaufschwingen, und in was große Gefahren und Unglück sie ihre Mitlandleute bringen können, wo die Gesetzgebung den Gang der Pro-

zesse nicht vereinfacht und verkürzt, und wo die Sitten und Lebensart der Edelleute und der Personen, welche zu Richter- und Schreiberstellen im Land gelangen, auf einem Fuß sind, daß das Zufällige ihres Einkommens größer ist als ihre Besoldung. Er setzte noch hinzu: das ist allenthalben der Fall, wo Richter-, Juristen- und Schreiberstellen als ein von unbegüterten Leuten angesehn werden, die gerne mit aufrechtem Rücken Brod essen und alle Hoffart treiben, aber kein Mittel dazu kennen, als im Schreiben, Richten und Plädiren, kurz in oberkeitlichen Stellen und Diensten.

Christoph. Schweig' einmal, Joost! Schweig' einmal; es könnten noch Sachen im Abschnitt stecken, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte.

Joost. Ich will gern schweigen; aber doch habe ich schon manchesmal gedacht, es wäre vielleicht nicht das Schlimmste, wenn einmal ein treuer, vaterländischer Mann den Menschenfreunden seines Landes aus allen Ständen diesen Gesichtspunkt mit unbefangener Offenherzigkeit ans Herz legen würde.

Christoph. Ich wünsche dem Mann Glück, der's thun wird, aber einmal, wenn ich's mir in Sinn nähme, so würde ich auch mir zum Voraus für ein gutes Reisegeld sorgen, um hernach ohne Verdruß ausser dem Lande zu leben; denn im Lande selber, denke ich, kriegte ich die schwere Menge.

Joost. Doch gewiß nicht der Oberkeit, wie ich hoffe.

Christoph. Aber von den Moje-Mäuschen.

Joost. Was Teufels sind das für Thiere?

Christoph. Ich weiß es selber nicht; aber der alte Franz, der mit zwey Krücken aus Batavia heim kam, hat den Leuten, die sich allenthalben einschleichen und einschmeicheln, diesen Titul gegeben, und seitdem ist es mir zum Sprüchwort geworden.

Joost. Dein Sprüchwort mag dann wirklich ein böses Thier für einen Mann bedeuten, der die Wahrheit über seine Hausthüre hinauszutragen wagen wollte.

Christoph. Aber wir wollen jetzt darüber enden. Fritz! wiederhole uns kurz, was dich das Wichtigste von dem dünkt, das wir gesagt haben.

Fritz. Daß Leichtsinn, Liederlichkeit und Religionsspott gemeiniglich bey einander seyen, und eines wie das andere die Menschen unglücklich mache, und ihnen im eigentlichsten Verstand ihre Häuser fresse.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß kein Mensch, der ein gutes Herz und Ehre im Leib hat, einen andern ob Religion und Glaubenssachen schimpfen und auslachen, noch viel weniger verdammen soll.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß der gemeine Mann im Lande fast allenthalben gleich wenig in Religionssachen verstehe und die vielerley Glaubensformeln gemeiniglich allenthalben ohne Verstand daher brummeln.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß wir alle miteinander gar wenig von dem wissen, was über dem himmlischen Bogen; und desnahen wohlthun, wenn wir nicht gar zu viel auf eine

Weise davon reden, wie wenn wir schon da gewesen wären.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß man wenigstens bey der zweyten Kante im Wirthshause nicht viel von Religionssachen reden sollte.

Joost. Ich möchte hinzusetzen: auch nicht beym dessert an Tischen, die von Leckerbissen und feinen Weinen strotzen und sprudeln.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß ich mir nicht gerne von einem spitzigen Nickel die Wahrheit vorhalten lassen möchte.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß gute Launen die Würze aller Wahrheit, und Neigung zum Kränken mit der Wahrheit sie selber zu einem bösen Gift mache.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß man kühnen und frechen Burschen nicht leicht auch nur ein Quintli vom Rechtsgewalt im Lande in die Hände spielen sollte, um sich in diesen Ständen Patronen, d. h. einen Schutzrücken gegen die Gefahr, die ihnen ihre bösen Streiche zuziehn möchten, zu verschaffen.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß einmal eine Oberkeit diese Art von Gevatterschaften verboten.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß Gunst und Ungunst Prozesse gewinnen und verlieren machen können.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß Krümmungen im Rechtsgang eine böse, und Einfachheit und Geradsinn darin eine gute Sache sey.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß man, um fünf Batzen zu retten, nicht vierzig auf's Spiel setzen solle.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß die Mojemäusgen böse Thiere im Lande seyen.

Christoph. Weiter.

Fritz. Es fällt mir jetzt nichts mehr ein.

Christoph. Ich muß noch wiederholen, daß bey fehlerhaften Prozeßformen der Kläger und der Beklagte den Prozeß beyderseits bezahlen müssen; daß aber sein Gewinnen und sein Verlieren oft in der Hand eines dritten Mannes steht, dessen Thun und Lassen, dessen Dichten und Trachten, dessen Dummheit und Bosheit, dessen Frechheit und Liederlichkeit, dessen Spielen und Saufen, dessen Galanterien und Ehebrüche gar nicht in der Hand des Klägers und des Beklagten sind, ob sie gleich gar oft das Opfer von alle diesem seyn müssen.

Siebente Abendstunde.

Inhalt.

Von verfänglichen Leuten.
Von Frucht, Wein, Milch, Käs, baumwollenen Tüchern.
Von Hundsställen, und vom Hüten.
Von Maulhängern und von Stubenbrutern.
Vom Netscher von Rebstall; vom Wunderli von Torlikon.
Von Huren. Von Heren. Von Schelmen.
Vom Vergeßwein.
Vom Zusammenrechnen; vom Zahlen; vom Warten.
Vom Nöthigen, vom Aengstigen.
Von Heu und Stroh.
Vom Korn im Feld, und vom Schwein im Stall.
Vom Dankgeld; von Obligationen.
Von Zeugen.
Vom Zins und Marchzins.
Vom Fälligseyn, und wieder neu machen, und vom Herzklopfen des Schuldners.

Als Christoph den siebenten Abschnitt gelesen hatte, sagte er: wir sind schon wieder bey einer Menge Sachen, ob denen einem das Hören und Sehen vergehen möchte.

Es ist wahr, erwiederte Joost.

Und Christoph: aber in einem solchen Dorf und unter solchen Leuten. Nur die Beschreibung davon macht mir so bang, daß mir nicht bänger seyn könnte, wenn ich ein Hochgewitter gegen meine angesäeten Aecker anrücken sähe, das mir den ganzen Ertrag eines Jahrgangs zu Grunde zu richten drohte.

Jooſt. Es kann nicht anders ſeyn, es muß einem jeden ehrlichen Menſchen ſchwer ums Herz werden, an einem ſolchen Orte leben zu müſſen, wenn er denkt, es brauche nur einen Zufall, nur ein ich weiß nicht was, ſo könne heute oder morgen ein ſolcher Mann in einem Dorfe aufſtehn und alles Elend hineinbringen, das wir hier ſehn.

Chriſtoph. Aber braucht es denn wirklich nur ſo etwas Weniges hiefür?

Jooſt. Es braucht nur irgend etwas, wenn es noch ſo gering iſt, das ohne ſolche ſchlaue Auflaurer und Aufpaſſer nicht durchgeſetzt werden kann; ſo wird ſo ein Mann, und wenn man glaubt, es thue noth, ſo werden viele ſolche angeſtellt, und dann geht es ſicher nur wenige Jahre, ſo iſt ſo ein böſer Geiſt in einem Dorfe eingeniſtet, in dem vorher keine Spur davon anzutreffen war.

Sie redeten eine Weile noch von dieſem Gegenſtand, und Jooſt ſagte ferner: Sobald man bey uns einem ſchlauen, verfänglichen Buben einen von unſern zweyfarbigen Mänteln um den Hals oder einen ſolchen Schild an ſeinen Rock hängt, ſo iſt ihm das Thor, ſo ein böſer Land- und Leuteverderber zu werden, auf beyden Angeln aufgeſperrt.

Chriſtoph. Ich habe auch ſchon oft bemerkt, und es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß wenn man einen Menſchen, der nicht durch und durch gut iſt, völlig zu Grunde richten und zu einem durchaus ſchlechten Menſchen machen will, ſo muß man ihm nur ein Amt geben, worin er täglich auf die Fehler und Schwächen ſeiner

Nebenmenschen zu lauern und Acht zu haben verpflichtet wird.

Jooſt. Es iſt wahr. Jeder Menſch, den man ſo zur Jagd und zur Lauer gegen alles Verbotene und Schlechte braucht, wird dadurch gewöhnlich ſelber ſo ſchlecht, daß man beynahe ſagen möchte, es wäre zu wünſchen, daß man ſolche Lauer- und Jagdgeſchöpfe gleich nach der Jagd, zu der man ſie gebraucht, wieder in einen Stall ſtellen und darin eingeſperrt laſſen könnte, bis man ſie wieder zu einer ſolchen Arbeit braucht.

Chriſtoph. Mir könnten dergleichen Ställe für ſolche Jagdgeſchöpfe eben ſo wenig gefallen, als dieſe Geſchöpfe ſelber. Es dünkt mich, das Beſte wäre, es brauchte überall ſo wenig Leute zur Jagd und zur Lauer als immer möglich.

Jooſt. Du haſt ganz recht. Es iſt in jedem Fall ein großes Unglück, wenn man das Hüten, Wachen, Auflauern und Aufpaſſen zu einer großen, überwägenden Hauptſache im öffentlichen Dienſt macht und alle Winkel im Land mit Leuten anfüllt, die, wie die Laurer allgemein, zu allem Böſen weit mehr taugen und weit brauchbarer ſind, als zu irgend etwas Gutem.

Chriſtoph. Auch die Armſeligkeit des Stichelredens kommt in dieſem Abſchnitte wieder zum Vorſchein.

Jooſt. Es ſind aber durchaus nicht alle Leute, die dieſen Fehler haben, ſo halbgutmüthige, der Wahrheit und dem Recht dem Schein nach das Wort redende Nickel.

Chriſtoph. Du haſt ganz recht.

Jooſt. Ich kenne deren, die die Hartherzigkeit ſel-

ber und unter die abgehärtetesten Dorfschelmen zu zählen sind. Hast du niemals von einem Heinrich Netscher von Rebstall, den man als ein Meisterstück von einem solchen boshaften und hartherzigen Stichelredner kannte, gehört?

Christoph. Ich mag mich nicht erinnern, jemals etwas von ihm gehört zu haben.

Jooſt. Er war der Sohn eines verganteten Bauern, kam aber theils durch Anstelligkeit, theils durch Schlauheit und Betrug, und viele böse Künste zu einem beträchtlichen Vermögen, und so wie alle Bettler, die reich werden, auch stolzer und härter sind, die Leute, die von Vater und Großvater her in ererbten Häusern wohnen und ererbte Güter bauen, so ward er auch hart und stolz, und so wie er durch wilde rohe Gewaltthätigkeit und ein Herz, das weder Menschen noch Vieh schonte, sein Vermögen zusammengebracht, so blieb ihm natürlich das Rohe und Boshafte, mit dem er Zeit seines Lebens in und ausser dem Hause mit den Seinen und mit Fremden umgieng, auch im Alter; da er aber in dieser Zeit weder die vorigen Kräfte zum Arbeiten, noch das vorige Ansehen zum Unterdrücken, noch das vorige Zutrauen, mit Betrügen viel zu gewinnen, mehr hatte, so fieng er nun an, sich zur Ruhe zu begeben und auf seinem, mit sauerm Schweiß errungenen Mist gütlich zu thun und in lieber Behaglichkeit zu genießen, was ihm, wie er sagte, der liebe Gott beschert. Er gieng also jetzt, mit der Tabackspfeife im Maul, meistens müßig, und begnügte sich, den Leuten nichts weiter Böses zu thun, als sie mit Stichelreden zu kränken und zu quälen. Er gieng bey keinem Menschen

vorbey, dem er nicht eine Bosheit sagte, oder ihm einen Vorwurf machte, oder einen Schimpf anhängte; und er besaß die entsetzliche Kunst im höchsten Grad, wo er nur immer einen Elenden und Betrübten antraf, ihm allemal etwas zu sagen, oder ihn etwas zu fragen, wobey ihm ein Stich in's Herz geh'n mußte.

„Wie alt ist deiner Jungfer Tochter ihr Kind?"

„Wie lang ist's seit dein Vater aus dem Schellen-
„werk heimkam?"

„Es ist doch traurig, daß dein Bruder auch unter der
„Diebsbande!"

„Gelt, wenn du dein altes, großes Haus noch hät-
„test?"

„Was hat deine Frau gesagt, daß du an deinen Stie-
„ren das Halbe verspielt?"

Das war seine gewohnte Art, die Leute anzureden. Wenn er einen armen Menschen bey seinem magern Acker antraf, so fragte er ihn, was doch die Ursache sey, daß der Mist hier nicht anschlage. Oder sagte zu ihm: schneidest du über's Jahr auch genug, um den Ackerlohn zu bezahlen? — Sahe er ihn bey seiner verderbten grasigten Pündt, so fragte er hin, woher er doch eine so schöne Matten habe. Hörte er von ihm, daß er etwas Frucht oder Vieh zur Unzeit und unter dem Preis verkaufen mußte, so rühmte er ihm, wie es in Kurzem aufschlagen würde, und rechnete ihm nach, wie viel er dabey verloren, daß er jetzt schon verkauft habe. Das war seine Art; so quälte er einen jeden Unglücklichen, der ihm vor Augen kam; auch flohen alle arme und elende Leute vor ihm, wo

sie ihn von Ferne erblickten. Einmal aber gab ihm ein Mann vor meinen Augen den Lohn, wie er ihn von Tausenden verdienet, ob er ihn gleich vorher noch von keinem einzigen erhalten; der ihn so zahlte, war Heini Wunderli von Tornikon, der im Rebstall Hintersäß ist; der Netscher hatte diesem Mann einen Knecht angerathen, der höchst übel ausgefallen war; und nun fragte er ihn jetzt höhnisch vor meinen Augen: wie gehts dir, Wunderli mit dem Jakob? Bringst du ihn am Morgen aus dem Nest? Der Wunderli war feuerroth vor Zorn über diese Frage, und gab dem alten Schelm zur Antwort: Netscher! du hast mir den Knecht angerathen, und er ist ausgefallen, wie alles, was du mir und allen andern Leuten gerathen; aber nun, Netscher! solltest du genug daran haben, daß du mich mit diesem Schlingel angeführt, und wenn du ein ehrlicher Mann wärest, so würde es dich reuen, daß du mich so übel berathen, und du würdest dich vor mir schämen; aber jetzt kommst du noch, und spottest mir in's Gesicht, über etwas, das du weißt, wie wehe es mir thun muß, weil du selbst schuld daran bist. Ich kann's noch ertragen, daß dein guter Rath mich in Schaden gebracht. Warum war ich ein Narr, und glaubte dir etwas; aber daß du jetzt noch meiner spottest, das ist nicht auszustehen; verstehst du mich, Netscher? Ein Schelm und ein Dieb, der einem das Seine nimmt, aber hernach doch auch flieht, und einem aus den Augen geht, ist ein Engel gegen einen Mann, der mit einem umgeht, wie du und der im Stand ist, nachdem er einem mehr Schaden gethan als zehen Diebe, ihm noch unter die Augen zu gehen, und seiner

zu spotten; verstehst du mich, Netscher? So zahlte Wunderli den alten Gaudieb vor meinen Augen. Dieser gieng auch Mausstill seiner Wegen.

Christoph. Diese Antwort war gewiß gut; aber oft thut man doch gewiß besser zu schweigen, wie der Scheerer, der zuletzt, da der Vogt immerfort wörtelte und stichelte, ihm gar keine Antwort mehr gab, sondern ruhig den Mann fortrasirte, der ihm just saß.

Joost. Es ist vollkommen richtig, daß in hundert Fällen Schweigen weit das Beste ist, und es giebt wirklich nur seltene Fälle, wo so ein herzhaftes Antworten gut ausschlägt. Leute, die des Schimpfens gewohnt, und geübt sind, werden immer in jeder neuen Antwort, die man ihnen giebt, neues Gift finden, so daß man in Ewigkeit neue Antworten auf neue Bosheiten suchen müßte; schweigt man hingegen, und läßt sie reden, so werden sie zu Zeiten betroffen, schämen sich, und schweigen auch, und wenn sie sich auch nicht schämen, begegnet ihnen manchmal, daß ihr Verstand und ihre Erfahrung ihnen keinen Stoff mehr verleiht, fortzustichseln. Ueberhaupt ist, seines Weges fortgehen, an seiner Arbeit fort machen, und bey keinem Müssiggänger stillstehen, sicher das beste Mittel, von Schimpf- und Stichelreden am leichtesten loszukommen.

Christoph. Aber was mir noch in diesem Abschnitt wichtiger vorkommt, als die Stichelreden, ist, wie dieser Mann den Wein braucht, um Wunden und Schaden zu heilen.

Joost. Ja, Meister! lies doch noch den achten Abschnit, damit wir sehen, wo es mit dieser Weinarzney hin-

auslaufe. Christoph liest den achten Abschnitt und sagt dann: Es geht mit dieser Weinarzney so gut, daß man über den Arzt vor Zorn zerbersten möchte. Joost antwortet: Man kann von Leuten, die umsonst Wein ausschenken, gewiß allemal sicher zum voraus behaupten, daß sie mit Sachen umgeh'n, die Land und Leute gränzenlos verderben, und wenn es einmal an einem Ort oder in einem Haus eingerissen, daß es täglicher Brauch und Mode da wird, Wein umsonst zu finden oder zu geben, so haben Schelmen und Diebe an einem solchen Ort sicher gewonnenes Spiel; da mag einer thun und sagen, was er will, ein Glas Wein heilet allen Schaden; da werden Zeugnisse erkauft; Aussagen verdreht; da werden der Unschuld Fallen gelegt; da werden die Arbeitszeiten verwüstet; da wird die Hausordnung unter die Bank geworfen, und Weib und Kinder, Haus und Hof, Nachbar und Bruder dem aufgeopfert, und dem verrathen, der zu trinken giebt! Da magst du schimpfen und schelten; da magst du über Oberkeit und Pfarrer, über Gericht und Ehrbarkeit schmälen und schänden, da magst du deinem Feind Schelm und was du willst sagen, alles wird mit einem Glas Wein wieder gut gemacht.

Else. Das Entsetzlichste, was das Lumpengesindel bey dem Wein thut, ist, wie es über den guten Maurer loszieht, und, worob mir grauset, ist, daß selber ein Richter sich einmischt, und sagt, er sey bey der Rechnung des Maurers gegenwärtig gewesen.

Joost. Wo man Wein dabey verdienen kann, über einen armen Tropf, wie hier über den Maurer, loszu-

ziehn, da wird's gewiß allenthalben so gehn, und des Vorgesetzten Zeugniß hätte gewiß von allen den Leuten in der Scheerstube keinen Einzigen irr gemacht, wenn kein Wein da gewesen wäre. Denn in solchen Dörfern weiß jedermann bis auf den Schweinhirten und Weidbuben hinab, was es mit solchen Rechnungen und Zeugnissen für eine Bewandtniß habe.

Christoph. Nun — so weiß ichs doch nicht.

Joost. Du kannst hier auch wieder Gottlob sagen zu deinem Nichtwissen.

Christoph. Nun, Gottlob, daß ich's so lang nicht erfahren, und erst jetzt bey dir nachfragen muß, wie sie es machen.

Joost. Ich kann's dir, wie ich glaube, gar verständlich erklären. Man läßt so einen armen Tropf, ganz ohne daß er an so etwas sinnet, einmal und just zu einer Zeit, wo man eigentlich weiß, daß er keinen Heller Geld im Haus hat, zu sich kommen, und sagt ihm mit gar liebreichen Worten, aber so andringend, daß ihm darüber der Schweiß über die Stirne läuft, man habe Geld nöthig, und hoffe, er werde, ohne daß er es zu ernstlichen Mitteln kommen lasse, in Gottes Namen jetzt zahlen. Wenn denn so ein gefangener Tropf antwortet, er habe einmal in Gottes Namen jetzt kein Geld, und weiters in der Angst alle Heiligen und vielleicht den Teufel selbst zum Zeugen anruft, daß es wahr sey, so antwortet man ihm ganz kalt, es seye vergebens, es müsse jetzt Geld seyn. Nach und nach fängt denn der arme Mann von großen Zinsen,

von noch etwas darüber aus, zum Dank für's Warten, vom Heu und Stroh, vom Korn im Feld, von einem Kalb, das er noch habe, oder von einem halbgemästeten Schwein, oder von einem Stück Bett, das noch im Hause sey, oder von etwas anderm dergleichen anzureden; dann handelt man ihm in der Angst so etwas um einen Spottpreis ab; rechnet das Uebrige in dieser Gemüthsverfassung mit ihm zusammen, und bringt Zins und Markzins, und das versprochene Dankgeld für's Warten richtig, oder gedoppelt hinein, und läßt sich denn endlich bewegen, unter Zeugen eine Obligation, welche alle Augenblicke auf erstes Begehren fällig und zahlbar seye, anzunehmen; und auf diese Art kann ihm diese Rechnungstiranney im Jahr mehr als einmal erneuern, und darin dasjenige wieder hinzusetzen, was so ein geängstigter Tropf, unter diesen Umständen, anerbieten wird. Ist dann dieses Spiel ganz vollendet, so zahlt der Schuldner noch einen Krug Wein, und erst dann läßt man die Zeugen kommen, die, obgleich sie in der Seele wissen, daß ähnliche Sachen unter gleichen Umständen immer begegnen, dennoch auf das herausgeseufzte Wort des Schuldner's, „die Rechnung sey richtig," flugs unterschreiben: — daß sie dieser obstehenden Rechnung beygewohnt, und auf beyderseitiges, freywilliges Begehren, selbige zur Steuer der Wahrheit unterschrieben — mit dem sorgfältigen Anhange, daß beyde Theile mit einander angelobt, ohn' einiges Vorbehalt, bey der Rechnung zu bleiben, auch unter keinem Vorwand jemals eine neue zu begehren und Mißrech-

nung, oder was es immer wäre, dießfalls vorzuschützen.

Christoph. Das ist wohl eine abscheuliche Art von Zeugnißmacherey.

Joost. Aber eine hie und da ziemlich gewöhnliche!

Christoph. Es folget Morgen von den Rechten im Land, und der Bursch wird gewiß damit herumspringen, wie mit den Rechten seines Schuldner's.

Joost. Ich denk's auch; aber ich werde den Punkt vom Rechten im Land nicht so wohl verstehen.

Christoph. Du hast mir mit deiner Erklärung über seine Rechnungsart im Ernst Freude gemacht; aber die Sache vom Rechten im Lande liegt mir noch viel mehr am Herzen, und ich wünsche sehr, daß du sie eben so wohl verständest.

Joost. Ich wünschte es selber. Auch mir ist dieser Punkt schon oft und viel so im Kopfe herumgegangen, daß ich ihm schon Stunden lang links und rechts nachgedacht; aber zuletzt bin ich allemal in einen Wirrwarr von Sachen und Meynungen hineingekommen, daß ich mir selber nicht mehr heraushelfen konnte.

Christoph. So wird es uns Morgen dann dieses Artikels halber übel gehen.

Joost. Es kommt mir in den Sinn, Meister! du kennest unsern Kirchmeyer, und wissest, wie er in unsern Rechts- und Landessachen schon bis zum Fürsten berichtet, und sich allemal mit guten Ehren herausgezogen hat, so sehr man auch oft vermuthet, daß es ihm übel gehen

werde mit seinem eisernen Muth, den er so manchmal zeigte, wenn es das Recht im Lande antraf.

Christoph. Ja, Joost, das ist ganz sicher der einzige Mann in unserm Dorf, der über diese Sache auch etwas sagen kann, das Händ' und Füße hat. Ich will mit ihm reden, daß er morgen zu uns komme, und ihm das Buch geben, und den Artikel zeigen, damit er wisse, warum es zu thun sey, aber jetzt wiederhol' uns noch, Fritz, was die Hauptsache war diesen Abend.

Fritz. Daß man mit Allzuvielhüten Schelmen pflanze.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß man großen Bösewichtern oft auch dadurch Einhalt thun könne, wenn man machen kann, daß man sie oben und unten im Lande genau kennt, wie sie sind.

Christoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß ein boshafter Mann auch sogar noch, wenn er an Händen und Füßen halb lahm, noch immer gern darein schlägt und schädiget, und wann er sonst nichts mehr kann, noch sein böses Maul dazu braucht.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß Schweigen hundertmal gut sey, wo Vorlautseyn ein einzigesmal.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß, wo das Volk keine Ehre mehr im Leib hat, und jedermann gern ein Glas Wein umsonst trinkt, alsdann ein jeder Gaudieb, der Geld im Sack hat, thun und sprechen, reden und handeln kann, wie er nur will.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß unterschriebene Rechnungen darum nicht allemal wahre Rechnungen seyen.

Christoph. Gute Nacht.

Achte Abendstunde.

Inhalt.

Vom Recht im Lande.
Von der Hausordnung und von Hausvätern.
Von der Landesordnung.
Von den Oberkeiten.
Vom Fundament aller Brief und Sigel und Rechte im Land.
Vom Landes-Nutzen.
Vom Landes-Schaden.
Vom Eigennutz.
Von schädlichen Brief und Sigeln.
Vom Recht und Ansehn der Oberkeit.

Christoph. Verzeih' uns, Kirchmeyer! Es kommt da in dem Buch, so wir mit einander lesen, etwas von Rechten im Lande vor; wir wissen, daß du diese Sache gar viel besser verstehen mußt, als ich da, und mein Joost; wir wären aber beyde begierig, das von dir zu lernen, was du uns gern hierüber sagen wirst.

Kirchmeyer. Euer Zutrauen, Nachbarn, freut mich von Herzen; wills Gott, soll er diese meine grauen Haare hierüber mit Ehren ins Grab! und wills Gott,

soll mir Niemand nachreden können, daß ich über diesen Punkt einen Menschen mit einem gefährlichen, oder ihn zu etwas Schädlichem verführenden Wort irrgeleitet, so wenig, als es mir jemand nachreden kann, daß ich in den vielen Geschäften, die unser Land antrafen, unserm Fürsten oder seiner Regierung jemals etwas Unrechtes oder Unstatthaftes vorgebracht. So lang ich lebe, Nachbarn! oder wenigstens so lang ich bey meinen Jahren und bey mannbarem Verstand bin, ist mir das Recht im Land immer sehr am Herzen gelegen; aber ich habe es nur zu oft erlebt, daß es mehrentheils böse und gottlose Buben giebt, welche das Maul am lautesten über die Rechte im Land brauchen: desnahen es auch oft bey der gerechtesten Sache äusserst gefährlich, sich unter Leute zu mischen, die sich der Rechte im Land anzunehmen scheinen.

Christoph. Und doch bist du dargestanden für das Recht im Lande, allemal, wo es nöthig war, wie sonst kein Grafschaftsmann, das lohne dir Gott, alter Vater! Kind und Kindeskind haben's zu genießen.

Kirchmeyer. Ich that eben wenig, Nachbarn! und wollte Gott, ich hätte mehr ausrichten können; aber doch, wenn ich jetzt wieder jung wäre, ich könnte weiß Gott jetzt noch viel weniger thun und ausrichten; die Leute im Land werden täglich frecher, unbesonnener, und brauchen ihr Maul über das, was wahr und nicht wahr ist, und über das, worin sie unrecht haben, wie über das, worin sie recht haben, so daß man gegenwärtig, auch wo das ganze Land von hundert Bitten und Klagen, Begehren und Wünschen voll ist, nicht darauf zählen kann, daß

auch nur der halbe Theil davon sey, noch viel weniger sehen kann, ob es denn auch um ein Haar besser und ordentlicher stände, wenn die hundert und tausenderley Wünsche, die in allen Ecken laut werden, alle in einer Stunde erfüllt und alle Klagen aufgehoben würden. Man muß wissen, was dem Land wahrhaft nützlich ist und Segen bringt, wenn man von Rechten im Land reden will; sonst sind die zwey Worte Recht im Lande nur ein leerer Namen, der denen, die ihn ohne Verstand brauchen, leider eben so oft Kreuz und Leiden auf den Hals ziehen kann, als Nutzen und Segen. Nachbarn! das Recht im Lande und unsere Brief und Sigel sind nur dann werth, daß man davon rede, und für sie Sorge trage, wenn sie uns etwas, das uns wirklich nothwendig oder wenigstens nützlich ist, versichern; darum gewahret euch wohl, wenn von Brief und Siegeln, und von Rechten im Lande unter euch die Rede ist, ob auch von etwas, das euch wirklich nützlich und wichtig, die Rede sey.

Gute Landesrechte, gute Briefe und Siegel müssen machen, daß es den Leuten, die sie haben, in ihren Herrschaften, in ihren Dörfern und in ihren Häusern besser gehe, als wenn sie selbe nicht hätten; daß sie besser hausen, besser zu dem Ihrigen schauen, besser Ordnung halten, aus ihrem Land, aus ihrem Gewerb, aus ihrer Zeit, aus ihrem Geld, mehr Nutzen ziehen können, und besonders, daß sie ihre Kinder besser erziehen und in Stand stellen können, den Segen, den sie von ihren Vorfahren ererbt, in Ruhe und Stille auch wieder auf ihre Kinder und Kindeskinder herabzubringen, als wenn sie diese Rechte

und Freiheiten nicht hätten. — Darum nehmet für ein und allemal an, daß ein jeder, der für Recht im Lande, für Brief und Siegel, und Artikel, die keinen Nutzen bringen, eifert, am unrechten Sail zieh: denn der Landesnutzen ist der wahre Grund aller Landesrechte, Nachbarn! Die Zeiten ändern sich; das, was ehemals des Landes Nutze gewesen, ist es um deswillen jetzt nicht allemal mehr; sehet z. E. vor zweyhundert Jahren, haben zehen Bauern, die alle große Höfe gehabt, das ganze Land besessen, welches jetzund von dreißig kleinen und zehen mittlern Bauern bewohnt wird, so werdet ihr von selbst begreifen, daß die zehen alte Bauern, ehedem ihre großen Waiden nothwendig gehabt haben, und hingegen die vierzig jetzigen Bauern bey der Beybehaltung des ehemaligen Waidrechts zu Grunde gehen müßten; ihr werdet begreifen, daß sie jetzt unumgänglich nothwendig haben, Klee und Grasarten in ihren Zelgen zu bauen, und Einschläge zu machen, und daß sie ohne diese Neuerung unmöglich einen Viehstand halten könnten, welcher zur guten Anbauung dieser vertheilten Höfe erfordert wird; setzet jetzt aber den Fall, es begreifen unter den vierzig Bauern nur die dreißig kleinern die Nothwendigkeit dieser Veränderung, und die zehen mittlern Bauern haben ihre Gründe, den Wohlstand der dreißig kleinern nicht gar zu herzlich zu wünschen, und desnahen die Aufhebung der alten Waidordnung und das Ansuchen um die Freiheit in den Zelgen neue Einschläge machen zu dürfen, für sich nicht betreiben, sondern vielmehr hindern zu wollen; sehet, diese zehen Bauern kommen wirklich mit den dreyßig erstern hierüber

in

in Streit und vor die Oberkeit, sollte nun die Oberkeit ihnen Recht geben, wenn sie mit ihren alten Freiheiten und Waidrechten hervorkommen? Soll sie ihrem Muthwillen den Lauf lossen, wenn sie sich sogar mit Trotz und Kühnheit zu sagen unterstehen, sie lassen sich ihre Briefe und Siegel nicht nehmen; begreifet ihr nicht, daß die Oberkeit denen helfen und Recht geben muß, die um deswillen, weil sich die Umstände geändert, auch Rechte und Freiheiten zu neuen Einrichtungen und Ordnungen suchen müssen, und denen, welche das begehren, was allgemein sogar auch für die, welche darwider streiten, das nützlichste war? Nachbarn! Brief und Siegel und alle Rechte im Lande müssen aufhören und ungültig gemacht werden, wenn sie nicht mehr Nutzen, sondern Schaden ins Land bringen.

Denn Nutzen im Lande schaffen, und Schaden im Lande wehren, ist der Grund und das Fundament aller Rechte im Lande und aller Briefe und Siegel; auch wird ein ehrlicher Mann, der für die Nachwelt ein Herz im Leib hat, immer mit der äussersten Sorgfalt auf diesen Umstand Acht haben, und ihr könnt versichert seyn, Nachbarn! daß wer immer sich in Sachen, die die Rechte im Lande antreffen, ohne diesen Leitfaden einmischt, sich am Ende gewiß nicht mit Ehre aus dem Spiel ziehen wird.

Die Nachbarn staunen den Altvater an, der sie so lehret, und sagen kein Wort.

Der Kirchmeyer aber fährt fort, und sagt: Nachbarn! wer fürs Recht im Lande redet und sorgt, der mischet sich in die Pflichten und Sorgen der Landesväter, und das ist

in sehr wenig Fällen des gemeinen Mannes sein Nutze, oder seine Pflicht, es können nicht alle Menschen Landesväter seyn, und eben so wenig sollen oder können alle Menschen der Landesväter ihre Rathgeber seyn, die so es sind, müssen das Land in Ordnung halten, wie ein Hausvater seine Kinder, sein Haus und seine Dienste; das aber könnten sie gewiß nicht recht, wenn sie nicht im ganzen Land eben das Ansehen und eben den Gewalt hätten, welchen ein jeder Hausvater, wenn er Ordnung haben will, auch in der kleinsten Wohnstube, so unumgänglich nöthig hat. —

Die Oberkeit ist dem Land Treu und Recht schuldig, wie der Haushalter in seiner Haushaltung seinen Kindern eine gute Auferziehung und seinen Diensten Schutz, Brod und billigen Lohn, oder überhaupt seiner Haushaltung weise und sorgfältig vorzustehen schuldig ist. — Aber mancher thut das auch nicht, zerrüttet seine Umstände, bringt Weib und Kinder und sich selbst an Bettelstab, und handelt sogar auch an seinen Diensten ungerecht, unbarmherzig und untreu; aber wenn man um deswillen, daß hie und da ein Hausvater seine Pflichten nicht erfüllt, alle Hausväter in ihren Häusern nicht mehr Meister lassen, sondern sie zwingen wollte, in allen Fällen, wo sie in der Haushaltung etwas vornehmen, oder abändern wollen, mit Weib und Kindern und Diensten Rath halten zu müssen, so würde es ganz gewiß in tausend Haushaltungen, in denen jetzt gute Ordnung ist, wie eine verkehrte Welt aussehn; und mit der Oberkeit hat es völlig eine gleiche Bewandtniß; sie muß großen Gewalt und ein ungekränk-

tes Ansehn im Land besitzen, wo Ordnung, Ruhe und Sicherheit herrschen soll; auch wenn sie etwa einmal zu weit gehn und sich zu Fehlschritten verleiten lassen würde, muß ihr Ansehn, ihre Gewalt nicht leicht gekränkt werden, und das wahrlich nicht so fast um ihrer selbst, als um der öffentlichen Ruhe und um der Sicherheit des Landes willen, welches allenthalben, wo man den oberkeitlichen Gewalt und das oberkeitliche Ansehn leicht stören und kränken kann, unmöglich auf einen dauerhaften und festen Fuß kommen kann. Freilich ist es gewiß, daß niemand in der Welt ehrlicher und treuer in Allem zu Werke gehen sollte, und daß sich niemand mehr an sein Wort und an Brief und Siegel gebunden halten sollte, als eine Oberkeit; aber gewiß ists auch, daß, wo Brief und Siegel dem Lande anstatt Nutzen, Schaden brächte, die Oberkeit in diesem Fall, um der Treue willen, die sie dem Lande schuldig ist, nicht nur die Freiheit hat, sondern auch in ihrem Gewissen verbunden ist, solche Briefe und Siegel aufzuheben, und folglich alle Macht und Gewalt hiezu nothwendig in ihrer Hand haben muß; und ihr begreifet, Nachbarn! daß in diesem Fall sogar ein jeder bidere Einwohner im Land, in seinem Gewissen verpflichtet ist, seiner Oberkeit zu solchen Endzwecken zu verhelfen und Hand zu bieten. Alle Brief und Siegel, welche die Oberkeit hindern, gleiche Ordnung im Lande zu halten, oder die Abgaben des Volks mit Billigkeit und Gerechtigkeit zu vertheilen, sind wider den wahren Segen des Landes, und ihr Besitzer, wer er ist, hat großes Unrecht, sie als geeignet anzusehn, die Oberkeit zu hindern, diesfalls eine segens-

vollere Ordnung im Lande einzuführen. Briefe und Siegel für Weihren und Dämme, deren Einrichtungen Landesüberschwemmungen veranlassen, und auf dem jenseitigen Ufer weit größern Schaden anzurichten geeignet sind, als sie auf dem diesseitigen verhüten; Briefe und Siegel für Freiheit von Abgaben, welche das ganze Land drücken und den Landessegen im Allgemeinen stören; Briefe und Siegel für Freiheiten seine Mitbürger an Gewinn und Gewerb auf eine Art zu hemmen, daß Land und Leute in einer ganzen Gegend in Armuth und Elend bleiben müssen; solche Briefe und Siegel sind keine Landesrechte; es sind übelverstandene Schenkungen eines irrgeleiteten und überlisteten Vaters — und wer für solche Dinge mit der Oberkeit zanket, der ist ein ungerathenes Kind, das seine Geschwister vervortheilen will. Sehet, Nachbarn! Ich will euch ein Gleichniß geben, was es mit so übelverstandenen Briefen und Siegeln für eine Bewandtniß habe. —

Ein Vater hatte vier Söhne, und der älteste der Söhne entdeckte auf dem Gute seines Vaters eine reiche Erzgrube, und gieng dann hin, kaufte aus seinem Sparhafen (Spargeld) das schönste Pferd, das er auf dem Markt fand, und schenkte es seinem Vater auf seinen Namenstag; denn er wußte, daß er ihm kaum mit etwas anderm eine solche Freude machen könnte.

Er irrete sich auch gar nicht; denn es freute den Vater so sehr, daß er in seiner Freude zu ihm sagte: Mein Sohn! sage mir, womit kann ich dir hinwieder Freude machen. Der Sohn fiel dem Vater um seinen Hals und sagte: Ich wünsche wahrlich nichts als deine

Liebe zu meiner Vergeltung. — Aber er wußte wohl, daß der gute Vater in ihn dringen und nicht ablassen werde, bis er ihn um etwas gebeten. Nun so gieb mir dann, Vater! den dürren Hübel, der in der Mitte deines Gutes, aber auch nicht ferne von dem Gut, das mir meine Frau zugebracht, liegt, sprach der Sohn zu seinem Vater. Der Vater gab ihm diesen Hübel, und schrieb ihm einen Brief, daß er sein Eigenthum sey, und seine Brüder nichts angehen solle.

Hierauf eröffnete der böse Sohn alsobald die Erzgrube, führte das Erz auf das Gut seiner Frau und wurde bald reich; der Vater aber sah, daß er übel gehandelt, und es reuete ihn in seinem Herzen, daß er diesem Sohn seinen Hübel gegeben, denn er gedachte: sollen jetzt meine drey andern Söhne so übel verpartheilt, und des ältesten Knechte seyn, weil er diese Grube entdeckt, und mich mit seinem Geschenk des schönen Rosses an der Nase herumgeführt hat?

Er ließ diesen seinen Sohn zu sich kommen — und sagte zu ihm: Mein Sohn! ich habe dir den Hübel gegeben, um den du mich batest, und nun zeigt es sich, daß in dem Hübel ohne Vergleichung weit mehr Reichthum und Gut ist, als ich sonst überall mit Haus und Hof besitze; und jetzt, mein Sohn! weinen und jammern deine Brüder, daß du den Hübel allein hast, und bitten mich, daß ich ihnen auch etwas davon gebe.

Der böse Sohn aber antwortete seinem Vater: Du hast mir den Hübel gegeben, ich habe deine Handschrift und dein Pettschaft; was geht es mich an, was die Brü-

der dazu sagen? Der Hübel ist mein; und wenn du auch schon wolltest, du könntest mir ihn jetzt nicht mehr nehmen.

Diese harte Rede des Sohnes erbitterte den guten Vater, daß er seine drey andern Söhne zu sich rief, und ihnen sagte, er wolle ihm den erschlichenen Brief mit Gewalt wieder zurücknehmen. — Aber der jüngste Sohn antwortete dem Vater: Nein; um unsertwillen mußt du ihm seinen Brief nicht zurücknehmen, und er soll um unsertwillen nicht von dir sagen, daß du ein böser Vater, und daß du mit Unrecht und Gewalt gehandelt und ihm dein Wort gebrochen; wir wollen lieber keinen Theil an diesem Hübel — und die andern zwey Brüder redeten auch also — so wehe es ihnen auch that. Indessen war der älteste Sohn durch seine Erzgrube immer reicher und stolzer, also daß er auch seinen Vater und seinen Brüdern mit seinem Recht trotzte, und ihnen höhnisch und übermüthig begegnete, wenn er seine Schätze von dem Gute seines Vaters auf das Seinige hinführte.

Einmals aber fiel dem Vater ein, er habe diesem bösen Sohn keinen Weg durch seine Güter verkauft — und alsobald rief er seine drey Söhne, und seine Knechte, und sagte zu ihnen: Gehet hin zum Hübel meines Sohnes und sagt ihm: daß ich ihm durchaus nicht mehr erlaube, irgend etwas durch mein Gut auf seinen Hübel hin- oder von seinem Hübel durch mein Gut wegzuführen, denn ich habe ihm keinen Weg auf meinem Gut zu seinem Hübel weder geschenkt noch verkauft.

Erschrocken ob dieser Bothschaft both der böse Sohn jetzt dem Vater für den Weg den halben Hübel; der Va-

ter aber sagte: nein, du mußt mir den Hübel ganz wieder geben, oder mit keinem Fuß mehr den Weg dazu betreten, der auf meinem Lande ist. —

Da gab der böse Sohn endlich den Hübel wieder in seines Vaters Hand, und der Vater zerriß den Brief, mit dem er ihn seinem ältesten Sohne geschenkt hatte, und schrieb jetzt einen andern, mit dem er ihn allen seinen vier Söhnen zugleich gab, und starb bald darauf ruhig, daß er jetzt das Glück seiner Kinder durch Billigkeit befestigt sahe.

Nun, Nachbarn! saget, ob es jetzt nicht recht war, daß der Vater dem bösen Sohn einen Stein in den Weg geleget, der ihn hinderte, diesen Hübel zu nützen, ob er ihm gleich Brief und Siegel in die Hände gab, daß er sein Eigenthum sey; und noch mehr, könntet ihr nicht sagen, daß es sogar recht gewesen wäre, wenn der Vater selbst Gewalt gebraucht, und ohne so viele Umschweife ihm diesen erschlichenen Brief zurückgenommen, und vor seinen Augen zerrissen hätte? —

Nachbarn! es giebt ganz gewiß Fälle, wo Brief und Siegel zurückzunehmen, abzuändern, und selbst völlig aufzuheben, und unnütz und unbrauchbar zu machen, eine wahre Wohlthat fürs Land ist. — Nachbarn! nehmet jetzt das mit euch heim; denn das ist das Allerwichtigste, was man in Acht nehmen muß, wo von Brief und Siegeln und von Rechten im Land die Rede ist. — Nachbarn! ich möchte meinem Alter gewiß nicht dadurch einen Schandfleck anhängen, daß irgend einer Oberkeit schmeicheln und ihr Recht geben wollte, wo sie Unrecht hat; aber ich müßte mich auch der Sünde darob fürchten, wenn

ich's verläugnen wollte, daß es die durchgängige Erfahrung meines langen Lebens ist, die Oberkeit meyne es in den weit mehrern Fällen von Herzen gut mit dem Land, und verstehe auch den Nutzen desselben fast immer besser und wichtiger als das Volk, das nicht wie sie den Anlaß hat, täglich über Landesgeschäfte zu rathschlagen und zu arbeiten. —

Darum ist es unumgänglich nothwendig, wenn es darum zu thun ist, daß eine Oberkeit Brief und Siegel unnütz machen, und Sachen, die den Rechten im Land zuwider scheinen, vornehmen will, daß in diesem Fall verständige Landleute alle Mühe und Sorgfalt anwenden, sich wohl zu erkundigen, und zu erforschen, ob so ein Vornehmen nicht etwan zum Nutzen des Landes gereiche, oder auch, ob dann wirklicher und wichtiger Schaden für's Land daraus entstehe, oder ob es vielleicht etwan eine gleichgültige und den Schaden des Landes nicht sehr berührende Sache sey. —

Ich sage euch dies aus Erfahrung, daß die Oberkeiten in solchen Fällen ehrlichen, braven Landleuten, welche mit gutem Herzen, mit Kindersinn, mit Wehmuth und Landestreu sich über eine solche Sache erkundigen, gemeiniglich gern Licht und Erläuterung geben.

Der Kirchmeyer schwieg jetzt; und sagte dann nach einer Weile: da ich nun einmal über diese wichtige Sache angefangen, mit euch zu reden, so will ich morgen noch einmal zu euch kommen, und dieser Sache reif und ernsthaft nachdenken, daß ich das, was ich denke und meine, euch heiter und unverwirrt vorbringen könne; denn man

richtet wohl mit nichts größern Schaden an, als wenn man hierüber die Sache am unrechten Orte angreift; auch rede ich nicht in dieser Absicht mit euch, daß ihr hierüber wohl und viel schwatzen lernt; denn das ist nichts nütze. Oberkeiten sind Eltern, und Kinder müssen das Thun ihrer Eltern nicht in das Geschwätz ihres Müßigganges und ihres Leichtsinns hineinziehn; Kinder, die das thun, sind böse, leichtfertige Kinder; aber ein erwachsener Sohn, der mit Beklemmung und Sorge für seine Geschwister und für das ganze Haus seines Vaters, über die wichtigsten Vorfälle des Hauses mit seinem Vater, oder auch, wenn es thunlich, mit seinen Geschwistern selber redet, der thut hierin nicht unrecht, darum rede ich auch mit euch, Nachbarn! Denn ich halte euch nicht für müßige Kinder, die zu ihrem Zeitvertreib unnützes Geschwätz zu treiben suchen, noch viel weniger für boshafte Leute, die die Rede eines ehrlichen Mannes verdrehen, und zu etwas Bösem und Gottlosem mißbrauchen werden; nein ich rede mit euch, daß ihr im Fall der Noth, bey öffentlichen Landessorgen, verständig und weise, als gute, treue, biedere Landleute reden und handeln lernet.

Da dankten die Nachbarn dem Kirchmeyer, und sie redeten noch das eine und andere über das, so er ihnen vorgetragen, mit einander; ich kann aber dieses, da es mich zu Wiederholungen führte, die langweilig wären, hier nicht ausführlich beyfügen, sondern schreite weiter zur —

Neunten Abendstunde.

Der Kirchmeyer fing diesen Abend das Gespräch also an:

Nachbarn! Ich zeigte euch gestern, daß es Fälle gebe, wo die Oberkeit Brief und Siegel im Land, um des Landes, um seines Nutzens und um seiner Nothdurft willen, brechen, abändern, vermindern, ja sogar aufheben, zernichten und unnüz machen müsse; und daß in diesem Fall treue und biedere Landleute, von welchem Stand, Rang und Karakter sie immer seyn mögen, der Oberkeit zur Aufhebung solcher Briefe und Siegel alle Hände bieten sollten.

Denn der Landesnutze ist der Grund und das Fundament aller Landesrechte, und aller Brief und Siegel; haltet euch an diesem fest, Nachbarn! denn ich will mich auch in allem, was ich weiter sagen werde, daran festhalten.

Es ist aber dann auch nicht zu läugnen, daß es da und dort Fälle gebe, wo die Oberkeit Briefe und Siegel, Uebungen und Rechte im Land aufzuheben und einzuschränken suche, ohne daß eben der eigentliche Nutzen des Landes dieses erfordert, sondern bloß, weil ihr diese oder jene Ordnung und Einrichtung jezt nicht mehr so beliebig, und wohlgefällig ist, als eine andere und neue; ja, man muß sogar gestehen, daß Fürsten und Oberkeiten, hie und da gegen Brief und Siegel und die Rechte des Landes sogar auch solche Verfügungen treffen, die wirklich dem Nutzen und Wohlstand des Lands, eben so offenbar

zuwider, als den Rechten und Freiheiten derselben entgegen sind. —

Liebe Nachbarn! Ihr wisset, wie ich von Jugend auf über diesen Punkt gedacht, und ich denke auch noch jezt noch im geringsten nicht anders darüber, und würde, wenn ich auch noch heute mit Fürsten und Oberleiten hierüber reden müßte, ganz gewiß so steif und fest, wie vor vierzig Jahren behaupten, daß Brief und Siegel des Landes wahres Eigenthum seye, und daß sie zum Schaden des Landes zu brechen, ein Raub und ein Wortbruch seye, wozu Fürsten kein Recht haben.

Ich würde zwar jezt in meinem Alter zittern und erblassen — aber ich würde dem Fürsten, vor dem ich stände, es dennoch sagen, wenn Untreue und Wortbruch dem Stand des Fürsten keine Schande wäre, so sey Untreue und Wortbruch gegen seine Kinder dennoch ewig ein Greuel für's Menschenherz. Ich würde, so sehr ich zitterte, meine Hand vor ihm gegen mein weißes Haupt halten, und ihm sagen, der Fürstenstand rette nicht vor der Unruhe des grauen Alters, und den Schrecknissen, mit denen Gottes Natur den Erdemann lohnt, der Unrecht thut, und Treue und Wort bricht! — Ich würde dem Fürsten, vor dem ich stünde, wenn auch mein schwacher, alter Leib ganz bebte, es dennoch sagen: Du bist Mensch, Fürst! und mußt Treue und Wahrheit halten wie ein Mensch! thust du es nicht, so helfe dir Gott, wenn deine Stunde kommt, und dein Tag nahet, wo deine Gebeine faulen werden, wie die Gebeine deines Bettlers! —

Ich würde ihm sagen: Fürst! du bist Vater! und mußt deinen Kindern deine Treue und deine Wahrheit beweisen; thust du's nicht, so helfe dir Gott am Tage des Entsetzens, wo auch sie ihre Pflicht gegen dich verkennen werden! —

Ich würde ihm sagen: wenn du nur Gottes Ruthe ob uns und wie ein Feuer bist, und wie ein Walewasser, das uns verheeret, so wird unsere Treue gegen dich auch seyn, wie das Dulden des Feuers, oder des Wassers, das uns verheert, und wie ein leichter Morgennebel vom Berge weicht, so bald die Sonne Gottes nun aufgeht, so wird auch unsere Treue von dir weichen, so bald ein Strahl der Hoffnung, daß wir deinem Verderben entrinnen können, uns erscheint. — So würde ich ganz gewiß vor jedem Fürsten reden, von dem ich glaubte, er wäre fähig, sein Land gegen Brief und Siegel, und gegen Recht und Freiheiten zu drücken und zu schädigen! Aber ich rede jezt nicht mit Fürsten, sondern mit euch, liebe Nachbarn! und ich denke, ihr erwartet, daß ich euch sage, was ihr in diesem unglüklichen Falle zu thun hättet! Liebe Nachbarn! wenn auch eure Oberkeit aus dem Kreis ihrer Pflichten austreten sollte, so müsset ihr nichts desto weniger immer darin bleiben und denken, daß die Oberkeit der Vater, und ihr die Kinder seid; und dann in Gottes Namen, wenn ihr erwachsene und verständige Kinder seid, und das Thun des Vaters in seinem Hause verstehet, und richtig erkennet, daß ihr auch nicht mehr zweifeln dürfet, daß sein Thun übel sey, so redet mit dem Vater als erwachsene und verständige Kinder, so wie

ihr ihn kennet, und wie ihr wisset, daß es ihm ans Herz gehet, und je gefährlicher sein Thun und sein Vornehmen seyn wird, desto bedächtlicher und sorgfältiger müßt ihr seyn, ihn mit keinem Wort zu stossen und zu beleidigen, sondern ihn vollkommen zur Ueberzeugung zu bringen, daß ihr nicht ungehorsam und frech seid, daß ihr durchaus nichts Böses und Unrechtes suchet; ihr müßt dieses auch, beides, um seinet-, um eurer- und um euers ganzen Hauses willen thun.

Nehmt immer an, Streit mit der Oberkeit ist das Aeusserste, worauf es ein unglükliches Land, nur im Fall der Noth ankommen lassen darf; und dieser Nothfall ist nie da, als wenn alle Hoffnung, mit Geduld und dem bravsten Kinderleben die Oberkeit wieder zu gewinnen, verloren ist. Liebe Nachbarn! Ich bin ferne davon, der Oberkeit über die rechten Schranken das Wort zu reden, ich habe es gesagt, und wiederhole es: ich würde einer jeden, sich selbst und ihrer Pflicht vergessenen, recht- und treulosen oberkeitlichen Person gewiß alles sagen, was ich einem andern, pflichtvergessenen, treue — und wortbrüchigen Manne im Land im gleichen Falle sagen müßte. Aber wenn ich auch einen, in diesem Grad fehlenden Fürsten nicht entschuldigte, wenn er vor meinen Augen stünde und mich hörte, so muß ich ihn hingegen entschuldigen, wenn er nicht vor mir stehet und mich nicht höret! Ich muß ihn entschuldigen, wenn ich, beladen mit den Fehlern meiner Natur, denke, der Fürst ist Mensch wie ich. Ich muß ihn entschuldigen, wenn ich denke, er ist mein Vater und ich sein Kind! — Ich muß ihn entschuldigen,

wenn ich verhüten will, daß meine Geschwister und ich selber, uns nicht Fehler angewöhnen, die noch größer sind als des Vaters seine. Ich muß ihn entschuldigen, wenn ich verhüten will, daß die Fehler des Volks gegen den Fürsten nicht zehnfach größeres Elend über das Land bringen, als die Fehler des Fürsten gegen das Volk *)! Und

*) „Wesentlicher, hier einschlagender Zusatz zur neuen Aus-
„gabe. — Und auch das Vaterverhältniß der Oberkeit
„abgerechnet, ist es nichts als billig, daß jeder Mensch,
„der unter einer Oberkeit steht, denke, daß die oberkeit-
„lichen Personen Menschen sind wie wir alle, mit allen
„Schwächen, Leidenschaften und Gebrechen unsrer Natur,
„und daß nicht einmal die oberkeitlichen Personen allein,
„sondern überhaupt die Reichen dieser Welt und alle so
„gebenßenen, vornehmen Leute in Verhältnissen, unter
„Umständen und Versuchungen leben, die so oft auch wi-
„der ihren Willen und gegen ihr Herz zu Ansichten, Ge-
„sinnungen, Grundsätzen, Neigungen und zu einer Hand-
„lungsweise hinleiten, welche aus eben dieser Selbst-
„sucht und Selbstliebe herfließen, um deren willen auch
„ein jeder von uns mehr auf seine eigenen Rechte und
„auf seinen eigenen Besitzstand, als auf die Rechte und
„den Besitzstand irgend eines andern Menschen, den er
„auch noch so gerne hat, aufmerksam und darin nachsü-
„chig ist, und daß er hinwieder mehr den Wohlstand, den
„Ueberfluß, die Ehre und Gemächlichkeit seiner eigenen
„Familie, seiner eigenen Kinder, als den Wohlstand, den
„Ueberfluß, die Ehre und Gemächlichkeit aller andern
„Familien und aller andern Kinder, die ihm auch noch
„so nahe sind, zu Herzen nimmt. Es ist aller braven

nun, wenn ihr euch in der ganzen Welt umsehet, so werdet ihr allenthalben finden, daß beynahe alle Menschen, welche

„Leute im Lande eigentliche Schuldigkeit, nicht aus dem „Auge zu verlieren, daß die Großen dieser Welt und „selber auch unsre vaterländischen, nur bürgerlich ober„keitlichen Personen von der Wiege auf an unzählige „Aufmerksamkeiten, Handbietungen und Bedienungen „gewöhnt sind, und von all n ihren Umgebungen mit ei„ner zuvorkommenden Achtung und Deferenz behandelt „werden, die für die Schwäche der anmaslichen Men„schennatur unendlich verführerisch ist. Wahrlich ihrer „Viele werden von der Wiege an, im ganzen Umfange „ihrer Umgebungen, gleichsam als höhere Weien und auf „eine Weise behandelt, durch welche ihnen die reine „menschliche Aufmerksamkeit auf die Individualverhält„nisse und auf den Individualwohlstand der niedern „Stände in einem Grad aus den Augen gerückt wird, „daß es ihrem Herzen unbegreiflich schwer fallen muß, „die Befriedigung der wesentlichsten Bedürfnisse der Men„schennatur in den Individuen des Volks als Gegen„stande anzusehn, die für sie von großer Wichtigkeit „seyn und ihre Aufmerksamkeit in einem hohen Grade „als eigentliche Pflichtsache ansprechen sollen. Viele von „ihnen sind im Fall, das Menschengeschlecht nur als ein„zelne Haufen ihrer Bedienungsarten und als Mittel „der Befriedigung ihrer Ansprüche, Gelüste und Komm„lichkeiten anzusehn. Es ist ihnen in so weit und unter „ihren Umständen gar nicht zu verargen. Sein eigenes, „wohl oder übelverstandenes Interesse liegt jedem Men„schenkinde mehr als das Interesse aller übrigen Welt „am Herzen, und je weiter es einer (wer er sey) an

glauben, sich um einander verdient gemacht zu haben, einen äusserst ausgedehnten Grad von Hochachtung und Nachgeben

„Macht, Ehre, Geld und Ansehen gebracht hat, desto „stärker und desto unwiderstehlicher wirkt der sinnliche „Reiz hinwieder auf die Belebung seines Interesses für „die Erhaltung seines Besitzstandes mit dem ganzen Um„fange der natürlichen Triebe seiner Selbstsucht und al„ler ihrer Mittel und Kräfte. Der Mensch der Macht, „der Ehre und des Geldes ist Mensch wie der im Staube „— und nun denke Jeder, wenn er erzogen worden wäre „und unter den Umständen, Versuchungen und Reizen „gelebt hätte wie das in Rücksicht auf die Erdengenies„sungen groß begünstigte Geschlecht, ob er für die Er„haltung dessen, was er von jeher genossen, nicht eben„so das große, selbstsüchtig überwägende Interesse in sich „selber fühlen würde, welches Geld, Macht, Ehre und „Ansehn der menschlichen Selbstsucht in allen Lagen und „Umständen gemein einflößt. Er frage sich selbst, ob „es nicht eine Höhe der christlichen Selbstüberwindung „fordere, die beynahe an die Höhe eines Heiligen und „Märtyrers grenzt, aussprechen zu dürfen: ich nehme, „mitten im Genusse der Macht, des Reichthums und „der Ehre, das Interesse des gemeinen Volks und die „Sache seines menschlichen Wohlbefindens in eben dem „Umfange zu Herzen wie das meinige. Kein Mensch „darf das von sich selber aussprechen, aber darum darf „es auch kein Mensch von einem andern fordern. Das „menschliche Vereinigungsband der Großen mit den Klei„nen, der Mächtigen mit den Ohnmächtigen, der Rei„chen mit den Armen, ruht wahrlich unendlich mehr auf

geben zum Dank erwarten, und gleichsam als Pflicht fodern; — und damit ihr mich näher verstehet, so nehmt

---

„der Erhaltung der Segensmittel und Segenskräfte, die „in der Macht zu Gunsten der Ohnmacht, in der Ehre „zu Gunsten der Erniedrigten, in dem Reichthum zu „Gunsten der Armen, in dem Edelmuth zu Gunsten „der Schuß- und Rechtbedürftigen liegen, als in der „Belebung von Ansprüchen an Einrichtungen und Maß„regeln, die begründete oder unbegründete Besorgnisse „in der menschlichen Schwäche der Macht, der Ehre und „des Reichthums veranlassen und erregen könnten; und „die Art und Weise, wie die Schwäche des unkultivir„ten Volkes in den niedern Ständen, insonderheit in „einem irreligiösen und leidenschaftlichen Zeitpunkte, die „Gegenstände der Rechte und Freiheiten im Lande ge„wöhnlich ins Auge faßt und unter diesen Umständen so „viel als nothwendig ins Auge fassen muß, ist wahrlich „mehr als geeignet, bey dem Personale, in dessen Hand „das Geld, die Ehre und die Macht des Landes liegt, „nichts weniger als unbegründete Besorgnisse über die „Gefahr, darin der Besitzstand der sinnlichen Lebensge„nießungen, deren sie gewohnt sind, durch leidenschaft„lich belebte Ansichten der Volksfreiheiten und Volks„rechte gelangen möchten. Es ist aber unaussprechlich „wichtig, daß diese Besorgnisse in den obern Ständen „durch keine diesfälligen Fehler des Volks rege gemacht „werden. Der beruhigte Zustand der Macht, der Ehre „und des Reichthums ist zur Sicherstellung der wesent„lichen Fundamente, auf denen ein befriedigter, guter „Zustand des Volkes wesentlich ruht, unumgänglich noth„wendig, und die Mittel hiezu gehen unendlich mehr

z. E. den Fall an, ihr hättet selber in euern Dörfern einen Mann, der, ob er sonst gleich nicht mehr wäre, als

---

„aus dem, was das Volk zur Bildung seiner selbst für „diesen Zustand thun kann, als aus dem, was seine Pri„vilegien und Rechte dazu beyzutragen vermögen, her„vor, daß das Volk in seiner Härte brav sey und für „seine Kinder und Hausgenossen in seiner Wohnstube „mit Thätigkeit und Einsicht sorge und dadurch von frem„der und selber von oberkeitlicher Hülfe so viel als mög„lich unabhängend werde, ist das eigentliche Mittel, „durch welches die obern Stände zur Ueberzeugung ge„bracht und in die Lage gesetzt werden, auf die Bildung „des Volks für diesen Zweck einen Einfluß zu suchen „und zu finden, der mit gesichertem Erfolg zu wahrhaf„ter, inniger und segensvoller Vereinigung der obern „und untern Stände hinführt; und in dem Grad als die„ses Ziel erreicht wird, werden die obern Stände auch „an Achtung und Sorgfalt für's Volk und seine wahren „Bedürfnisse zunehmen und in sittlicher und geistiger „Hinsicht ihm auf eine Weise näher kommen, die den „allgemeinen Landessegen in den obern und untern Stän„den gleich zu befördern geeignet ist. Das Volk muß „sich selbst nicht mangeln, es muß sich selbst mit Ernst „um Kraft zu der Würde der Menschennatur zu erhe„ben suchen, und in dem Grad als es dieses thut, wird „ihm auch die Sorgfalt der obern Stände in allen Rück„sichten weniger mangeln. Die Menschennatur ist auch „im Bettler erhaben und groß, und wenn die Kinder „des Armen den höhern Ständen an Leib und Seele „menschlich besser besorgt in die Augen fallen, so wird „auch die Unaufmerksamkeit auf alles das, was das Men-

ihr, seines Herkommens ein gemeiner Landmann, aber wohlvermögend, sehr verständig und gutmüthig; sezet, die-

---

„schengeschlecht der Erhabenheit der Menschennatur, die „in den Individuen der niedern Stände wie in denjeni„gen der höhern gleich erhaben strahlt, schuldig ist, im „Wesen ihrer verführerischen Reize abnehmen und mit „ihnen auch die Zahl der verirrten Reichen und Mächti„gen, die einen, ihnen zugehörenden Stall voll ausge„zeichnet schöner Jagdhunde und Pferde höher achten „als hundert, ihnen eben so zugehörende Haushaltungen „ihres eigenen, göttlichen Geschlechts sich ganz gewiß „mindern, womit sich denn die Gesinnungen des reinen, „menschlichen Vatersinnes gegen die niedern Stände und „die Armen im Lande wesentlich wieder vermehren. Aber „wenn die niedern Stände je länger je mehr in sich sel„ber verwildern, so wird ihr Anblick bey den Reichen und „Vornehmen im Lande nicht diesen, sondern einen ganz „entgegengesetzten Eindruck machen. Das Verderben al„ler Rechte im Land geht allgemein vorzüglich aus dem „Mangel von gebildetem Vatersinn und von gebildetem „Muttersinn aus; und der gegenseitige Mangel dieses „reinen und edeln Sinnes ist mit dem Mangel von Weis„heit und Kraft in der Selbstsorge eines jeden Standes „für sich selber innig verwoben. Die wahre, menschliche „Erhaltung der Vorzüge der obern Stände ruht wesent„lich auf der gebildeten Selbstsorge der niedern Stände „für sich selbst und für ihr individuelles, von allen äus„sern Verhältnissen unabhängendes Hausglück. Diese „Sorgfalt aber mangelt, beydes, den obern und den un„tern Ständen in unserm Zeitpunkte in einem hohen „Grad. Und so lange dieses mangelt, darf wahrlich kein

ser angesehene Mann habe jetzt viele Jahre lang täglich etwas gethan, das euerm Dorf nützlich und ersprießlich gewesen wäre, und seine Zeit und sein Geld und seine Anschlägigkeit dazu angewendet, daß es euch immer besser gehe, und nehmet dann an, ihr habet um dieser Ursache willen, diesem braven, treuen Mann Gewalt und Vollmacht über viele von euern Einrichtungen gegeben, und zu seiner Zeit zu ihm gesprochen, wir wissen, wie ehrlich

---

„Stand auch in Rücksicht auf die Rechte und Freiheiten „im Land die Schuld der Fehler, die ihrenthalben vor„gehn, und der Segenslosigkeit ihres Einflusses über„haupt, einem andern zuschreiben. Sie, diese Segens„losigkeit der Rechte und Freiheiten im Lande hängt „gegenseitig von den Fehlern der obern und der untern „Stände gleich ab. Da indessen diese letztern vorzüglich „und immediat darunter leiden, so sollten sie auch die „ersten seyn, die den Ursachen und Folgen der Segens„losigkeit derselben am wesentlichsten entgegenarbeiten. „Nachbarn! Fasset die Verhältnisse und Lagen aller, in „großen Ehren lebenden, mit hohem Gewalt begabten „und große Schätze besitzenden Personen in dieser Rück„sicht ins Auge und beherzigt vorzüglich die diesfällige „Lage aller oberkeitlichen Personen. Es kann keinem von „Euch entgehn, auch der unbilligste und undankbarste „Unterthan muß doch gestehn, daß alle Oberkeiten, neben „dem, was ich schon von der Lage und den Umständen „aller Geld-, Ehre und Gewaltsmenschen gesagt habe, „noch dazu viele Sorgen mit ihren Landeskindern haben „und sich auf tausenderley Weise um dieselben verdient „machen.“

und treu du es mit uns meyneſt, und wie du in den meiſten Sachen beſſer als wir, verſteheſt, was uns nützlich, ſo mache alſo in dieſen und jenen Sachen, die wir dir übergeben, was du willſt; aber verſprich uns hingegen in einigen andern Punkten, die wir dir auch vorlegen, nichts gegen unſern Willen und Vorſchrift zu handeln; nehmet jetzt an, dieſer Mann habe Jahre lang ſein Verſprechen, und euern Willen erfüllt, und gethan, was er immer können und vermögen, euch nützlich zu ſeyn, und es ſeye euch wirklich wohl und glücklich dabey gegangen, aber einsmals ſeye der Mann über einen Artikel, in welchem ihr ihm die Hände gebunden, verdrießlich geworden, nehmt an, er habe gelüſtet, in dieſer Sache anders zu handeln, als ihr ihm vorgeſchrieben und als er verſprochen, und er habe diesfalls mit ſich ſelber ungefähr alſo geredet: Ich habe für dieſe Leute in meinem ganzen Leben mehr als [illegible] mich ſelbſt gethan, ich will nun einmal auch ſehen, ob ſie unverſchämt oder dankbar ſeyen; ich will in Rückſicht auf dieſen Artikel jetzt nicht ſo handeln, wie ſie erwarten und wie ſie mir ihn vorgeſchrieben haben, ich hätte mir gar nichts von ihnen vorſchreiben laſſen ſollen; ſo wäre es freilich ein Hochmuth und eine Schwäche von dem Mann, der alſo redete; es wäre Schande und Schade, daß dieſer treue Mann ſich ſelbſt ſeinen Wortbruch und ſein Unrecht alſo bemäntelte; aber ſolltet ihr darum denn eures Dankes und aller Arbeit und aller Sorgen, die er für euch hatte, und aller Treu und Liebe, die er euch erwieſen, alſobald gänzlich vergeſſen? Solltet ihr jetzt um dieſes Hochmuths und um dieſer Schwäche willen ihm

trotzen, wider ihn aufstehen, und ihm ins Angesicht sagen; wenn du ein einziges Pünktchen von unsern Artikeln, die wir dir vorgeschrieben, nicht erfüllest, oder änderst, so halten wir dich für einen wortbrüchigen Mann, und nehmen dir alle Gewalt wieder, die wir dir gegeben! Was für eine Schande würde es für ein Dorf seyn, wenn es sich gegen einen Mann, der durch sein ganzes Leben alle seine Zeit, sein Vermögen und seine Ruhe, dem Nutzen desselben aufgeopfert hätte, sich also aufführen würde? Und, Nachbarn! Empfindet ihr jetzt nicht, daß es die völlig gleiche Sache ist mit einem Volk, das sich gegen eine Oberkeit, von der es überhaupt sehr viel Gutes hatte, alsobald auflehnen, und Ungehorsam zeigen wollte, wenn diese auch in einem besondern Fall schon beträchtlich fehlen werde; empfindet ihr nicht, daß da ein jeder Mensch von denjenigen, um die er sich verdient gemacht, [illegible] Nachgeben, und eine bescheidene Aufmerksamkeit erwartet, es ganz natürlich seye, daß die Oberkeit in gleichem Fall es auch fordere? —

Nachbarn! Die oberkeitlichen Personen sind, wie ich eben gesagt, Menschen, mit allen Leidenschaften und Fehlern, die wir alle haben, aber auch mit allem Guten und mit allem Wohlthätigen, das allgemein im Menschenherz liegt, und man darf von sehr vielen mit Zuverläßigkeit hinzusetzen: sie sind wie Eltern, sie theilen das Herz im Leib mit ihren Kindern; wenn die Kinder das Vaterherz, das alle *) Oberkeiten haben, recht an sie zu ziehn wissen.

*) „Alle Oberkeiten." Leser! Halte deswegen den

Auf dieses Vaterherz muß man wahrlich in der Welt, oft gegen allen Anschein, zu Zeiten auch mit Furcht und Zittern trauen und bauen; hundertmal aber hilft einem in den schwierigsten Fällen von Landesrecht, diese einfache Betrachtung heraus, daß man nie für Siegel und Briefe, sondern nur für das, was darin ist, streiten müsse, und nie stärker, als die Sache, wofür man streitet, werth ist. Nachbaren! Die Rechte und Freiheiten, die Briefe und Siegel in einem Lande, sind immer von gar mancherley Art, und immer sind die einen ohne alle Vergleichung mehr werth als die andern; der Hauptunterschied ist zwischen den Rechten, die dem Land wahren Nutzen bringen, und den Freiheiten, die etwa nur hie und da einen hochmüthigen, Geld- und Ehre halber selbstsüchtigen Mann im Lande bey guten Launen halten und auf eine, seine Mitbürger drückende Weise über sie emporheben. Aber allenthalben ist ein Land übel daran, wenn es Rechte und Freiheiten um deßwillen gar viel hoch und werth achtet, weil sie seinen Hochmuth kitzeln oder seinem bösen Gewalt gegen irgend eine Klasse seiner Mitmenschen Mittel und Spielraum in die Hand geben, besonders wenn es Rechte und Freiheiten betrift, die dem Landesfürsten unan-

---

Kirchmeyer weder für einen Schmeichler noch für einen Dummkopf, sondern bedenke, daß in der unbestimmten Sprache der ländlichen Einfalt ein ganz verständiger Mann sagen könne: „alle Eltern haben ein Vater- oder Mutter-„herz," wenn auch wirklich in seinem Dorfe zwey bis drey Väter wohnten, welche ihre Kinder elender behandeln als die Thiere die Jungen ihres Geschlechts. —

genehm und zuwider sind. — Nachbarn! die größte Ehre eines Volks ist immer, wenn es seinem Fürsten lieb ist; und die Rechte im Land, und alle Siegel und Freiheiten haben, wie alles in der Welt, auch ihren Preis; und man mag sagen, was man will, so ist gewiß immer eine Narrheit, wenn man einem kleinen Recht einen großen Genuß aufopfert. Liebe Nachbarn! nehmet über diesen Punkt folgende Grundsätze zum Leitfaden eurer Gesinnungen und Handlungsweisen an.

Je näher und mehr ein Landesrecht und eine Freiheit die wahren Fundamente des Hausglücks aller oder wenigstens der meisten Individuen im Lande antrifft, desto mehr soll euch ein solches Recht am Herzen liegen und wichtig seyn.

Je weniger aber dieses der Fall ist, desto weniger darf sich ein allgemeiner Eifer für die Erhaltung dieses Rechts zeigen.

Wenn so ein Recht überall nur eine Hoffart- und Hochmuthssache ist, so soll es euch ganz und gar nur nicht zu Sinn kommen, für dasselbe gegen den Willen des Fürsten auch nur einen Mund aufzuthun.

Ich muß euch hierüber ein Beyspiel erzählen. —

Das Dorf Oberstreulingen hatte vor Altem her das Recht, und ich glaube gar Briefe und Siegel dafür, daß sein Vogt jeden Rechtstag im Schloß an des Oberamtmanns Tisch essen durfte. Der Vogt aber war ein alter, abgesoffener Kerl, den die Frau Oberamtmännin nicht vor sich leiden konnte, und mit dem sie also auch nicht alle Wochen einmal an einem Tische essen wollte: Sie

hat desnahen bey der ersten Aufwartung die Fürstin, daß man dieses unnütze und ihr beschwerliche Recht abschaffen möchte; worauf dann gar bald der Befehl nach Streulingen kam, der Vogt solle an jedem Rechtstag einen Gulden zu beziehen haben, und im Wirthshaus zehren; der alte hochmüthige Narr fieng über diese Abänderung Lerm an, die Bauern im Dorf rotteten sich zusammen, klagten laut, daß man ihnen Brief und Siegel breche; brachten auch die Sache wirklich vor die höchste Rechtsbehörde, welche dann folgende Resolution ertheilte: „Der „Vogt in Streulingen mag ferner laut des anmaßlichen „Dorfrechts alle Audienztage an des Amtmanns Tisch, „aber ohne daß im Schlosse verbunden sey, ihm an diesem „Tische Gesellschaft zu leisten; auch solle der Amtmann „gar nicht verpflichtet seyn, ihm über den Werth von fünf „Batzen aufzustellen, indem das Dorf gar keine Brief und „Siegel dafür habe, wie man den Vogt trattiren müsse.“ Das erhielten die Bauern, oben drein aber hatten sie, so lange der Vogt lebte, noch einen ungnädigen Fürsten.

Nun, Nachbarn! saget mir, geschah jetzt dem alten Untervogt unrecht? Wer im Lande hätte etwas verloren, wenn er ruhig im Wirthshaus seinen Gulden verzehrt hätte? Würde ein gefälliges Nachgeben des Volks gegen den Vaterwillen des Fürsten nicht verständig und dem Dorf wahrhaft nützlich gewesen seyn? Es ist mit dem Fürsten und der Oberkeit, wie mit Hausvätern. Kindertrotz verderbt das beste zärtliche Vaterherz; und Gehorsam, stiller dankender Kindersinn macht lieb, und gewinnt das härteste unter den Vaterherzen. Ich kann es nicht

genug wiederholen, ein irrender und fehlender Hausvater, selbst wenn er seine Haushaltung unglücklich macht, bleibt dennoch Vater; und zehnfach ist das Unglück des Hauses, in welchem ungerathene Kinder dem fehlenden Vater keine Dankbarkeit, keine Hochachtung, und keinen Gehorsam mehr erzeigen wollen; und zehnfach leichter ist die Wiederherstellung eines Hauses, in welchem tugendhafte und verständige Kinder, den lieben, irrenden verführten Vater mit Thränen in den Augen, und mit sanftem, stillem, leidenden Dulden von dem Schädlichen, das er liebt und thut, abzuhalten und zurückzuführen suchen. Nachbarn! Es ist ganz gewiß vielseitig der Mißbrauch der Briefe und Siegel, welcher verursacht, daß sie den Oberkeiten und Fürsten mißfallen; und wenn es gleich nichts weniger als immer der Fall ist, daß die Aufhebung derselben ursprünglich durch ein trotziges und rohes Benehmen des Volks veranlaßt worden ist, so ist es ganz gewiß fast immer das ungewandte und ungeschickte Benehmen der Personen, denen das Volk in dergleichen Landesangelegenheiten Vertrauen schenkt und deren unbedachte Aeusserungen und Schritte das Volk später zu einem leidenschaftlichen und trotzigen Benehmen hinlenkt, das in Sachen der Landesrechte dem Volk schon so oft nachtheilig geworden; und man muß auch hierin sagen, man muß allen Uebeln in seinen Anfängen vorbeugen; wenn sie stark eingewurzelt und gichtig geworden, so ist ihre Heilung in jedem Falle schwer. Dieser Anfang im Vorbeugen aller bürgerlichen Uebel ruht in der Sorgfalt des gegenseitigen Zutrauens zwischen der Oberkeit und dem Volk.

In diesem Gesichtspunkt fuhr der Kirchmeyer fort. Harmonie mit dem Hausvater ist immer der wesentliche Fuß alles Hausglückes, und wohl werth, daß man ihm hie und da eine alte Haussitte, einen alten Hausbrauch, den er nicht mehr gern hat, aufopfere.

Harmonie mit dem Fürsten ist immer das Hauptfundament des allgemeinen Wohlstandes, und hiemit wohl werth, daß man ihm hie und da eine alte Uebung, Gewohnheit, Liebhaberey, oder auch wohl einen alten, unwichtigen, gesiegelten, staubichten Brief aufopfere.

Was aber auch immer in Bezug auf Brief und Siegel, und Recht im Land vorfallen mag, so ist in allen Landesgeschäften dieses höchst wichtig, daß ein Unterthan niemals einen Unwillen oder einige Bitterkeit gegen die Oberkeit im Land zeige — und in dieser Absicht muß man immer den Willen des Vater's und Herrn von dem Thun und Willen seiner Knechte, die von der höchsten Behörde im Land nicht genug beachtet, in der Lage sind, hie und da mit Privatmuthwillen den Meister zu spielen, unterscheiden.

Und, Nachbarn! wenn so ein böser Knecht euers Fürsten oder eurer Oberkeit euch plaget, und euch Unrecht thut, so hasset und verachtet meinetwegen den bösen Knecht, wenn ihr euern Feind nicht zu lieben und zu segnen vermögt, und alle Arten von Leuten, die Ansprüche, welche Rechte und Freiheiten zur Nahrung ihrer Selbstsucht, ihres Hochmuths, zum Schaden ihrer Mitlandsleute und Dorfgenossen, zum Nachtheil der öffentlichen Landesordnung und des öffentlichen Landessegens und sogar zum

Trotz des Fürsten gebrauchen, das alles sind Leute, denen ein verständiges Volk unter keinen Umständen die Beschützung seiner Rechte und Freiheiten anvertrauen wird.

Wer sich selber, seine Kinder, seine Verwandten, seine Nachbarn verderbt, und die, so die nächsten um ihn sind, zu Grund richtet, der wird mit den gleichen Fehlern auch sein Land zu Grund richten, so laut er auch für die Freiheit, Rechte, und den Nutzen des Lands sonst das Maul brauchen wird. Desnahen man auch solche Leute unter keinen Umständen viel zählen, ihnen niemals die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten und die Besorgungen der Rechte und Freiheiten eines Landes anvertrauen darf; am wenigsten aber kann man sie in den mißlichen Lagen eines Streits zwischen dem Land und dem Fürsten gebrauchen. Denn, Nachbarn! sehet selbst, ob es auch möglich sey, daß Kinder auf eine kränkendere und schimpflichere Art ihren Vater beleidigen können, als wenn sie ihm durch den unordentlichsten und unhauslichsten Nachbar, der im Dorfe wohnt, Vorstellungen machen lassen, daß er besser hause.

Zehnte Abendstunde.

Diesen Abend redete der Kirchmeyer zu dem Christoph und seinen Leuten also:

Ich kann den Punkt, wie viel die Selbstsorge des Volks und eines jeden Individuums im Lande für sein eigenes Wohl und überhaupt ein stilles, frommes und bra-

des Leben dazu beytragen könne, die Rechte und Freiheiten eines Landes zu beschützen und zu erhalten, nicht beyseite legen, sondern will diesen Abend noch fortfahren, mit euch davon zu reden.

Nachbarn! Der Nutzen und Vortheil der Oberkeit besteht wesentlich darin, daß ihre Angehörigen wohlhabend und leicht im Stande seyen, die öffentlichen Abgaben zu zahlen, und zu den allgemeinen Bedürfnissen des Landes das Nöthige beyzutragen; und eine stille, eingeschränkte, häusliche, arbeitsame Aufführung ist in der ganzen Welt das, was allem Volk den Weg bahnet, wohlhabend zu werden, und folglich die allgemeine Landeslasten mit Leichtigkeit zu tragen. Unter diesen Umständen wird eine jede Oberkeit ihren größten Gewinn und Vortheil von der Beschützung der Freiheiten finden, durch welche das Hausglück stiller, gewerbiger und arbeitsamer Einwohner gesichert und geäuffnet wird; wo hingegen ein Volk händelsüchtig, unruhig, boshaft, gewaltthätig, müßig und lasterhaft ist, da werden einige Oberkeiten gar leicht Beweggründe finden, um von den Lastern und Bosheiten dieses Volks Vortheil zu ziehn und ihrem straf- und bußwürdigen Leben in allen Winkeln besser nachspüren zu können, ihm hie und da Rechte und Freiheiten, die dem Segen des häuslichen Lebens vortheilhaft waren, einzuschränken und ihm Gesetze zu geben verleitet werden, die die Hausverwirrung, welche ihre Laster veranlaßt haben, noch mehr erhöhen werden.

Indessen werden dann an solchen Orten, an welchen die Einwohner der herrschaftlichen und oberkeitlichen

Beamteten durch ihr schlechtes Leben sehr viel eintragen, die Hauptquellen der solidesten und wichtigsten Landeseinkünfte in ihrem Wesen untergraben, da hingegen bey einem frommen, tugendhaften Volk, welches seinem Gewerbe und seinem Beruf mit Fleiß und Treue obliegt, diese Hauptquelle der öffentlichen Einkünfte sich immer vermehren und erhöhen; ein solcher Ort wird auch durch die Ausdehnung seiner Gewerbsamkeit und den wahren Nutzen, den er von seiner Freiheit zieht, alle Landesauflagen mit einer Leichtigkeit zusammenlegen, von deren man sich bey einem unwerthsamen, müßiggängerischen Sclaven- und Trölervolk keine Begriffe machen kann; aber er wird seine Landesobrigkeit auch praktisch und thätlich überzeugen, daß selbst eine plötzliche und unverhältnißmäßig groß scheinende Erhöhung der Landesauflagen seine häuslichen Umstände bey weitem nicht so schnell zerrütten, als sie es an denjenigen Orten allgemein und unausweichlich thun, deren Glück nicht auf ein stilles, häusliches und wirthschaftliches Leben gebaut ist; daher auch einer jeden Oberkeit selbst sehr vieles daran liegen muß, einen solchen Ort in dem Genusse derjenigen Freiheiten und Rechte, auf denen sein häusliches Wohl beruht, nicht zu kränken und zu beeinträchtigen. Ein solcher Ort aber läßt sich dann auch nicht vom bloßen Wort: Recht und Freiheit, und von den vielerley Einbildungen des Hochmuths und Ehrgeizes, denen man so oft den Namen Freiheit und Recht giebt, an der Nase herumführen, sondern schaut steif und fest ohne Nebenabsichten auf die Sache selber und auf ihren Nutzen; ein solcher

Ort geht nicht leicht aus dem Gleis seiner Ordnung und seines Friedens. Der stille Fortgang seiner Berufsarbeiten ist ihm äusserst wichtig, und so entfernt er davon ist, Unrecht ohne Klagen und schweigend zu ertragen, so entfernt ist er auch, schnell Unruhe anzufangen und leicht laut alles in Bewegung zu setzen; mit Zutrauen auf sein Recht bittet er seine Oberkeit im stillen ehrbaren Ton eines bescheidenen Orts um Schutz und Hülfe, wenn er glaubt, daß seine Rechte gekränkt werden sollten; er erlangt bey seiner Arbeitsamkeit richtige Einsichten über den Nutzen seiner Freiheiten und Rechte; er wird also darüber leicht Rede und Antwort, helle Erläuterung und klares Licht geben können; es wird ihm leicht seyn, den Schaden und Nachtheil zu zeigen, den er und das Land leiden würden, wenn ihm diese oder jene Freiheit, dieses oder jenes Recht entrissen werden sollte; aber er hütet sich, diesen Schaden um ein Haar größer und stärker vorzustellen, als er wirklich wäre, und bleibt steif und fest bey der reinen Wahrheit; ohne im geringsten mit seinem Recht zu trotzen, zeigt er den Nutzen dieser Rechte für ihn selbst und das gemeine Wesen; er zeiget den bescheidnen stillen Gebrauch, der davon gemacht worden, und den Unterschied der Glücksumstände derjenigen Orte, die diese Rechte und Freiheiten nicht haben.

Auf diese Weise wird ein treues, weises, wirthschaftliches Volk sein Recht, seine Freiheiten sich durch seine Tugend selber versichern, und höchst selten in ihrer Beschützung unglücklich seyn; denn der Vortheil des Landes

hängt bey einem solchen Volk zu auffallend mit der Aufrechthaltung seiner Freiheit zusammen.

Aller dieser Vortheile aber entbehrt ein unwirthschaftliches Volk, dessen Umstände voll Verwirrung, dessen Gewerb Loto's und Karten, dessen Einkünfte Sporteln und Taxen, dessen Sitten voll Hochmuth, dessen Herz voller Gelüste, dessen Augen voll Neid, dessen Mäuler voll Unsinn, dessen Zungen voll Frechheit, dessen Köpfe voll Wind, und dessen Hände voll Müssiggang sind. Die Freiheit eines solchen Volks ist dem Landessegen und der ob ihm wachenden Landesregierung kein Vortheil; sie erscheint dir wie das Schäumen des sprudelnden Wein's, den man in Becher schüttet, der Schaum des Augenblicks vergeht, und der Becher ist leer, beynahe bis an den Boden; ein solches Volk ist zum Austrinken gut, weil es noch Schaum hat, man gewinnt nichts mit ihm mit warten und sparen.

Aber ich sehe es, Nachbarn! es ist auf eurer Zunge, und ihr wollt mir vorwerfen, daß es Fälle gebe, wo alles dieses nicht passe, Fälle, wo der Irrthum und die Hartnäckigkeit der Macht aller Weisheit, aller Güte, und aller Gerechtigkeit spotte und trotze, den wahren Nutzen der Regierung wie denjenigen des Landes, mit Füßen trete, und dem gerechtesten, frömmsten Betragen des Volks, in so fern es den blinden Gelüsten ihrer Selbstsucht mißfällt und zuwider ist, desto größere Wuth und Bosheit entgegen setze; Fälle, wo Raub und Zerstörung und Unglück das leidenschaftliche Ziel der Rachsucht und Verblendung gewaltthätiger Menschen und Ungerechtigkeit und

Wort-

Wortbruch das offenbare Mittel ihres bösen und landesverderblichen Einflusses sey.

Nachbarn! Euer Einwurf ist wahr. Es gab solche tyrannische Fürstenknechte selbst auf unsern Bergen. Ihre Handlungsweise empörte das Menschenherz. Es war nicht mehr zu ertragen. Fromme, treue, Männer setzten Leib und Leben daran, das Vaterland von dem bösen Gewalt und dem Unrecht, das wir litten, zu retten. Unser Tell lauerte, nachdem sein Vaterherz persönlich zur höchsten Verzweiflung gebracht wurde, dem Geßler hinter dem Gebüsch auf und erschoß ihn. Wir danken Gott für die Folgen der Handlung dieses Mannes und überhaupt für die Folgen der Treue und des Muth's der Stifter unsrer Freiheit. Aber das Einzelne ihrer Handlungsweise, die eine Folge der eigentlichen Verzweiflung ihres unglücklichen Landes war, kann in keinem Fall, welche Segenswirkungen es auch immer gehabt haben mag, als das Beyspiel der Rechtlichkeit irgend einer bürgerlichen Handlung angesehn und behandelt werden.

Wir dürfen für unbedingt annehmen und die Geschichte zeigt es uns klar, daß unsere Väter alle Mittel erschöpft haben, durch Demuth, Geduld und Rechtlichkeit das Menschenherz der ihre Gewalt mißbrauchenden Vögte zu gewinnen, ehe sie sich zu einem Schritte der Selbsthülfe entschlossen. Aber so wie wir Gott bitten müssen, daß kein Volk in diese unglückliche Lage versinke, so müssen wir zugleich beyfügen, daß das Beyspiel der Selbsthülfe unserer Väter, durchaus nicht geeignet sey, irgend einen Menschen zu berechtigen, sein Land, unter welchen

Umständen es auch seyn möchte, den Gefahren auszusetzen, denen jedes Land durch den Versuch einer solchen Selbsthülfe nothwendig ausgesetzt ist, und denen auch unser Land nothwendig hätte unterliegen müssen, wenn Gottes Vorsehung uns nicht auf eine wunderbare Weise davor bewahrt hätte. Oder wer hat je die Waage in die Hand genommen, gewogen, und den Fall ausgezeichnet, wo Recht und Gerechtigkeit, wo Klugheit und Menschlichkeit, und wo des Landes Nutze und seine Noth erlauben, und fodern, daß ein Mensch wider den Tyrannen seines Landes das Schwerdt in seine Hand nehme, und ihn tödte! Ich, für mich, nehme hierüber die Hand vor meinen Mund und schweige. Gott Lob aber ist die Zeit des Faustrechts und der rohen Barbarey, in der man die gesetzlosesten Gewaltthätigkeiten, beydes, der Obern gegen die Untern und umgekehrt, als gesetzlich und recht in die Augen fallen machte, vorüber. Gott Lob! die Stimme der Menschlichkeit, Weisheit und Liebe, die sich im göttlichen Wort ausspricht: „Stecke dein Schwerdt in die Scheide, denn alle, „die das Schwerdt brauchen, werden durch dasselbe um„kommen" — wird in unsrer civilisirten Welt, trotz ihrer bedauerlich steigenden Schwäche und eben so bedauerlich steigenden Verirrungen, allgemein immer vielseitiger gefühlt. Auch unsre Schwächen und Verirrungen tragen dazu bey, daß dieses göttliche Wort der Liebe in unsrer Mitte immer mehr erkannt und gefühlt werde. Der Sinn der Gewaltthätigkeit ist im einzelnen Menschen schon schrecklich und fürchterlich; collectif in den Sinn von Menschenhaufen und Menschenmassen übergegangen, ist er ent-

fetzlich und schauerlich. Das fällt nicht nur im öffentlichen, es fällt selbst im häuslichen Leben auf. Man kann sich nichts Gräuelhafteres, nichts Entsetzlicheres denken, als wenn die Kinder im häuslichen Leben in diesem Sinne der Gewaltthätigkeit gelenkt und ihnen die Lehre eingeflößt würde, sie müssen ihren Eltern nur in so fern und nur so lange gehorchen, als ihre Befehle gerecht und gut und die Eltern noch beym Verstand und guten Sinnen seyen; sie dürfen aber ihren Vater und ihre Mutter, wenn sie im Kopfe verrückt und rasend werden sollten, mit eigener Gewalt und eigener Hand an Händen und Füßen anbinden.

Es stoßt allen Menschensinn im Kinderunterrichte, dem einfachen Befehl Gottes: „du sollst Vater und Mutter ge„horchen" den Zusatz zu machen: „so lange sie dir nichts „Unrechtes befehlen."

Solche kleinmüthige Beyträge zu mächtig großen, seelerhebenden Wahrheiten schwächen und verderben das menschliche Herz im Innersten seiner heiligsten Kräfte. Das Kind kann in seiner Unschuld nie denken und soll im Unterrichte nie auf den Gedanken geführt werden, daß ihm seine Eltern je etwas Böses und Gottloses befehlen, und eben so wenig auf denjenigen, daß sein Vater und seine Mutter je unsinnig werden könnten; es soll noch viel weniger unterrichtet werden, wie es sich in so einem traurigen Falle zu benehmen hätte.

Der Unterthan einer Oberkeit soll eben so wenig dahin geführt und unterrichtet werden, wie er sich gegen die böse Gewalt einer wüthenden, gottlosen, Recht und Ge-

rechtigkeit mit Füßen tretenden, oberkeitlichen Person oder Behörde schützen und schirmen könne, solle und dürfe. Aber der Mann, der mit redlichem Herzen seine Obrigkeit liebt, und seine Pflichten gegen sie erfüllt, und der Ort, der seine Rechte und Freiheiten mit weiser, sorgfältiger Bescheidenheit braucht, der Ort, der durch die Weisheit und Mäßigung seiner häuslichen Einrichtungen seine Einwohner allgemein, weise, sorgfältig und bedächtlich gebildet, dieser Ort wird, im Fall allgemeiner Landesbedrückung, im Fall allgemeiner landesverderbender Handlungen, welche Tyrannen, die aufhörten Menschen und Fürsten zu seyn, an ihm ausüben werden, immer Männer finden, welche die Pflichten gegen ihre Nebenmenschen, gegen ihre Kinder und Nachkommenschaft und gegen ihr Vaterland, mit Standhaftigkeit, Weisheit und Landestreu erfüllen werden.

Aber hierüber sollte jeder Unterthan zum voraus berichtet und gefaßt seyn, daß so wie Vater, dessen Kinder sich bey irgend einem Fehler, der ihnen zu ihrem Nachtheil hätte entschlüpfen können, sogleich zusammenrotten und rathschlagen würden, wie sie ihn mit Gewalt hindern können, in Zukunft eine ähnliche Handlung zu ihrem Nachtheil zu begehen, sich dadurch einen über sie unwilligen und empörten Vater zuziehen und auch an den härtesten Maßregeln, die denn dieser zum Schutz seiner Vaterrechte gegen sie brauchen möchte, selbst schuldig seyn würden, und daß bey ähnlichem Benehmen der Völker gegen einen, in etwas fehlenden Fürsten die Folgen davon die nämlichen seyn müßten. Ich will damit gar nicht

behaupten, daß oberkeitliche Personen nicht oft eine sehr fehlerhafte Neigung zeigen, dem Volke nützliche und dem Lande ersprießliche Rechte, Freiheiten, Briefe und Siegel zu schmälern und einzuschränken. Ich behaupte nur so viel, daß wenn ihre Unterthanen verständiger, arbeitsamer und wahrhaft kultivierter wären, so würden sich die Fürsten in dem Grad über das, was ihr und ihres Landes wahrer Nutzen ist, weniger irren.

Der Kirchmeyer ließ sich über diesen Punkt dahin aus, daß er sagte: wenn z. Ex. nur die Einkünfte, die sie von der Bosheit, von der Trölsucht, von Schlag- und Rechtshändeln bezieh'n, anfiengen, nicht mehr viel einzutragen, wie dieses bey der wachsenden, häuslichen Vernunft und Sorgfalt des Volks nothwendig der Fall seyn müßte, so werden sie auch anfangen zu begreifen, daß diese Auflagen nicht der Vortheil des Landes seyen. Er gieng noch weiter und sagte, wenn sich ein Land durch eine wahre Kultur dahin erheben würde, ihrem Landesherren eine einfache, auf dem Werth ihrer Besitzungen und ihres ganzen Eigenthum's gegründeten Vermögenssteuer anzubieten, und sicher zu stellen, welche ihm das alles ersetzen würde, was ihm die zufälligen und verwirrten Auflagen eintragen, mit denen die Freiheit des Land's so oft gekränkt, die Ordnung der häuslichen Wirthschaft so oft unterbrochen, die Aeufnung des Eigenthums und Gewerb's so oft eingeschränkt und gehindert, folglich das Glück des Landes und der Werth der Besitzungen so oft verringert wird, so glaube ich, keine obrigkeitliche Behörde in der Welt würde ihre eigenen Vortheile so verkennen, und lie-

ber ein Sklavenvolk, und wenig unsichere und verwirrte Einkünfte haben, als ein freyes Volk und mehr und sichere Einkünfte. Und Nachbarn! so viel nehmet sicher an, daß die meisten Oerter durch mehrere Hausordnung und Arbeit und Gewerbsamkeit ungleich mehr an die öffentlichen Bedürfnisse und an das Land abgeben könnten, und gerne abgeben würden, wenn nur Gleichheit, Ordnung, Billigkeit und Weisheit der Eintheilung dieser Abgaben zum Grund läge; und der Fall nicht so oft einträte, daß man durch die Abgaben die Hühner selber tödtet, die Eyer legen, deren einziger Jahrsbetrag mehr werth ist, als einige Hühner zusammen. Der häusliche Wohlstand eines Volkes ist das einige solide Fundament der öffentlichen Einkünfte; und dieser gründet sich auf eine Hausordnung und Anstelligkeit, die ohne wirklich großen und sichern Spielraum in der Wirthschaft nicht möglich und nicht denkbar ist: d. i. ohne einen bestimmten Grad von bürgerlicher Freiheit und Sicherheit.

Der Christoph dankte hierauf dem Kirchmeyer, und sagte ihm, er glaube alles, was er über Recht, Freiheit und Auflagen gesagt, verstanden zu haben, aber doch wolle ihm der Punkt mit der allgemeinen Vermögenssteuer nicht in Kopf: siehe Kirchmeyer! sagte Christoph, diese Vermögenssteuer müßte so viel abtragen, als alle Auflagen zusammen, sonst nähme man sie nicht ab, und nun weißt du doch wohl, daß viel Auflagen und Landeslasten nur auf Müßiggänger, Verschwender, Tröler, auf unruhige, boshafte Köpfe fallen; und nun? Wenn man jetzt dieses alles von den häuslichen Einwohnern durch Vermögenssteuer

zu erhalten suchen würde: würde man nicht dem stillen Mann im Lande damit Unrecht thun, und anstatt die Hummel, deren Verderben des Landes Wohl ist, zu brandschatzen, und den guten Bienen, deren Fleiß und Wohlbefinden des Landes Segen ist, den Honig, der ihr Leben fristet, nehmen? —

Der Kirchmeyer antwortete: Die Sache hat wirklich diesen Anschein, aber sie ist nicht so; und ich bin froh, daß du mir diesen Einwurf gemacht hast, ich will ihm bis Morgen nachsinnen, und euch so deutlich als möglich zu sagen suchen, wie ich darüber denke.

Eine Zwischenbemerkung zwischen die zehnte und eilfte Abendstunde.

Es ist jetzt vierzig Jahre, seit dem ich den Kirchmeyer über die Rechte und Freiheiten der Völker in dem Sinne dieser Blätter reden ließ. Die Epoche, in der dieses geschah, war gleichsam auch für die Schweiz der Vorläufer des Zeitpunkts, in welchem sich die fürchterlichen Volksbewegungen über die Begriffe von Freiheit und Recht verbreiteten, die kurze Zeit hernach in ganz Europa so viel Unglück veranlaßten. Die Berichtigung der Volksbegriffe über diese Gegenstände war für mein Vaterland in diesem Zeitpunkt um so wichtiger, da die Einfachheit des väterlichen und kindlichen Freiheitssinnes der alten Schweizer im Leben des Regierungspersonale sowohl als im Volksleben schon lange verschwunden, und die in unsrer Mitte zwar moralisch und religiös kraftvoll begründete, aber äusserlich und bürgerlich durch Briefe und Siegel in allen

Ständen beschränkte, oberkeitliche Gewalt über ihre Angehörigen schon seit mehrern Menschenaltern angefangen, sich nach Regierungsformen und Mitteln hinzulenken, die einerseits von dem bestimmten Geist reiner Kronrechte über unbedingte Unterthanen ausgiengen, und anderseits auch äusserlich in ihren Formen das Gepräge derselben ganz an sich trugen. Ich konnte mir unter diesen Umständen nicht verhehlen, daß diese Grundabänderung unsers diesfälligen Fühlens, Denkens und Handelns sowohl dem Geist als dem buchstäblichen Sinne vieler Rechte, Freiheiten und Privilegien im Lande entgegen stand und in dieser Rücksicht natürlich in den verschiedenen Volksklassen des Landes nicht ganz unbegründete Besorgnisse über ihre Rechte und Freiheiten anregen und veranlassen konnte. Ich habe es desnahen für gut gefunden, in diesem Zeitpunkte dem Kirchmeyer Worte in den Mund zu legen, die mir geeignet schienen, unser gutes Volk in der Beurtheilung der diesfälligen oberkeitlichen Verfügungen zu einer Mäßigung, Sorgfalt und Bescheidenheit hinzulenken, die der Sicherstellung der Ruhe und der Segensgenieſſungen unsers freyen Vaterlandes dienlich und ersprießlich schienen. Dieses Denkmal meiner diesfälligen Gesinnungen und Handlungsweise ist mir auch um so wichtiger, da die spätern Begegnisse meines Vaterlandes die gegenseitigen Leidenschaften über diesen Gegenstand auf eine Weise steigerten, daß auch meine Ansichten vielseitig mißkannt und mit den unlautern, selbstsuchts- und anmaßungsvollen Ansichten und Ansprüchen dieser Epoche unwürdig vermischt wurden. So sehr ich aber

auch jetzo noch mit den Ansichten des Kirchmeyer in Rücksicht auf die zu erzweckende Volksstimmung übereinstimme und die Selbsthülfe, die sich Väter und Mütter zur Erzielung der ersten Segnungen aller wahren Rechte und Freiheiten des Landes in ihren Wohnstuben selbst geben können und sollen, als das eigentliche Fundament alles wahren Landessegens, folglich auch alles wahren Segens, den Briefe und Siegel dem Lande verschaffen können, ansehe, so kann ich bey der, in unsrer Mitte unwidersprechlich allgemein stattfindenden Abschwächung der Wohnstubenkräfte aller Stände und bey der verlornen Einfachheit der väterlichen und kindlichen Gemüthsstimmung, die gegenseitig in den Ansichten über Rechte und Freiheiten in unserm Lande statt finden, die Schwierigkeiten, die die Wiederherstellung einer solchen Gemüthsstimmung im Wege stehn, mir nicht verhehlen, und die Aeusserungen des Kirchmeyer über die Selbsthülfe, die sich das Volk auf die wesentlichsten Segengenießungen der Rechte und Freiheiten im Lande selbst geben kann und soll, sind um so weniger geeignet, mir auch jetzo noch hierin ein Genüge zu leisten, weil seit den vierzig Jahren, in denen ich ihm diese Aeusserungen in den Mund legte, die Wohnstubenkräfte und Mittel des Volks in allen Rücksichten, folglich auch in Rücksicht ihres Einflusses auf ein edles und weises Fühlen, Denken und Handeln für die Rechte und Freiheiten im Land in unsrer Mitte unendlich abgenommen. Ich habe auch meine Ueberzeugung in dem Zusatze zu den Aeusserungen des Kirchmeyer, den ich vor einigen Jahren dem alten Manuscript dieser Abendstunden beygefügt und jetzt in die

neue Ausgabe derselben, mit Gänsefüßchen („) bezeichnet, aufgenommen, bestimmt ausgedrückt.

Das, was ich in den folgenden drey Abendstunden dem Kirchmeyer allgemein und besonders in Rücksicht auf die Gleichheit der Abgaben, so wie überhaupt in Rücksicht auf alle Maßregeln zur Wiederherstellung der väterlichen und kindlichen Ansichten der Rechte und Freiheiten im Lande in den Mund gelegt, befriedigt mich noch weniger. Die Gründe, die auch nur noch vor vierzig Jahren einen wohlwollenden Schweizer vermögen konnten, von den Bestrebungen zur Verbesserung der Wohnstubenkräfte und ihres Einflusses auf die Bildung aller Stände solide Anbahnungsmittel zur Wiederherstellung des väterlichen und kindlichen Sinnes, der dem alten Segensgenuß der Rechte und Freiheiten zum Grunde lag, zu erwarten, haben in unsrer Mitte im Allgemeinen alle Kraft verloren. Es braucht gegenwärtig unendlich mehr, um die Grundkräfte der Menschennatur, die in der alten Schweizerzeit den Realsegen unsrer Briefe und Siegel innerlich begründeten, aus dem Todesschlafe, in den sie im Allgemeinen vielseitig versunken, zu erwecken und ihnen auch nur die ersten Keime eines, im Geist und in der Wahrheit erneuerten, jugendlichen Lebens wieder einzuhauchen. Vaterland! Nosce te ipsum. Die Segenstage deiner alten Einfachheit sind für dich auf ewig vorüber. Bloßes, in dir hie und da individuell belebtes Wohlwollen hilft dir im Allgemeinen in vorliegender Rücksicht zu nichts mehr. Der Umfang und die Natur der Abschwächung der innern Segenskräfte, die die böse Verkünstlung unsers Fühlens, Den-

kens und Handelns in allen Ständen herbeygeführt, fordert ganz andere Fundamente und eine weit tiefer greifende Kunst zur Wiederherstellung unsrer selbst, als ehedem die bloße Erhaltung unsrer selbst in Kräften, die wir hiefür wirklich besassen, erfordert haben.

Das Bedürfniß tief greifender Maßregeln und Kräfte zu unsrer Wiederherstellung ist indessen in unserer Mitte in dem Grad groß, als wir, durch den Sinnlichkeitsgeist unsrer Tage abgeschwächt, beynahe unfähig geworden, diese Maßregeln zu ergreifen; und doch ist ihre Ergreifung für uns dringend; unser Zeitalter ist so viel als im ganzen Umfang unsrer Existenz bis zur Unnatur der Kunstwelt versunken. Die selbstständige Existenz der Individuen aller Stände, dieses hohe Resultat des kraftvollen Erwerbs- und Berufslebens der Bürger ist in unsrer Mitte in dem Grad gefährdet und schwierig gemacht, als wir desselben immer mehr bedürfen. Je mehr wir individualiter verschuldet und abhänglich werden, desto mehr Genießungen sprechen wir an und desto mehr Dienstleistungen fordert man von uns. Es ist wahr, je mehr unsere Kräfte zu einer befriedigenden Selbsterhaltung in unsrer Mitte abnehmen, desto mehr wachst auf der einen Seite die ausschweifende Neigung zu einem unbestreitbaren Luxus, und desto mehr steigen auf der andern Seite die Ansprüche des Staates auf die Mitwirkung der Individuen aller Stände zum öffentlichen Dienst; und je mehr sich die Individualkräfte aller Stände für ihre Selbstbefriedigung schwach fühlen, desto mehr wird ihre Kraft zur Mithülfe am öffentlichen Dienst angesprochen und desto mehr ver-

sinken wir in allen Ständen zugleich in Rücksicht auf die Befriedigung der Privatbedürfnisse allgemein in eine drückende und erniedrigende Gunst- und Gnadenabhänglichkeit zur Befriedigung unsrer an sich überflüssigen und zu unserm Stande und unsern Verhältnissen unpassenden, aber uns unentbehrlich gewordenen Angewöhnungen und Bedürfnisse. Dadurch steigern sich die Schwierigkeiten der Wiederherstellung unsrer selbst in Rücksicht auf die Fundamente der wesentlichen Segensgenieſſungen aller Stände ins Unendliche. Die Erziehungs- und Bildungsmittel, die uns diesem Ziel entgegen führen und allmälig dazu vorbereiten könnten, müssen ihrer Natur nach nothwendig von einer weit höhern, weit tiefer greifendern und hierin weit raffinirtern Kunst ausgehn, als unsre Väter zur Erhaltung der Segensgenieſſungen ihrer einfachen Verhältnisse und der mit diesen übereinstimmenden Rechte und Freiheiten des Landes bedurften. Es ist desnahen aber auch ein dringendes Bedürfniß unsrer Zeit, das Wesen des einzigen Mittels, von dem die Wiederherstellung unsrer selbst in dieser Rücksicht möglich ist, die Naturgemäßheit des Erziehungswesens in seiner innersten Tiefe zu erforschen, und es ist die Sache des Menschengeschlechtes zu trachten, hierin zu den ersten Elementen dieses Gegenstandes durchzudringen.

Ich habe mich durch mein Leben bestrebt, mein Scherflein zur Befriedigung dieses großen Bedürfnisses unsrer Zeit beyzutragen. Ich darf sagen, das wesentliche Resultat meiner Lebensbestrebungen, meine Nachforschungen über das Wesen und die Mittel der Idee der Elementar-

bildung hat mein Daseyn verschlungen. Ich darf sagen, die Welt, mit allem ihrem Wissen und Können, mit allem ihrem Treiben und Thun, ist mir in meinem Innern so viel als zu nichts geworden gegen die Gewalt, in der das Streben nach der Erforschung dieser Idee in mir lebt, und noch heute sehe ich keine Möglichkeit, dem großen Ziel der Wiederherstellung der wesentlichen Kräfte, die dem Wesen der Privat- und öffentlichen Segnungen unsers Geschlechts zum Grunde liegen, als in der Fortsetzung, Erweiterung und Allgemeinmachung der Nachforschungen über seine Natur und das Wesen der Elementarbildungsmittel unsers Geschlechts. Meine Ansichten über diesen Gegenstand, die sich mir selbst noch nicht klar bewußt, schon im Buche Lienhard und Gertrud ausgesprochen, haben den bon sens meiner Zeitgenossen vielseitig angesprochen und sie die Wahrheit und Wichtigkeit einiger meiner diesfälligen, wesentlichen Ansichten wirklich lebendiger fühlen gemacht, als ich sie damals selbst fühlte.

Die Fortsetzung und Erweiterung meiner Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und die vielseitigen, wenn auch schon nur empyrischen Erfahrungen meines diesfalls thätigen Lebenslaufs haben mir in Rücksicht auf die Begriffe von der ächten Naturgemäßheit in der Erziehung und ihrer Mittel und mit ihr die Begriffe von der Natur und dem Wesen der Idee der Elementarbildung immer klarer gemacht und allmälich zu bestimmtern und heitern Begriffen über einige Theile dieses großen Gegenstands hingeführt. Die ersten und größten Aufschlüsse über diesen Gegenstand gaben mir die Versuche der Vereinfachung und

Versinnlichung der Zahl- und Formlehre, als reines Entfaltungs- und Bildungsmittel der menschlichen Denkkraft. Diese Versuche haben, ungeachtet der Beschränkung und Einseitigkeit, in der sie in Burgdorf in unsrer Mitte hervortraten, ihre innere Wichtigkeit schon bey ihrer ersten Erscheinung durch Resultate erprobt, die die Aufmerksamkeit jenes Zeitpunkts so viel als allgemein auf diesen Gegenstand hinlenkte. Auch hat sich die Wichtigkeit dieser Versuche durch alle Schwierigkeiten und Störungen meiner Lebensbestrebungen fortdauernd bewährt, und allmälig das Wesen der Idee der Elementarbildung in unserer Mitte in einem weitern Umfange ins Licht gesetzt und hauptsächlich klar gemacht, daß die elementarischen Entfaltungsmittel der menschlichen Kräfte von den elementarischen Uebungen der Anwendungsmittel derselben wesentlich gesöndert werden müssen. Die ersten, die elementarischen Entfaltungsmittel unsrer Kräfte sind ewig und unveränderlich in allen Lagen und Verhältnissen des Menschengeschlechts die nämlichen und immer sich selbstgleich; sie ruhen auf unveränderlichen und ewigen Gesetzen der Menschennatur selber; weder Stand, noch Verhältnisse, noch Umstände vermögen irgend eine Abänderung in der Befolgung ihrer ewigen Gesetze anzusprechen. Das ganze Menschengeschlecht hat in allen seinen Individuen ein Recht, die Befolgung dieser ewigen Gesetze in Rücksicht auf die Entfaltung seiner Kräfte und Anlagen unter allen Umständen als ihr unabänderliches Recht anzusehen und anzusprechen.

Die zweyten, die Anwendungsmittel unserer Kräfte,

deren Daseyn und Beschaffenheit von der Lage, den Bedürfnissen und Umständen, so wie von dem Grad der innern Anlagen und äussern Gelegenheiten und Handbiethungen bestimmt und so wohl erweitert als beschränkt und verengert werden, abhangen, sind unter sich so verschieden und ungleich als die Umstände, Anlagen, Gelegenheiten und Handbiethungen zur Anwendung dieser Kräfte im gesellschaftlichen Leben beym einzelnen Menschen verschieden sind. Es haben in Rücksicht auf die elementarische Bearbeitung, beyder, sowohl der Entfaltungs- als der Anwendungsmittel unsrer Kräfte in unsrer Mitte wesentliche und einige erfolgreiche Versuche statt gefunden, aber das Ganze der für die Menschheit so wichtigen Bearbeitung der Idee der Elementarbildung und des Umfangs ihrer Ausführungsmittel ist nicht die Sache eines einzelnen Menschen oder einiger weniger, unter sich dafür verbundener, unreifer Menschen und Neulinge, noch viel weniger die Sache meiner individuellen Schwäche, meiner Beschränkung und meines Alters, der ich selber in Rücksicht auf die Bearbeitung des Gegenstands so viel als allgemein unreif und mich noch heute, am Ende meiner Laufbahn, als einen Neuling dieses Gegenstandes anerkenne und anerkennen muß. Die allgemeine Bearbeitung des Gegenstands der Idee der Elementarbildung ist die Sache des Menschengeschlechts, sie ist die Sache des Menschenherzens und aller Menschenfreunde. Indessen will ich für die Fortsetzung dieser Versuche, die in meinem Hause und an meiner Seite statt gefunden haben, bis an mein Grab thun, was in meinen kleinen Kräften liegt, und auf der

einen Seite das Umständliche meiner diesfälligen Anstrengungen, Erfahrungen und Versuche in dem Journal, das mit Anfang künftigen Jahrs erscheint, dem Publikum umständliche Rechenschaft geben, auf der andern Seite aber die Ausführungsmittel dieser großen Idee, so weit sie in mir selber heiter und klar dastehn, im 5ten und 6ten Theil von Lienhard und Gertrud als unter den Augen Arner's in ihren Anfangspunkten ausgeführte Thatsache dem Publikum darlegen und dadurch einerseits die Möglichkeit ihrer Ausführung, anderseits die Größe und Wichtigkeit der Folgen, die diese Ausführung ihrer Natur nach auf die Erneuerung der Wohnstubenkräfte aller Stände und dadurch auf die Fundamente aller häuslichen und bürgerlichen Segnungen und aller Kräfte, die diesen Segnungen zum Grunde liegen, so wie aller Mittel, durch die sie erzielt werden müssen, in ein heiteres Licht zu setzen suchen, wodurch denn auch natürlich ihr Einfluß auf den innern, heiligen Segen aller wahren Rechte und Freiheiten, so wie aller Briefe und Siegel, die zu ihrer Sicherstellung in die Hände der Völker gelegt sind, in seiner Wahrheit und Reinheit an den Tag gelegt und folglich auch die reine Gemüthsstimmung, die zu ihrer richtigen Beurtheilung nothwendig ist, befördert werden kann und soll. Gott gebe nur, daß ich am Ende meiner Laufbahn noch die nöthige Ruhe und den nöthigen Frieden erhalte, die ich zu einer erwünschten Ausführung dieses mir am Herzen liegenden Zwecks bedarf.

Eilfte Abendstunde.

Der Kirchmeyer fieng sogleich an: Es ist allerdings wahr, daß viele Auflagen und Landeslasten nur auf Müssiggänger, Verschwender, Tröler, auf unruhige, boshafte Köpfe fallen; und nun, wenn man jetzt dieses alles von den häuslichen Einwohnern durch eine Vermögenssteuer zu erhalten suchte, so scheint offenbar, daß man dem stillen Mann im Lande damit unrecht thun würde. Es ist ferner wahr, daß Auflagen, die auf alle Individua eines Landes vertheilt sind, vom Einzelnen an sich ganz kleine Beyträge erfordern; eben so, daß der arme Mann durch seine Umstände und Lagen an Einschränkungen und Entbehrungen gewohnt ist; daß es am Ende des Jahrs bey ihm im Allgemeinen gleichviel ist, ob er z. Ex. das Pfund Salz um einen Kreuzer theurer oder wohlfeiler bezahlt habe, daß hingegen der reiche Eigenthümer, wenn das Resultat der Salzsteuer durch eine Vermögenssteuer herbeygeschafft werden sollte, sehr beträchtliche Summen als Beytrag dazu leisten mußte, und da er dessen gar nicht gewohnt ist, so würde er es als eine Ungerechtigkeit ansehen und alle Mittel, die in seiner Hand sind, dafür brauchen, zu verhüten, daß diese Last nicht auf ihn falle. Je größer der Reichthum eines Mannes im Lande ist, desto unverhältnißmäßig kleiner ist die Staatslast, die ohne sein Zuthun, ohne seine Fehler, und ohne seinen Willen auf ihn fällt; daraus entsteht, daß er seinen ganzen Reichthum nach seinen Gelüsten, ohne alle verhältnißmäßige Rücksicht auf die Bedürfnisse und Vortheile seiner Mit-

menschen und ihrer kollektiven Vereinigung im Staat gebraucht, und in dieser Rücksicht in demselben wie ein verwöhntes Kind in einer übel- und launig geführten Haushaltung lebt und mit seinem Vermögen umgeht; und in Rücksicht auf die Auflagen selber das für eine unerträgliche Last ansieht, was nicht der hundertste Theil dessen ist, das er bey einer gerechten Ansicht des Auflagenverhältnis zahlen müßte. Diese Verwöhnung geht auch bey den mittleren Eigenthümern in's Unglaubliche. Die Uebel aber, die daraus entstehn, sind nicht zu berechnen. Der unverhältnißmäßig leicht belastete Reiche ist unendlich leichtsinniger, gedankenloser, eitler und flatterhafter im Gebrauche seiner Einkünfte, als er es seyn würde, wenn er in einem gerechten Ebenmaß mit seinen Mitbürgern belastet wäre. Daraus entsteht dann aber, daß nicht nur jährlich Millionen Einkünfte im Lande segenslos in Rauch aufgehn, die bey einer gerechten Belastung des Reichthums vernünftiger, sorgfältiger und folglich auch segensreicher gebraucht worden wären. Die Folgen davon führen in Rücksicht auf den innern wesentlichen Zustand der Fundamente des öffentlichen Wohlstands in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht unendlich weit; der leichtsinnige, flatterhafte, eitle und gedankenlose Gebrauch des Großreichthums führt durch den unausweichlich nothwendigen Zusammenhang der Sinnlichkeitsgenieſſungen aller Stände nicht nur die mittelmäßig Reichen, sondern selber den gemeinen Mann, den Armen und Nothdürftigen zu eben der Flatterhaftigkeit, Gedankenlosigkeit, Eitelkeit und Leichtsinn in seinen Ansprüchen zu aller Art von Sinnlichkeits-

genieſſungen und mithin zum leichtſinnigen Gebrauch des letzten Pfennings, den er per fas und ne fas in ſein Haus zu bringen vermag. Dieſer Zuſtand aber greift dann natürlich in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht in die Fundamente des öffentlichen und Privatwohlſtandes und ſeiner heiligſten Segnungen ein. Es iſt alſo offenbar, daß die Großreichen, wenn ſie des wahren Menſchenſegens, ſelber auch nur in Rückſicht auf ihr eigenes Familienglück Rechnung tragen würden, die erſten ſeyn müßten, die wünſchen ſollten, daß die Landesauflagen mit großer Rückſicht auf das Realvermögen eines jeden Landeinwohners eingerichtet würden.

Dieſe Anſicht überzeugte den Chriſtoph, und ſie redeten noch eine Weile in verſchiedenen Rückſichten über dieſen Gegenſtand.

Das Recht der Oberkeit, Auflagen zu machen, war einmal ſelber der Vorwurf ihres Geſpräch's. Der Kirchmeyer ſagte: Dieſes Recht iſt ſeiner Natur nach ſo heilig als das Recht der Eltern, von ihren Kindern Hülfe, Handbietung und Mitwirkung zu allem dem zu fordern, was zur Führung eines geſegneten, glücklichen und ruhigen Hausweſens nothwendig iſt. Wider dieſes Recht zu reden, wäre offenbar gegen die Ruhe und Sicherheit des Landes und gegen die Fundamente der Möglichkeit eines ruhigen und geſegneten Beyeinanderwohnen's aller und jeder Glieder des Staates geredet. Die Art aber und Weiſe, wie das Geld, welches die Oberkeiten vermög dieſes Rechts beziehen, herbeygeſchafft wird, iſt nicht das Recht ſelber, und es iſt allerdings erlaubt, jede Unterſuchung anzuſtel-

len, durch welche der wahre Nutze der Oberkeit und des Landes hierüber in ein heiters Licht gesetzt werden kann; und dieses ist umsomehr nothwendig, weil nicht geläugnet werden kann, daß die Art und Weise, wie dieses Geld hie und da herbeygeschafft wird, die mehrern Einwohner im Lande oft mehr bedrückt, als wenn sie das Doppelte auf eine andere Art und Weise geben müßten. Die Oberkeiten kennen gar oft den gemeiner Mann im Land zu wenig, und wissen oft nicht eigentlich, worin und wie diese Auflagen sein Hausglück und die Ordnung seines Hauswesens befördern, oder zerstören, und wir Landleute, die das alle Tage vor unsern Augen sehen, sollten es den Vätern des Landes zeigen, und sagen; aber es ist leider Gott erbarm so, daß die, so es am besten wissen, und sehen, und Pflicht- und Amtshalber mit der Oberkeit davon reden sollten, oft und viel ihren Vortheil davon haben, wenn die Oberkeit hierin unwissend, wenn das Hauswesen der Einwohner in Unordnung, und in allen Ecken allerley Bedrückungssachen durch ihre Hände gehen; indessen bleibt immer gewiß wahr, daß die Auflagen des Landes auf eine Art eingerichtet seyn sollten, welche die Hausordnung und Gewerbigkeit und den Fleiß der Einwohner nicht stören, sondern äuffnen und befördern würden; der niederste Einwohner im Land hat wie der oberste nöthig, daß er alle seine Ausgaben, alle seine Pflichten und Schuldigkeiten, richtig und bestimmt kenne, und sogar die Zeit und Weise, wie er alles zahlen und abschaffen muß, genau und eigentlich wisse. Der Geist der Ordnung, der beym niedersten Bauern, wie bey seinem Erbherrn, den Wohlstand

seines Hauswesens sichert, und im eigentlichen Verstand der Grundstein der Nationalhausheblichkeit und Gewerbsamkeit eines Volks ist, dieser Geist der Ordnung muß vorzüglich in den niedern Ständen erzielet und befördert werden.

Festgesetzte und ordentliche Abgaben machen, daß alles im Land sich nach ihnen richtet. Die Landesauflagen werden durch Gerechtigkeit in allen Ständen, eben wie alles Rechtthun und die höchste Stufe des Rechtthuns, die Pflichten des Christenthums, zu einer Last, die ihnen leicht, und zu einem Joch, das kommlich ist. Aber auch die Auflagen, von denen man nicht im reinen Sinn des Worts sagen kann, daß sie gerecht verhebt seyen, werden dadurch auch dem Unrechtleidenden unendlich erleichtert, wenn ihre Beziehungen nur auf festen Einrichtungnn ruhen und von aller Gewaltthätigkeit und entehrender, erniedrigenden Rechtlosigkeit frey sind. Wesentlich erleichtert es alle Arten von Auflagen, wenn diejenige, die sie zu entrichten verpflichtet sind, über die Art, sie zusammen zu bringen, sich bis auf einen gewissen Punkt selbstständig zu berathen befugt sind.

Wenn z. Ex. ein Dorf eine Landstraße auch ohne Rücksicht auf die Frage, ob es seine Schuldigkeit sey, oder ob sie ihm diene, machen muß, so ist das eine Auflage; wenn nun das Dorf unter sich selbst berathschlagen und ausmachen kann, auf was Art und Weise es am kommlichsten sey, mit dem wenigsten Zeit- und Geldverlust seine Schuldigkeit zu erfüllen, so wird es, wenn verständige Leute im Dorf wohnen, seinen Weg um die Hälfte leichter

machen, als wenn es willkührlich von Leuten aufgeboten wird, die sich wenig nach den Umständen und Bedürfnissen armer Dorfleute richten, sondern vielmehr ihren Vortheil dabey finden, wenn eine solche Arbeit lange dauert, und allerley Arten von Aufsehern, Müssiggängern, Rathgebern, Aufschreibern, Tabackrauchern, und sonstigen Halb- und Viertels Honoratiores viel einträgt; und so wie es in diesem Fall ist, ist es in tausend andern. Wenn auch die Sache selber, die Auflage, Landesvortheil, und nothwendig ist, so kann die Art, wie sie entrichtet werden muß, die Last derselben dem Volk um die Hälfte leichter oder schwerer machen.

Der Kirchmeyer setzte noch mit einer Art von Eifer hinzu: ich will hierüber kein Blatt vors Maul schlagen, es ist ganz gewiß, daß, so wie es Auflagen und Beziehungsarten der Auflagen giebt, welche den Fleiß, die Anstelligkeit und überhaupt die Fundamente eines gesegneten, häuslichen Lebens und mit ihnen diejenigen der öffentlichen Einnahmen stärken und befördern, so giebt es auch Auflagen und Beziehungsarten derselben, welche, indem sie auf die selbstsüchtigen Gelüste und Fehler, die von Unordnung, Unfähigkeit und Ungewerbsamkeit herrühren, auf ein liederliches, unsittliches, verschwenderisches und segenloses Leben einen entscheidenden Einfluß haben und folglich die Quellen der öffentlichen Einnahmen, eben wie die Fundamente des Privatwohlstandes der Bürger untergraben. Solche Auflagen und solche Beziehungsarten von Auflagen schaden und drücken und verwirren die Einwohner des Landes, besonders bey den niedern Ständen unendlich mehr, als

doppelt und dreyfach größere Auflagen, die diesen Fehler nicht haben. Selber die Verwaltung der Gerechtigkeit im Land hat mit dieser Ansicht der Auflagen einen innigen Zusammenhang. Wenn die Gerechtigkeitspflege und die Gerichtsstellen im Lande, bis auf den niedersten Schuldeneintreiber hinab, auf eine Weise gesetzlich organisirt sind, daß die Justizbeamteten sich durch die steigende Unordnung, Lasterhaftigkeit und Gedankenlosigkeit im Volke immer mehr bereichern können, so wird sie zu einer Auflage aufs Volk, deren Verderblichkeit in ihren Folgen beynahe unabsehbar ist. Auflagen von dieser Art haben dann aber auch das heilige Fundament, aus dem alle Auflagen hervorgehen sollten, nicht mehr in sich selbst, und das Geld, das unter diesen Umständen dem Volk abgenommen wird, hat eine große Aehnlichkeit mit dem Unsinn von Eltern, die das nöthige Brod ihren Kindern vom Munde wegnehmen und es Wohldienern zuwerfen, die sich bey ihnen einzuschmeicheln und sie zu betrügen im Stande waren. Das Geld von solchen Auflagen fällt durchaus nicht in seinem ganzen Werth und Umfang in die Hand der Oberkeit, die es zum Wohl des Landes anwenden würde, es bleibt vielmehr meistens in der Hand von Unterbeamteten, Schreibern und begünstigten, müssiggängerischen Bettelbürgern, die unter dem Schutze unhaltbarer Gesetze das Land in Contribution setzen und in aller Form der äusserlichen Rechtsordnung, besonders den Armen und Elenden, den Furchtsamen und Schwachen, die Wittwen und die Waisen und den unglücklichen Mann im Land oft bis aufs Blut aussaugen. Diese Leute brauchen dann auch meistens ihr Geld wieder, wie

sie es erworben, sie spielen, wie sie liegen, sie spiegeln ihr Geld, wie sie es stehlen; sie sind eben so leichtsinnig als heimtükisch; eben so verschwenderisch als raubgierig; eben so unkeusch als ehrlos; eben so liederlich als frech, und eben so untreu als freundlich. Daher dann erhellet, wie einen unverhältnißmäßigen und unglücklichen Gewinn die Privatpersonen aus den Lastern und Uebelthaten, aus der Unordnung und dem Unglück des Volks ziehen; und durch das schlaue und böse Gefolg, welches sich unter diesen Umständen solcher Günstlinge häufig hinten anhängt, das Land wieder mit eben dem Geld, das ihm abgenommen worden, angesteckt, und doppelt verheert wird; und das Gift, welches in diesen Umständen das Land wieder ansteckt, liegt für das Volk am allergefährlichsten Ort, nämlich in seinem Brodkorb; denn indem dieses alles nachläuft, und noch jedermann sein Stück gern so groß hätte als möglich, so entstehet daraus, daß wo der Tröler, der Jurist und der Advokat, der Schreiber, ohne alles Verhältniß mehr gewinnt, als der arbeitsame, stille, gewerbsame Einwohner, daß dann natürlich alle Welt, die glaubt, sie habe Hirn im Kopf, alle Welt, die gern mit aufrechtem Rücken Brod ißt, und es lieber mit einem frechen Maul, als mit müden Händen verdient, sich auf die Gesetzkünste legt u. s. w. Und dann hat man richtig eine Pflanzschule von Leuten im Lande, welche die ganze Nation zu demjenigen Ton stimmen werden, welcher dem Seckel dieser gesetzverständigen Leute der einträglichste ist. Ich sage hier nicht zu viel, sondern es ist in eigentlichstem Verstande wahr, daß das Gift einer irrigen, den verfäng-

lichen Mann im Land begünstigenden, bereichernden Gesetzgebung sich mit erstaunlicher Schnelligkeit aus den Gerichtsstuben bis in die untersten, niedersten Strohhütten hinab verbreitet, und Weib und Kind, und Sohn und Tochter im Land, mit einem gottlosen und alles Gefühl für Recht und Unschuld erstickenden Trölergeist ansteckt.

Unter diesen Umständen verliert das gute Volk im Land weniger nicht, als die Sicherheit seines ganzen Hausglück's, und noch oben drauf sein ganzes Herz und Zutrauen für seine Oberkeit.

Das ist viel gesagt, aber man widerspreche mir, wenn ich Unrecht habe; man bestrafe mich, wenn meine Worte nicht Worte des treuen Mannes sind; man stehe auf, und sage, das ist nicht wahr. Wenn gleich in allen Ecken dem stillen Mann im Land Unrecht drohet, wenn schon der Tröler allenthalben Meister, wenn schon der gesetzkundige Böswicht in seinem Unrecht immer ungestraft bleibt; wenn er schon durchsetzet was er nur will, wenn er schon immer sicher den Mann leiden, verlieren und schweigen macht, den er angreift; so macht das dem Volk nichts; seine Hausumstände werden dadurch nicht schlimmer, und sein gutes, Leib und Blut, Hab und Gut, für Oberkeit und Vaterland aufopferndes Herz wird nicht kälter und lauer. Man stehe auf und behaupte, daß wo eine Menge verfänglicher Leute sich von den Fehlern ihrer Nebenmenschen gleichsam mästen, und an Oertern, wo vielerley Stellen und Berufsarten im Lande sind, die nur in dem Maaß und Verhältniß Geld eintragen, als Händel und Streit, als Auffall und Ganten, als Hure-

reyen und Ehebruch, als Frevel und Diebstahl, als Schelmungen und Betrügereyen vorkommen, oder wenigstens geklagt werden; man siehe auf, und behaupte, daß an solchen Orten das Volk dennoch seine Vaterlandsliebe, sein Hausglück und seine Landestreu immer gleich rein und warm erhalten könne! Ich rede nicht im Eifer, aber aus innigster Ueberzeugung. Denn wenn ich immer in meinem ganzen Leben etwas sicherer und heiterer erfahren, so ist es dieses, daß allenthalben, wo die Oberkeit von Unordnung, Sünden und Lastern große Einkünfte zieht, dann auch immer im Land, besonders von Unterbeamten, und in niedern Regierungsstellen, Leute begünstiget, beschützt, und angefrischt werden, welche allenthalben in allen Winkeln und Ecken aufsuchen, was Streit, Unruhe anzetteln, und der sorglosen Unschuld Strick und Fall legen kann.

Diese Leute und Umstände sind es dann auch, welche das Volk lehren, daß Gewinnen besser ist als Recht haben; sie sind es, die das Volk lehren, auf seine gute Sache und auf das Vaterherz des Fürsten und auf das Vaterherz der Gesetze nicht mehr zu trauen; sie sind es, die durch redende Beyspiele beweisen, daß der Verbrecher, mit Schlauheit und Verdrehung, sich von aller Strafe loswindet, und die unterdrückte Unschuld oft selber bey seinem Fürsten und bey seinem Richter nur Mitleiden und keine Hülfe findet; und hiemit hoffe ich, begreifet ihr, daß euer Einwurf, die Einkünfte, so die Oberkeit von der Unordnung, von der Bosheit, und von den Lastern der Einwohner zieht, treffe nur den Fehlenden, und

schaden dem stillen, braven Mann im Land nicht, unrichtig ist.

Es ist vielmehr umgekehrt: Grosse Einkünfte, welche die Oberkeit von Unordnung, Fehlern und Lastern im Land zieht, machen selber Unordnung und Laster, und Fehler im Land entstehen, die nicht da wären, wenn die Landeseinkünfte anders eingerichtet wären. Und nun, liebe Nachbarn! wenn dieses jetzt alles wahr ist, so ist dann auch richtig, daß ein verständiges, gewerbsames Volk seinem Fürsten eigentliche und festgesetzte Vermögenssteuern anbieten sollte, um sich von der Last unordentlicher, das Hauswesen des gemeinen Mannes störender, Abgaben zu befreyen.

Ich weiß gar wohl, daß die Einrichtungen zu allgemeiner Vermögenssteuer nicht allenthalben leicht und thunlich; und wünschte für einmal nur, daß die Fürsten und Oberkeiten wenigstens so weit von der Schädlichkeit der Einkünfte, die von Unordnung und Lastern herrühren und sie wieder zu erzeugen geeignet sind, überzeugt, dahin gebracht würden, diese Art von Landesauflagen, für einmal, so viel möglich einzuschränken.

Zwölfte Abendstunde.

Heute kam der Kirchmeyer zum leztenmal, und wiederholte den Nachbarn beynahe alles, was er schon gesagt hatte; besonders empfahl er ihnen noch einmal, in Sachen der Landesrechte und Freyheiten sich immer daran

festzuhalten, daß der Landesnutzen zu allen Zeiten der Grund und das Fundament aller Rechte und Freyheiten seye, und seyn müsse. Er zeigte ihnen ferner, daß alle Rechte und Freyheiten ohne allgemein arbeitsame, fleissige und bescheidene Landessitten ein Schatten von etwas seyen, der Niemand wohl thue, und den Niemand brauchen könne, da hingegen Fleiß, Ordnung und wohlgeleiteter, stiller und befriedigender Brod-Erwerb allen Völkern zu einem ruhigen, häuslichen Wohlstand, und dadurch auch zu einer segensvollen Benutzung ihrer Rechte und Freyheiten verhelfen. — Er redete dann weiter vom Hummel und überhaupt von dem gottlosen, landesverrätherischen Betragen aller derjenigen Volksaufwiegler, welche aus Rache und Eigennutz, selber das Beste und Nützlichste, das Oberkeiten und Herrschaften einzuführen suchen, verdrehen, und in ein falsches, lügenhaftes Licht setzen, Bosheit und Niederträchtigkeit aber unter dem Deckmantel ihrer Sorgfalt für die Rechte und Freyheiten des Landes verbergen. Er setzte hinzu, das geschieht vorzüglich in den Fällen, wo Oberkeiten und Herrschaften die wirksamsten Maßregeln ergriffen, dem nachtheiligen Einflusse schlechter Vorgesetzten und Beamteten Einhalt zu thun und sie in den Mitteln, das Volk zu ihrem Privatvortheil auszusaugen, einzuschränken, wie dieses bey Arner, in seiner Handlungsweise gegen den Hummel offenbar der Fall war.

Das alles aber will ich jetzt nicht wiederholen, sondern bloß noch die letzten Worte, die er zum Beschluß seiner Betrachtungen angebracht. noch erzählen.

Nachbarn! sagte der alte Mann, Brief und Siegel, Rechte und Freyheiten, müssen in der Wohnstube des gemeinen Mannes, in seinen Scheunen und Kästen, auf seinem Tische und in seiner Kammer zeigen, daß sie gut sind. Sie müssen in seiner Ruhe, Stille, in seinem wachsenden häuslichen und bürgerlichen Segen ihren wahren Werth bewähren. Man fängt aber, Gottlob! auch jetzt an vielen bedeutenden Orten an einzusehn, daß es wahre Staatskunst ist, für die kleinen Häuser im Land Sorge zu tragen, und den mittleren und grössern Einhalt zu thun, wenn sie den Armen im Land unnatürlich überladen, und ihm Schweiß und Blut altmodisch mit herrschaftlicher, Kloster- und Untervogtsgewalt willkührlich aussaugen wollen. Und man darf sicher hoffen, daß, wenn die Bescheidenheit und Rechtschaffenheit und die wachsenden Einsichten des gemeinen Volks der Gutmüthigkeit und Aufmerksamkeit edler, menschenfreundlicher, oberkeitlicher Personen und durch sie dem Herzen erhabener Fürsten näher gebracht werden, als sie es gegenwärtig, leider, Gotterbarm', hie und da nicht zu seyn scheinen, sich Zeiten nähern mögen, wo Millionen Menschen mehr ruhiges und sicheres Brod, und häusliche Freuden, das heißt, mehr wahre Freyheit geniessen werden, als bis hieher.

Hiermit endete der Kirchmeyer alles, was er über die Rechte und Freyheiten des Landes mit seinen Nachbarn geredt. In diesen Abendstunden aber waren immer noch etwa ein Halbdutzend der angesehendsten und biedersten Nachbarn bey Christoph; Else aber war mit ihren Kindern diese ganze Zeit über in ihrer Nebenstube, und

hörte von dieser Sache, die sie ausschliessend für Männerarbeit hielt, nichts mit an. Denn es war nicht ihre Gewohnheit, ihren Kopf mit Sachen zu füllen, welche zu brauchen und anzuwenden, glaublich niemals ihr Thun werden könnte.

Dreyzehnte Abendstunde.

Heute las der Christoph sein Buch wieder mit seiner lieben Else, seinem Joost und seinen Kindern; aber es kommen im zehnten und eilften Abschnitt, die er jetzt mit ihnen las, viele Sachen vor, davon sie auch schon geredet; darum will ich nur den Innhalt dieser Abendstunde, wie ihn Fritz am Ende wiederholt, erzählen.

Christoph. — Fritz! Wiederhole uns, was dich das Wichtigste dünkt.

Fritz. Daß des Scheerer's Hund mit seinem Wassersaufen die Bauern weit leichter zum Glauben gebracht, daß sie einen Schurken zum Untervogt haben, als es sieben Pfarrer und vierzehn Junker mit halbjährigen Vorstellungen nicht dahin gebracht hätten.

Christoph. Aber woher kommt das?

Fritz. Es kommt daher, weil der Mensch so genaturt ist, daß er ohne alle Vergleichung weit lieber glaubt, was er selbst schmeckt, sieht, hört und greift, als was ihm ein anderer angiebt.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß es gut ist, daß der Mensch so ist, man

würde ihm sonst hier und dort angeben, Stroh fressen wäre gut für den Magen, und nackend gehen mache, daß die Leute alt werden, und Dienst gegen Amerika*), helfe zum ewigen Leben.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß der Vogt, wenn jemand anders, als ein Hund, zuerst das verschüttete Wasser gemerkt hätte, gewiß Mittel gefunden hätte, dem andern das Maul still zu halten.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß unerwartete Zufälligkeiten, wie hier das Wassersaufen des Hunds, Leuten, wie der Vogt, gefährlicher sind und ihnen ihre Schelmenstücke viel eher ausbringen, als die Nachbarn und Dorfgenossen, die darunter leiden, selber.

Christoph. Was mehr?

Fritz. Daß ein liederliches Leben Leute von sonst guten Gaben und oft auch von sonst gutem Herzen zu armseligen Tropfen mache, die dann zuletzt, wie hier im Buch der elende Christen, durcheinander saufen, Lieder singen, das Maul wischen, wieder singen, und wieder saufen.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß wahrhaft verständige und redliche Männer, wenn Schelmenvögte und Richter von dieser Art in Wirthshäusern und Scheerstuben mit und an den Leuten so allerley krummes und böses Zeug probieren wollen, die

*) Diese Zeile bezieht sich auf den Zeitpunkt, in dem sie geschrieben worden.

Uerte und den Bartlohn zahlen und fortgehn; und daß sie daran sehr wohl thun.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß ein hungriger Hund einem stinkenden Bein nicht so nachlaufe, als ein durstiger Lump einem Schelmen.

Christoph. Was noch mehr?

Fritz. Daß ein Mensch, der plötzlich bey einem Gespräche aufsteht und seinen Nachbarn nicht: „b'hüt Gott" sagt und die Thüre zuschließt, daß die Stube zittert, gewiß allgemein mißfällt und mit Recht Verdacht gegen sich erregt.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß man nicht leicht jemand anders in seiner Stube meistern und rumoren lassen solle.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß ein Böswicht keine ordentliche Haushaltung führen könne, sondern alle Augenblicke im Fall sey, bald ein Glas Wein, bald ein Mittagessen, bald zwey Thaler, bald fünf Batzen, oft aber auch fünf oder zehen Thaler, umsonst auszugeben, und so zu sagen, an seine Bosheit zu steuern.

Christoph. Was noch mehr?

Fritz. Daß daher Böswichter oft so schnell um Hab und Gut kommen, und nichts in der Welt wahrhafter sey, als daß ein durch Ordnung und Fleiß erworbener Batzen weit mehr werth ist, als ein unter Unordnung und Bubenstreichen gewonnener Thaler.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß daher auch so oft Kinder von reichen Dorfschelmen in Armuth und Elend gerathen, weil sie von ihren Eltern nicht zur Ordnung, zur Handarbeit, zu einer alles richtig und genau zusammenhaltenden Sparsammlung und allen stillen Tugenden des erwerbenden Fleisses gezogen und gewöhnt worden.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß diese Erfahrung allgemein sey, und man allenthalben unzählige Kinder in abträglichen Aemtern und Diensten gestandener Männer geistlichen und weltlichen Standes, in Armuth und Elend gerathen sieht, weil ihre Eltern nur ans Einnehmen und nicht ans Erwerben gewöhnt, in ihren Haushaltungen Ordnung, Handarbeit und Genauigkeit, welche allein den Hauswohlstand auf Kind und Kindeskind herabbringt, vernachläßigt.

Christoph. Was noch?

Fritz. Daß es gar viel brauche, in Amtsstellen und öffentlichen Geschäften die rechten Haustugenden in der Wohnstube zu erhalten, und seine Kinder so leicht, so anmuthsvoll und zugleich so kraftvoll und anhaltend für Hausordnung und Hauswohlstand zu zieh'n, wie es die gemeinen Leute können, die keine Amtsstellen haben.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß daher Heerschaaren von Aemtern, Amtleuten und Dienstpöstlen in allen Winkeln den Hauswohlstand und die Hausordnung, die für's Arbeiten und Erwerben schicklich ist, in einem Land leicht verderben können.

Christoph. Und dann!

Fritz. Daß Schelmen zu ihren Streichen solche Leute aussuchen, die viele Gelüste und wenig Geld haben.

Christoph. Noch etwas?

Fritz. Daß der größte Stein des Anstoßes für Schelmen und verfängliche Leute ist, wenn sie fürchten müssen, daß diejenigen Personen, die ob ihnen stehen und denen sie verantwortlich sind, die gemeinen Arbeits- und Berufssachen und ihren Werth und Unwerth wohl kennen und mit der Denkungs- und Handlungsweise der niedern Stände gar wohl bekannt sind.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß überhaupt die Menschen unbegreiflich leicht zu verführen sind und in ihrer Schwäche, wenn das Gute und Rechte nicht mit Kraft in sie eingeübt ist, das Böse und Schlechte fast immer mit beyden Händen ergreifen und annehmen. Daß Schelmen auch unter sich selbst gegenseitig an einander untreu und falsch sind.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß Schelmenmuth, Schelmentrost und Schelmenhoffnung Nebel ist, hinter dem sich ihnen Galgen und Rad wohl eine Weile verbirgt; daß sie aber just, wenn sie glauben, der Himmel hange voll Geigen, dem Tanz nahe seyn können, bey dem ihre Füße zwar lahm, das Herz im Leib aber gar hüpfend wird.

Vierzehnte Abendstunde.

Inhalt.

Von Wohnstuben. Von Schulbuben.
Vom selber genug haben. Von bey andern erbetteln.
Vom Lernen. Vom Arbeiten.
Vom Weben und Spinnen.
Vom Rechnen und Schreiben.
Von Bergweiden. Von Hausweiden.
Vom Schulkopf. Vom Naturkopf.
Vom König im Kegelspiel.
Von Schulzierden. Von Bücken unter der Schulheerde.
Von Tröpfen unter den Schulmeistern.
Vom blinden Glauben.
Von Spinnrädern, Spitztrucken, alten und neuen Moden.
Von Sonntagsarbeiten. Und von etwas, das der Trölmeister Tollfuß nicht glaubt.

Ha! Das ist mein Abschnitt, Vater! Eine brave Mutter, die ihre Kinder selber lehrt, ist immer das, was mich auf Gottes Boden das schönste dünkt, das sagte Else, als Christoph den zwölften Abschnitt unsers Buchs las.

Es ist einmal etwas anders, als eine Schulstube, antwortete der Joost. —

Else. So viel habe ich doch nicht sagen wollen, Joost!

Christoph. Und ich möcht's nur nicht denken.

Joost. Aber doch ists wahr, daß kein Schulunterricht den Kindern je so ans Herz gehen wird, wie das,

was sie ihre Eltern lehren, und daß es um das Schulwesen überhaupt gewiß nicht ganz das ist, was man glaubt.

Christoph. Joost — Joost — Ich fürchte, ich fürchte, man müsse dir noch sagen, wie einst einem alten Schuhmacher, bleib beym Leist; man muß Gott dankbar seyn für alles Gute, das in der Welt ist; und für die Schulen, die im Land sind, kann man Gott nicht genug danken. —

Joost. Du hast recht, Meister! Es ist gut, daß Schulen im Land sind, und bewahre mich Gott, daß ich für irgend etwas Gutes, das man uns thut, undankbar seyn möchte. — Aber übrigens Schuhmacher hin und Schuhmacher her, Baurenknecht hin und Baurenknecht her, so ist doch der Mensch ein Narr, der aus dem Haus läuft Almosen zu betteln, wenn er Ueberfluß daheim hat; und in diesem Fall sind hundert und tausend der allerverständigsten und bravsten Landsleute, die den großen Ueberfluß der besten Lehre für ihre Kinder, die sie in ihrer Wohnstube, und in sich selber haben, vernachläßigen, versäumen, und den Kindern nicht geben, sondern sie vielmehr alle Tage fortsenden, die dürren Brosamen in den oft so armselig und elend bestellten Schulstuben aufzusammeln; und das ist doch gewiß nicht recht.

Christoph. Vielleicht aber auch nicht so ganz wahr. —

Joost. Wohl, Meister! Betracht's nur recht, du wirsts gewiß finden, wie ich. Das, was Eltern die Kinder lehren können, ist, und bleibt immer die Hauptsache

fürs menschliche Leben; und das versäumen die Eltern den Kindern in ihrer Wohnstube zu geben, und bauen auf Wörter, die ihnen ein Schulmeister vorsagt, die zwar wohl recht und gut sind, und viel Schönes und Braves bedeuten, aber immer doch nur Wörter sind, und aus einem fremden Mund kommen, und den Kindern nie so anpassen und ans Herz gehen, wie ein Vater- und ein Mutterwort.

Christoph. Ich verstehe dich nicht recht, Joost!

Joost. Siehe, Meister! Es kommt bey einer guten Auferziehung eines Kindes immer am meisten darauf an, daß es für sein Haus recht gezogen werde; es muß die Sachen, die ihm durch sein Leben Brod und Ruhe schaffen, vorzüglich kennen, thun und angreifen lernen; und nun dünkt mich doch, falle in die Augen, daß ein jeder Vater und eine jede Mutter ihrem Kinde ihm das in ihrer Wohnstube ohne alle Vergleichung leichter und besser zeigen können, als irgend ein Schulmeister dieses in seiner Schulstube im Stande ist. Es fällt in die Augen, daß die Wohnstube mit dem ganzen Umfang ihrer menschlichen Mittel unendlich mehr geeignet ist, als die in Rücksicht auf diese Verhältnisse leere Schulstube. Die Schulmeister sagen zwar freylich immer den Kindern auch recht viele Dinge vor, die schön und brav sind, aber die schönen, braven Dinge, die sie ihnen sagen, sind in ihrem Mund nie so viel werth, was sie im Mund eines braven Vaters und einer braven Mutter werth sind. Der Schulmeister sagt da in seiner Schulstube dem Kind, sey fromm, folge dem Vater, und der Mutter, denn es ist Gottes Wort;

aber das Kind versteht wenig von dem, was er sagt, und vergißt es gemeiniglich, ehe es nach Hause kommt. Aber wenn der Vater daheim ihm Brod und Milch giebt, und die Mutter ihren Bissen spart und ihn ihm giebt, dann merkt und fühlt und versteht das Kind, daß es Gottes Wort, daß es seinem Vater, der ihm Brod giebt, und seiner Mutter, die ihren Bissen mit ihm theilt, gehorsam sey, und es vergißt das Wort des Vaters, der es täglich auch an dieses Wort Gottes mahnt, nicht, wie das leere Wort des Schulmeisters.

Eben so ists, wenn dieser in der Schule dem Kind sagt, sey mitleidig, und liebe den Nächsten, so höret das Kind das schöne Sprüchlein, und erbauet sich vielleicht einige Tage damit, ehe die guten Worte seinem Gedächtnisse wieder entschlüpfen; aber daheim in seiner Wohnstube kommt die arme elende Nachbarin zu seiner Mutter, klagt über Hunger und Elend, über Mangel und Blöße; sie stehet da im Angesicht des Kinds abgezehrt, eingeschrompft, entkräftet, und zitternd, ein Bild des Hungers und Elends; das Kind siehet die Elende, sein Herz erbebt, seine Augen sind naß; es hebt sein Angesicht wehmüthig und angstvoll empor zu seiner Mutter, wie wenn es selber hungerte; die Mutter lauft, und sucht, was sie hat, ihre Nachbarin zu erquicken — — das Kind siehet im Auge der Elenden jetzt Trost und wieder lebende Hoffnung — — sein Herz bebet nicht mehr, seine Thränen lassen nach — es hebt jetzt lächelnd sein Antlitz zu der Elenden empor — die auf die Hülfe seiner Mutter wartet — jetzt kommt die liebe Mutter zurücke — sein Herz bebet wie-

der — sein Auge weinet von neuem — es höret das Schluchzen der dankenden Elenden — und siehet das Beben der zitternden Hand, mit der sie die Wohlthat empfieng, die das Schmachten ihres Lebens erleichtert.

Da ist dann die wirkliche Wahrheit, die ohne Worte das Kind unterrichtet; es ist die Sache selber, die ihm die Lehre der Wahrheit darstellt, und es ist das allerverständlichste und unzweydeutigste Wort Gottes, mit welchem er zu den Menschen geredet, ehe denn Abraham war.

So sagt der Schulmeister seinem Kind wieder: „Sey „fleißig, und arbeitsam;“ aber es wird gewöhnlich in der Schule selber am allermüßigsten, und trägsten, und ganz entwöhnt von der Anstelligkeit und anhaltender Anwendung seiner Kräfte, wie es sie zu seinem Hausbrauch am nöthigsten hat; es kommt also aus der Schule heim, und hat die Lehr vom Arbeiten im Kopf, aber dabey durch versäumte Hausübung weniger Kräfte und weniger Lust zu thun, was das Lehrsprüchlein ihm anrathet; aber daheim bey seinem Vater siehet das Kind den Garten grünen, den er umgräbt und dünget — es siehet die Bäume und die Reben Früchte tragen, die er reinigt, schneidet, und bauet: — es siehet der Erndte Garben, und die Früchte des Schweisses seines Vaters; es merket, und fühlet, warum er sich am Morgen den Schlaf bricht, warum er die Mittagshitze trägt, und dem Winterfroste trotzet; es siehet den Segen seines Fleisses, wenn er seine fetten Ochsen verkauft, und den Sack voll Geld heimbringt, und es merket ihn, wenn er seine Speicher zuschließt, und mit dem Verkauf seiner Früchte warten kann, bis sie den Werth haben, den

er wünscht; auf dem Tische seines Vaters siehet es den Segen seines Fleisses, wenn er Brod und Fleisch nicht sparen muß wie ein Träger, und an der Seite der Mutter spinnet das Kind, und siehet am Ende der Woche den Lohn der Arbeit in ihrer Hand, und spinnet gerne.

Und so ist es Gottes Ordnung, daß alle Menschheit das Wichtigste, so sie nöthig hat, in ihrer Wohnstube lerne. — Und nun, Meister, sage mir jetzt, ob es dich jetzt noch zu viel dünke, daß ich behauptet, es sey nicht recht, daß brave Eltern ihre Kinder mit nüchterm Magen, von den vollen Tischen, die sie in ihrer Wohnstube haben, wegjagen, damit sie in elenden Schulstuben mühselig kleine Brosamen zusammenlesen? — Du wirst mir jetzt nicht mehr widersprechen, und gewiß finden, daß allenthalben die verständigste Eltern, und die am meisten mit ihren Kindern ausrichten, just die sind, welche die abgedroschenen Schulmeisterspröchlein: „sey fromm; sey „gehorsam und fleißig" am wenigsten im Mund führen. Diese üben den Gehorsam des Kinds, ohne von ihm zu reden, sie erweichen sein Herz, ohne zu sagen: sey mitleidig, sie machen es arbeiten, ohne ihm zu sagen: die Arbeit ist deine Pflicht; sie machen es die Eltern lieben, ohne viel zu sagen: „Du sollt, oder du must."

So, Meister! meyne ich, sey es in die Augen fallend, daß der Mensch die Hauptsache, die er braucht, und wissen, und lernen muß, am besten zu Hause und in seiner Wohnstube lerne; und daß alle Väter und Mütter ihren Kindern diesen Unterricht so weit als sie es immer könnten, selbst geben sollten. Denn ich bin vollkommen über-

zeugt, der väterliche und mütterliche Einfluß auf die Kinder müsse allem Schulunterricht vorhergehen und als das Fundament desselben angesehen werden.

Christoph. Ich muß bekennen, Joost! es fangt mir an einzuleuchten, du habest recht, und man baue zu viel auf den Schulunterricht.

Joost. Es ist ganz natürlich, Meister! daß es so kommt. Siehe nur, wenn du deine Schaafe auf den Berg giebst, so denkst du, der Hirt, der den Lohn nimmt, hüte sie auch, und sorge für sie, und du laufst ihnen nicht auf den Berg nach; hast du sie aber im Stall und in deinem Haus weiden, so gehest du selber nach, und siehest, was deine Knechte mit ihnen machen, und so ist es zum Theil auch mit der Schule; doch ist hierin noch dieser Unterschied, daß man dafür nicht so leicht, als für Schaafe, gute Bergweiden findet, die Stallfütterung und die Hausweide zu ersetzen. Denn für die Kinder wird in alle Ewigkeit die Väterlehre der Kern bleiben, und für die Schulmeisterarbeit kannst Gott danken, wenn sie eine gute Schale über den Kern herausbringt.

Else. Du kannst den Leuten den Kopf herumdrehen, Joost! daß es einem armen Weib, das seine Kinder lieb hat, bald schwindeln möchte. Doch merke ich dich jetzt fast, und deine Meynung würde weiß Gott hundert Weibern willkomm seyn, die bloß aus Gewohnheit, weil's allenthalben also der Brauch ist, so ganz auf die Schulen trauen und bauen; und denen jetzt kein Sinn dran kommt, daß sie hierin etwas Unrechtes thun.

Joost. Die Sache hat noch eine Seite, Else! Das,

was dem gemeinen Mann in der Welt durchhilft, das, was ihm Brod und Freude, und guten Muth schafft, ist natürlicher Verstand und Mutterwitz, und ich mag mich umsehen, wo ich will, so finde ich nirgend, daß der recht brauchbare Mann in der Welt das habe, was man einen Schulkopf heißt; der rechte Verstand beym gemeinen Mann ist so ein heiteres, offenes Wesen, das allemal am rechten Ort, wo es Zeit und Noth ist, sich zeiget; es ist, wie wenn sein Wort nur immer auf den Augenblick passe, (schicklich seye) in dem ers anbringt, und eine Viertelstunde früher oder später wäre es nie mehr das gleiche treffende, ganz auf den Augenblick schickliche Wort: der Schulverstand aber kommt allenthalben immer mit Sprüchen, die im Sommer und Winter, bey Frost und Hitze, in der Fastnacht, und an Ostern, sich gleich anbringen lassen; darum ist dann aber auch dieser Schulverstand, für den gemeinen Mann, der mit Haut und Haar, und Kopf und Herzen, sich so nothwendig in den Augenblick schicken muß, in dem er lebt, gemeiniglich nichts nütze, und deßwegen ists für ihn auch so unumgänglich nöthig, daß sein Mutterwitz, und das natürliche Eigenthümliche, das in jedem Menschen liegt, recht herausgeholet werde; und hierfür ist wieder Wohnstube, Vaterliebe, Hausarbeit, Noth, Bedürfniß und dergleichen Sachen gemeiniglich der beste Lehrmeister; wo aber der Mensch das nicht hat, oder sonst noch oben darauf in die Schul muß, so sollte doch wenigstens sein Schulmeister ein offener, heiterer, lieber, menschlicher und frohsinniger Mann seyn, dem seine Dorfkinder so zu sagen ans Vaterherz gewachsen wären; es

sollte ein Mann seyn, recht darzu gemacht, den Kindern Herz und Mund zu öffnen, und ihren Naturverstand und Mutterwitz, so zu sagen, aus dem hintersten Winkel hervorzulocken; aber leider ists just an meisten Orten gerade umgekehrt; die Schulmeister scheinen oft wie dazu gemacht, ihnen Mund und Herz zuzuschließen, und den Naturverstand und Mutterwitz recht tief unter den Boden zu vergraben; auch liebt das muntere, gesunde, auf Gottes Boden Freude und Lust suchende Kind die Schule selten; hingegen das eingesperrte Kind des Heuchlers, das hochmüthige Kind des Vorgesetzten, und der steife Pinsel, die mit keinen Kindern Freude haben, und zu allen Spielen zu dumm sind, diese sind mehrentheils die schönen Schulzierden, und halten den Kopf unter den andern Kindern in die Höhe, wie der hölzerne König im Kegelspiel, unter den acht andern Gespanen, hervorragt; hingegen muß dann der lebhafte Knab, dem es unmöglich Aug und Ohr, stundenlang auf ein halb Dutzend Buchstaben, die er hasset, zu heften, und das hüpfende Mädchen, das, während der Herr Schulmeister vom ewigen Leben redet, mit seinen zeitlichen Händen, unter dem Tisch, kleine Narrheiten treibt, das müssen denn so oft, nach des Herrn Schulmeisters seinem Urtheil, die Böcke unter der Heerde seyn, und Kinder, die sich nicht für ihr ewiges Heil bekümmern. — — Der Tropf that freylich unrecht — sie haben nur lange Zeit; indessen wenn der Schulmeister das stille Kind des Heuchlers, das verbissene Kind des Vorgesetzten, und den dummen, steifen Pinsel, der alles auswendig lernet, und nie lachet, diesen lebhaften Kindern vorziehen wird, so

werden diese sicher fühlen, daß ihnen Unrecht geschichet, und so zart und jung sie sind, dennoch ganz gewiß einen kleinen Unwillen gegen die vorgezogenen Kinder, und wohl so bald auch gegen ihren Herrn Schulmeister ins Herz fassen.

Indessen ist es eine unumgängliche Pflicht für jedermann, dem es nicht gleichgültig, ob den Haupturſachen der größten menschlichen Schwächen und Laster Einhalt geschehe oder nicht, es geradezu, und unverholen zu gesteh'n, daß aus dem Unwillen und Haß, der sich so oft schon in der Schule gegen Mitschüler und Vorgesetzte einschleicht und einwurzelt, Gesinnungen und Handlungsweisen entspringen, die oft auf die Sittlichkeit und den Wohlstand nicht nur einzelner Haushaltungen, sondern selber ganzer Dörfer und Oerter die nachtheiligsten und gefährlichsten Folgen haben können.

So viel und weniger nicht, kann ein unglücklicher Vater erndten, wenn er sich mit blindem Zutrauen darauf verläßt, sein Kind könne in der Schul nichts Böses lernen.

O! es ist ein heiliger Ort, um die Wohnung des Menschen; da kennt, da versteht man einander, da geht einem so alles ans Herz; da soll man einander lieb seyn, wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist; da ist es so still; da ist nichts Fremdes, und kein Schulgewühl: da schneidet ein Sohn Rüben, und rechnet mit dem Vater; da spinnt die Tochter, und lernt im Spinnen die Lieder alle, die ihre Mutter neben ihr singt; da hält man

keine Hand still um des Lernens willen; und für das Landvolk ist das, keine Arbeitszeit beym Lernen verlieren, und keine Hand beym Lernen stille halten, das Allerwichtigste; auch wann ich Zeit und Geduld hätte, und Schulmeister auf meinem Dorf seyn könnte, so würde ich Spinnräder, Spitzrucken, und Webstühle in meine Schulstuben nehmen, und meine Baurenkinder müßten mir einmal reden und reiten mit einander lernen. Ich würde ihnen so laut, wie ein Lieutenant, der das erstemal mustert, das, was sie lernen müßten, vorsprechen; ich würde mit großen, weissen Buchstaben, Lehr und Rechnung an die schwarze Wand kreiden, und sie müßten mir nach seinen Lehren, mitten im Spinnen und Weben, und um deßwillen keine Hand still halten; denn Arbeiten ist für das Landvolk das Nöthigste; darum müßten mir die Landschulen das Nöthigste am meisten treiben, und üben, und darum würd' ich dann das weniger Nöthige den Kindern, auch so leicht und kurz, als immer möglich, in Kopf zu bringen suchen.

In der Stadt möchte mir dann meinethalben diese Ordnung ganz nicht die rechte seyn; denn da sucht und findet man Brod und Zuckerbrod vielseitig mit Sitzen und Staunen, und braucht dazu den schweren Karst und die schwere Schaufel gar nicht, sondern den Federkiel und viele andere Mittel, die so leicht sind als er. Darum muß man ihnen denn auch solche Mittel nicht im Scherz und Spaß, sondern ganz im Ernst, als Bildungsmittel ihrer Arbeitsamkeit und Thätigkeit beyzubringen suchen. Denn der Mensch lernt das, was einst seine Berufs- und

seine Tagsarbeit seyn soll, auf keine Weise im Scherz und im Spaß, bey meinen Landkindern aber wäre dann die Handarbeit das wesentliche Bildungsmittel zu ihrem Stand und Beruf, das anderweitige, ihnen nützliche und dienliche Lernen eine dieser untergeordnete Nebensache, die ich aber auch sehr im Ernst betreiben würde, indem auch der niederste Mensch sein ganzes Seyn und Thun sich nie von Beruf und Arbeit verschlingen lassen muß, sondern mitten bey seiner Arbeit Kopf- und Herzenshalber belebt, in der Liebe thätig und in der Thätigkeit fromm und verständig dazusteh'n gewöhnt und erzogen werden soll. Ja, Meister, hätte ich so eine Schulstube, und giengs mir gut, und lernten meine Kinder brav neben der Arbeit, so würd' ich mir einbilden, ich könnte mit meiner Arbeit die schlechten Schulen im Land, in denen die Kinder für ihre Wohnstuben mehr verdorben als zurecht gemacht werden, ganz umgiessen, ja, Meister, wenn ichs so in der Ordnung hätte, so gieng ich zu jedem braven Vater, zu jeder braven Mutter in meinem Dorf, führte sie in meine Schule, gäb ihnen mein Buch, aus dem ich meine Kinder lehrte, in die Hände, und sagte zu ihnen: Braver Vater! brave Mutter! sehet, wie wenig es braucht, die Kinder zu lehren, und wie leicht ihr das daheim, mit den euern selber thun könnet! Ich würde nicht ruhen, und nicht nachlassen, bis sie es versuchten; ich würde sie heimlich in ihr Haus verfolgen; ich würde sie treiben und stoßen, ihnen rathen und helfen, bis sie es könnten; und ich würde, wills Gott, die Freude erleben, selber zu sehen, daß sie in ihren Wohnstuben viel mehr, und bessers mit ihren

Kindern ausrichten würden, als ich mit allem meinem Eifer in meiner Dorfschule *).

So redete der gute Jooſt in ſeinem Eifer über das Ungenugthuende und Zweckwidrige, beſonders der Landſchulen, und ſein Meiſter und Elſe wurden gar aufmerkſam auf das, was er ſagte. Aber dennoch ſagte der gute Chriſtoph, das Ding wird auch noch ein paar andere Seiten haben.

Elſe hingegen antwortete ihm lebhaft: Meinetwegen mags jetzt ſiebenzehn Seiten haben, oder achtzehn, ſo will ich jetzt einmal meine Kinder mehr um mich, und an mich haben, und es iſt offenbar, die natürlichſte Arbeit von Vater und Mutter, ihre Kinder ſo viel ſelbſt zu lehren, als ſie nur können; und über das iſt es nun mir jetzt glatt aus, wie dem Jooſt: es gehet einem ein Schauer durch Leib und Seel, wenn man denkt, was die Schulmeiſter auf den Dörfern hie und da für Leute ſind **).

---

*) Anmerkung. Es iſt merkwürdig, daß ich ſchon vor vierzig Jahren die Möglichkeit der Erhöhung der Wohnſtubenkräfte des Volks für die Erziehung und den Unterricht, den die Idee der Elementarbildung ſo weſentlich anſpricht und zu erzielen ſucht, in dieſem Grad erkannt und ebenſo die Mittel, zu dieſem Ziel zu gelangen, auch ſchon damals in der höchſten pſychologiſchen Vereinfachung der Erziehungs- und Unterrichtsmittel geſucht und den Traum dieſer großen Idee mit ſo viel Beſtimmtheit einem Bauernknecht in den Mund gelegt habe.

**) Ich bitte auch hier zu bemerken, daß dieſe Stelle vor vierzig Jahren geſchrieben worden, und alſo durchaus

Namse mir, Vater, aus der ganzen Nachbarschaft einen, ausser dem in Bollau, den du in deiner Wohnstube gern hättest, oder nur als Hausknecht brauchen könntest! Unser hier ist der hochmüthigste, dümmste, hässigste Mann im Dorf: — Der in Hiezau ist der größte Tellerschlecker in der ganzen Herrschaft — der in Arnheim hat jetzt zwanzig Jahre nach einander alle Haushaltungen hinter einander gerichtet, und wann der junge Junker nicht so wäre, wie er ist, er triebe auch dieses Spiel zwischen ihm und dem Pfarrer, wie unter dem alten: — Der in Lonkofen stinkt alle Morgen von Brandtenwein: — und der in Oberhofen, sagt man öffentlich, sey ein Dieb: — — und ich weiß, Vater, du würdest keinem von diesen gar ruhig, über einen Winter, eine Kuh, oder nur ein Kalb anvertrauen, und darum ist in Gottes Namen nichts dagegen zu sagen, man muß mehr selbst zu seinen Kindern schauen, und sollte nicht blindlings, und in Tag hinein glauben, es gehe alles gut, wenn man Kinder nur in die Schule schicke *).

Chri-

---

nicht von ihr gefordert werden könne, daß sie auch jetzo noch in ihrem ganzen Umfange auf die Schulen meines Vaterlandes, wie sie gegenwärtig sind, passen müsse.

*) Anmerkung. Nach diesem Gespräch suchten Christoph und Else wirklich ihre Kinder mehr um und an sich zu haben, und so viel sie konnten, selber zu lehren; sandten sie auch dann und wann, nicht mehr so ordentlich und richtig, in die Dorfschule des Schulmeisters; und die Nachbarn stießen dann aber bald ob dieser neuen Hausordnung die Köpfe zusammen, und man erzählte allen-

Christoph. Liebe Else! Du bist gar im Eifer; ich will dich auch gar nicht hindern. Es bleibt dabey, ich will noch gern zuhören, und dir helfen an der Schulmeisterarbeit, die du dir so vornimmst. — Aber, Joost, wenn mir deine Meynung, mit dem, die Kinder während der Arbeit zu lehren, auch noch so wohl gefiele, so muß ich doch sagen, daß es Sachen zu lernen giebt, wobey man

---

thalben, links und rechts, und unten und oben im Dorf allerhand unchristliche Dinge, die der Christoph so daheim seine Kinder lehre; aber der Pfarrer war des Christophs guter Mann, und fragte ihn denn, eh er das Gerücht glauben wollte, gar ordentlich und liebreich, was auch eigentlich an der Sache sey. — Der Christoph aber und die Else sagten ihm dann so gerade und natürlich ihre Meynung heraus, und zeigten ihm so deutsch und klar, daß er es auch mit Händen hätte greifen können, es stecke nichts Unlauters hinter der Sache, daß der gute Mann sich in seinem Gewissen verbunden glaubte, der bösen Nachrede dieser Leute mit ganzem Ernst ein Ende zu machen. Er that auch wirklich den nächsten Sonntag einen öffentlichen Anzug darüber, und erklärte sich ganz unverholen, daß diese Gerüchte allesammt und sonders nicht anders als baare Lügen, und gottlose Verläumdungen seyen, und daß dem Christoph und der Else gar nicht um neue Meynungen, und Lehren, sondern um ihre Kinder zu thun sey, daß sie fromm und brav, und für ihre Haushaltung gezogen werden, und daß es zu wünschen wäre, daß andere Eltern auch mehr an ihren Kindern thäten, als leider geschehe ꝛc. ꝛc.

nicht arbeiten kann. Das Schreiben z. E. und das Rechnen fodert durchaus, daß man die Händ' dazu brauche.

Jooſt. Du haſt hierinn ganz recht; aber es braucht hiezu nicht ſo viel Zeit, als man glaubt; es kommt hierin weit mehr auf Ordnung, und ſteifes, fortgeſetztes, anhaltendes Ueben, als auf viele Zeit an; und am Samſtag und Sonntag Abends müßten mir alle Landkinder ſchreiben und rechnen, daß es eine Luſt iſt; und dieß wäre Zeit zum Ueberfluß für dieſe Arbeit.

Elſe. Und gewiß ein kräftiges und chriſtliches Mittel, dem gottloſen, leichtfertigen, müſſiggängeriſchen Leben, das von Jahr zu Jahr am Sonntag immer mehr zunimmt, ein Ziel zu ſetzen.

Ja, das wäre jetzt etwas Schönes, die Kinder am Sonntag noch arbeiten machen. Nein, das muß nicht ſeyn, ſagte der Tröllmeiſter Tollfuß, der des Chriſtophs guter Nachbar war und über das ganze Geſpräch ſtillſchweigend auf der Ofenbank lag und eine Pfeife rauchte.

Elſe antwortete ihm: du muſterſt ja alle Sonntag mit dem jungen Volk auf dem Platz, und redeſt jetzt ſo.

Ja, das iſt was anders, das hatte die Oberkeit befohlen, ſagte der Tröllmeiſter. — Und, will's Gott, wird das andere die Oberkeit auch noch befehlen, ſagte Elſe. —

Aber ich glaube das nicht, antwortete der Tollfuß.

Chriſtoph. Fritz, wiederhol uns, was dich das Merkwürdigſte dünkt aus unſerer Abendſtunde!

Fritz. Daß der Menſch ein Narr iſt, auſſer dem Haus Allmoſen zu betteln, wenn er Ueberfluß zu Hauſe hat.

Chriſtoph. Weiter. —

Fritz. Daß man Landkinder für Haus und Hof, für Feld und Aecker, für Scheuren und Wohnstuben, und nicht für lesen, wissen und schwatzen erziehn müsse.

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß in einem jeden Haus Väter und Mütter gar viel besser verstehen, was ihre Kinder bey Haus und Hof, in der Scheuer, und in der Wohnstube, und im Holz und Feld wissen müssen, als ein Schulmeister.

Christoph. Und noch? —

Fritz. Die verständigsten Eltern machen mit den Kindern am wenigsten Wort, und finden in der Wohnstube und in ihren nächsten Umgebungen die allervorzüglichsten Mittel, ihnen alles das thatsächlich wahr einzuüben, und sie dadurch in allem dem vorzüglich wohl zu unterrichten, was ihnen in ihrer Lage und in ihren Umständen hauptsächlich nützlich und dienlich seyn kann.

Christoph. Weiter.

Fritz. Der Schulunterricht sey dem Hauskind in jedem Falle eine Art von fremdem Futter, und man sollte die Kinder nicht völlig so sicher den ganzen Winter über heerdenweise mit solchem Futter versorgen.

Christoph. Und dann?

Fritz. Die Väterlehre sey der Kern, und die Schulmeisterspröchlein aufs höchste eine gute Schaale darüber.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß der gemeine Mann Mutterwitz nöthig habe.

Christoph. Und noch?

Fritz. Kinder lernen in Schulen, besonders in schlech-

ten Schulen, allerley Böses, wozu sie in der Wohnstube keinen Anlaß hätten, und verlernen in denselben allerley Gutes, was sie in der Wohnstube ganz gewiß nicht verlernen würden. Das Schlimmste, was ich darüber erfahren, ist, daß die Kinder in allen schlechten Schulen gleichsam mit Haaren dazu getrieben werden, Haß und Feindschaft an einander zu legen, und auch in den besten gar nicht genug zu der gegenseitigen Freundschaft, Liebe und anmuthigen Theilnahme angereizt werden, die das häusliche Leben so einfach und kraftvoll in der Menschennatur entwickelt.

Christoph. Was mehr?

Fritz. Daß man Spitzkissen und Spinnräder in der Schule so gut als Dinte und Federn brauchen könnte.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß die Menschengattung, zu welcher gesagt ist, „im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brod „essen," ihr Handwerk nicht in der Comödie lerne.

Christoph. Und noch?

Fritz. Auch daß Bauersleute, die auf Gottes Boden mit Händen und Füßen schwarzes Brod suchen müssen, in allen Rücksichten eine andere Schulstube nöthig haben, als diejenigen, die mit aufrechtem Rücken und mit Maulbrauchen und allfällig mit Staunen und Kopfarbeit Zuckerbrod nachgehn und nachzugehn sich berechtigt oder gar berufen glauben.

Christoph. Was mehr?

Fritz. Wenn gleich alle Sachen 2, 3, 4, ja 17

und 18 Seiten haben, so sey doch immer nur eine von allen 17 die Hauptseite.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß wir in der Nachbarschaft viel schlechte Schulmeister haben.

Christoph. Weißt noch etwas?

Fritz. Daß die Schule nichts ist, nichts seyn kann, und nichts seyn solle, als Nachhülfe für das, was Vater und Mutter an ihren Kindern in der Wohnstube thun sollen.

Christoph. Noch weiter. —

Fritz. Daß Zeitersparen, und in der Handarbeit sich üben, für Landkinder die Hauptsache ist, daß sie darum am Samstag und Sonntag Abend schreiben und rechnen sollten.

Christoph. Und noch?

Fritz. Daß der Nachbar Tollfuß gesagt hat, er glaube in Ewigkeit nie, daß die Oberkeit, so lang die Welt stehe, befehlen werde, daß man am Sonntag Abends schreibe und rechne.

Fünfzehnte Abendstunde.

Inhalt.

Vom Schwatzen und Träumen.
Von Aegypten und dem Appenzellerland.
Von der Lebhaftigkeit und der Eigentlichkeit.
Vom Vieh.
Vom Kochen und Essen.
Vom Strümpfflicken und Haarkämmen.
Von Stauden und Stöcken.
Vom Stolpern in der Wohnstube.
Vom Brod und von der Liebe als den zwey Hauptgründen zum Arbeiten und Lernen.
Von Großvaterliedern und von neuen Liedern.
Vom Altwerden und wieder ausputzen.
Vom ohne Verstand beten und vom Vater Unser.

Else. Wir haben gestern in allem Eifer ob den Schulen vergessen, worob das Gespräch eigentlich angegangen.

Joost. Das geschiehet eben viel. — Wenn man so zusammensitzt, bloß miteinander zu schwatzen, die meisten Gespräche sind wahrlich so den Morgenträumen gleich, in denen man in einem Augenblick aus dem [illegible] nach Aegypten, und aus Aegypten ins Appenzelle[illegible]ynkommt.

Christoph. Es ist wahr, man ist in solchen Unterredungen nur dann recht in der Ordnung und kommt nur dann zu einem bestimmten Ziel, wenn man sich an dem Gegenstand unzerstreut festhält, von dem das Gespräch

im Anfang ausgieng. Das aber geschieht nur in dem Fall, wenn der Gegenstand, von dem man ausgieng, selber von einer Natur ist, daß er uns im ganzen Umfang unsers Wesens, d. i. mit Herz, Geist und Hand zugleich ergreift.

Jooſt. Ich habe die Nothwendigkeit und die Vortheile dieſes Ergriffenwerdens im ganzen Weſen unſerer Natur nirgends ſo auffallend geſehen, als im Thun der Gertrud. Bis auf die kleinſten, uns bedrückend ſcheinenden Umſtände hinab iſt ſie in allem, was ſie thut, mit Geiſt, Herz und Hand zugleich bey dem Gegenſtand, der ſie jetzt in dieſem Augenblick beſchäftigt.

Chriſtoph. Du haſt recht. Sie zeigt in den kleinen Samſtagsarbeiten, beym Reinigen ihrer Stube und beym Kämmen ihrer Kinder nicht weniger, daß ſie ihren Kopf und ihr Herz ganz dabey hat, als geſtern bey der Unterredung mit Arnern.

Jooſt. Und das iſt, weiß Gott! Elſe, was in allen Ständen in der Welt macht, daß einer ſeiner Stelle, und ſeinem Platz, worin er ſtehet, gewachſen iſt; — Weib und Mann, Herr und Knecht, müſſen ſo zu ſagen, täglich und ſtündlich ihren Kopf bey hundert abwechſelnden Kleinigkeiten feſthalten, indem dieſe zuſammen die Hauptſache faſt aller Berufe ausmachen.

Elſe. Das, was du hier ſagſt, bringt mir etwas wieder lebhafter ins Gedächtniß, das ich ſeit Jahren nicht mehr mit dieſer Lebhaftigkeit dachte, daß nämlich unſere Alten bey allem ihrem Thun und beſonders bey Sachen, die wir jetzt als Kleinigkeiten anſehen, und behandeln, ihr

Herz, ihren Kopf und ihre Hand weit mehr beyeinander hatten, als es jetzt geschieht.

Jooſt. Das iſt ganz gewiß, und beſonders in Rückſicht auf unſere Erziehungsweiſe, allgemein wahr. Es iſt kein Grundſatz, keine Uebung und keine Fertigkeit in uns zur Reifung gelangt, wenn wir ſie nicht in allen Kleinigkeiten eben ſo leicht und eben ſo gewiß anwenden, als in Gegenſtänden, die wir für wichtig halten. Eingeübte Fertigkeiten wenden ſich unbedingt und gleichſam unwillkührlich an, wo immer die Gelegenheit, ſie anwenden zu können, ſich vorfindet. Der Gebrauch eingeübter Fertigkeiten wird den Menſchen allgemein gleichſam zur andern Natur. Das, was wir nur bey gewiſſen Gelegenheiten, die uns werth genug ſcheinen, thun, iſt uns durchaus noch nicht zur andern Natur geworden. Wir brauchen es, wie ein Sonntags- und Feyertagskleid, nur bey auſſerordentlichen Gelegenheiten. Das, was die Alten weſentlich waren und konnten, war ihnen eigentlich ihr Werktagskleid, ihr Alltagsrock.

Elſe. Ich ſehe das ganz ein. Es iſt ein wahres Unglück unſrer Zeit, daß man in der Erziehung der Kinder immermehr nur auf das Achtung giebt, was man einzeln für ſehr wichtig achtet.

Jooſt. Das iſt um ſo wichtiger, weil jeder Narr in der Welt das, was ſeine eigene Narrheit kitzelt und was in ſeiner Umgebung jetzt Mode iſt, für das Wichtigſte hält, deſſen ſeine Kinder bedürfen.

Elſe. Das iſt bey der Gertrud gar nicht. Sie iſt ihrer Kinder und ihrer Erziehung halber gleichſam in der

Wohnstube vergraben, und findet in ihrer Einfalt und Unschuld das Rechte, dessen ihre Kinder bedürfen, doch mit solcher Sicherheit in derselben.

Joost. Das Unglück ist, die meisten Väter und Mütter unserer Zeit sind der Erziehung und ihrer Kinder halber auser ihre Wohnstube hinausgeworfen, wie Gertrud in dieselbe vergraben ist. Dadurch allein kommt sie dahin, daß sie den ganzen Tag jede Kleinigkeit, welche zur Bildung ihrer Kinder dient, mit dieser Sorgfalt festhält und benützt.

Else. Und wenn die Eltern so auser ihre Wohnstube und Kinderstube hinaus geworfen sind, so geht es denn in derselben der guten Besorgung der Kinder halber, eben auch, wie es ihnen in einem Stalle mit dem lieben Vieh gehen würde, wenn der Bauernknecht, der das Vieh besorgen sollte, die größere Zeit des Tags im Herrenhaus, mit Herrengeschäften, zwischen Herrenknechten und Herrenmägden oder gar im Wirthshaus zubringen würde.

Joost. Deine Vergleichung ist richtig; aber wenige Weiber werden geneigt seyn, diese Ordnung für den Maaßstab, wie sie in ihren Wohnstuben leben sollten, anzuerkennen.

Else. Und doch ist es gewiß, daß ein Hausleben in der Wohnstube, wie Gertrud eins führt, diese Stube einer Mutter zu einem wahren Himmel auf Erden machen kann.

Joost. Das war sie wenigstens der Gertrud, und das ist sie allenthalben, wo Vater und Mutter mit Herz und Seele in derselben leben und darin Ordnung halten.

Else. Du meynst aber allgemein und bis auf die geringsten Kleinigkeiten hinab, wie Gertrud dieses thut.

Joost. Dieser Gesichtspunkt ist ganz richtig. Das Wohnstubenleben besteht, wie das Leben überhaupt, aus einem Zusammenfluß sich täglich durchkreutzender und in einander greifender Kleinigkeiten. Wo nun der Wohnstubeneinfluß nicht mit gleicher Kraft auf den Umfang dieser Kleinigkeiten einwirkt, da ist der bildende Einfluß derselben in seinem Wesen untergraben. Jede Gedankenlosigkeit, jede Sorglosigkeit und Unaufmerksamkeit in denselben veranlaßt Unordnungen und Verwirrungen im Hausweſen, und untergräbt unzweideutig die wesentlichen Fundamente, auf welchen der bildende und segnende Einfluß des häuslichen Lebens ruht und von denen er ausgeht.

Sie redeten noch eine Weile über diesen Gegenstand. Christoph sagte: Die Unordnung verderbt allen Genuß, den der Mensch von seinem Hausleben hat; auch der geringste Mensch wird so maßleidig, wenn er müde von der Arbeit heimkommt, und dann in der Wohnstube, wie im Wald, über Stauden und Stöck stolpern muß, und eine Frau antrifft, die, bis sie ins Bette will, nie Zeit hat, ein Wort mit Ruhe zu reden, oder etwa auch einen Spaß, den man zweimal gern hörte, zweimal zu erzählen.

Joost. In dieser Rücksicht war die Sorgfalt der Gertrud, mit ihrer ganzen Samstagsarbeit fertig zu werden, ehe ihr Mann heim kam, ein Meisterstück von einem Weibe, ihren Mann bey guter Laune zu erhalten und zum frohen Genuß aller Freuden des häuslichen Lebens hinzulenken.

Elfe. Es ist wahr, diese Samstagssorgfalt ist denn noch als Vorbereitung für den Ruhetag des Sonntags und seine häuslichen Freuden vom größten Einflusse.

Joost. Sie ist es auf den ganzen Umfang der Segnungen des häuslichen Lebens. Ich fühle es, ohne diese, ihre feste und liebliche Hausordnung wäre es auch nicht möglich gewesen, daß sie die Zeit, Kraft und Ruhe gefunden hätte, die es brauchte, ihre Kinder so weit zu lehren, zu unterrichten und auszubilden, wie sie es wirklich that. Es hängt in der Haushaltung, wie in der Welt, alles so innig zusammen. Das brav und treu seyn in seinem innersten Herzen ist das Fundament jeder Hausordnung, und als brave, treue Hausmutter ist sie durch sich selbst und dadurch innerlich belebt die beste Schulmeisterin; und eben dieses innerlich brav und treu macht sie hinwieder das alles wohl können und gerne thun, was ihrem Manne in seiner Wohnstube Freude machen, eben so wie das, was sie bey Arner für ihn und seine Rettung thun konnte.

Der Gesichtspunkt, wie Gertrud eine so gute Schulmeisterin geworden, beschäftigte sie am meisten, und sie wurden darüber einig, die Wohnstube habe für jede Mutter, die das Herz für ihre Kinder am rechten Fleck habe, vielseitige Reitze und kraftvolle Mittel, sie eben so leicht zu einer guten Schulmeisterin als zu einer guten Hausfrau zu machen, und zwar solche, die auch einer guten Schule wesentlich mangeln. Eben so gehen aus der Wohnstube die sichersten Mittel hervor, die Kinder dahin zu bringen, dem Vater, wenn er Abends von der Arbeit heim

kommt, Freude machen zu können. So offenbar liegen die Bildungsmittel zu allem dem, was man wissen und können muß, um angenehm zu seyn vor Gott und den Menschen, mit großen Reitzen vereinigt in der Wohnstube. Die Kräfte der Menschennatur haben alle den Reitz, sich zu bilden, in sich selbst. Das Kind denkt so gerne, als es gerne geht, und lernt so gerne, als es gerne ißt, wenn man ihm die Lehre so wohl gekocht und wohl vorbereitet vor den Mund legt, als seine Speisen; und unstreitig ist, daß die Wohnstube für dieses wohl kochen und wohl vorbereiten der Lehre der beste Boden ist, den die Welt hiefür hat. Das Gefühl: ich kann etwas — ist für jedes junge Kind eine größere Belohnung und eine größere Freude, als alle die Zierrathen seyn können, die ihm die Kunst und die Gunst der Menschen, zur Aufmunterung, etwas zu lernen, je zu ertheilen vermag. Diese Kunst ist in den Schulen unermeßlich vernachläßigt, aber auch unendlich leichter in der Wohnstube als in der Schule. Die meisten Schulkünste, mit denen man die Kinder anreitzt, etwas zu lernen, sind erbärmlich und widernatürlich. Sie machen das Kind höchstens geduldig für das, was man von aussen her in dasselbe hineinzubringen und ihm einzupfropfen sucht. Sie sind gar nicht geeignet, die Kinder dahin zu bringen, die Kraft, die sie zu dem, was sie lernen sollen, nothwendig brauchen, in sich selbst zu fühlen, zu suchen und zu finden. Man setzt in der Schule, die, so recht lernen, oben an, und die, so nicht recht lernen, unten an; in der Kirche rühmt der Pfarrer die, so wohl aufsagen, oft aber auch keinen weitern Verdienst ha-

ben, als daß sie frech sind, herzhaft ins Buch hineinschielen, und sich ordentlich die Antwort einblasen lassen; und er schilt dann die, so nicht wohl aufsagen, ob sie gleich keinen weitern Fehler haben, als daß sie furchtsam und schüchtern sind; — aber das sind alles Sachen, womit man gewiß nicht, den geraden Weg, wahrhaft lernbegierige, stille, und arbeitsame Leute macht. — Der Knabe, der in der Schule oben aufkommt, pochet und trotzet — der, so hinunter muß, wird entweder niederträchtig und achtet es nicht, oder giftig, und wildelet, und glaubt meistens, er leide unrecht; — und wenn der Pfarrer ein Kind ab der Kanzel herunter rühmt, so brüstet es sich wahrlich während des Gottesdienstes und mitten in der Kirche; das ist aber gar nicht so, wenn der Vater heim kommt, und sich freut ob dem, was seine Kinder gethan, und gelernt; er mag rühmen, was er will, das Kind wird darum nicht stolz, es wird vielmehr ihm um den Hals fallen, und weinen, und wenn sein Herz noch so durch und durch erquickt ist, von des Vaters Lob, so wird es doch kaum eine Spur von Eitelkeit in sich selber fühlen; deßwegen finde ich, ich mags kehren und drehen, wie ich will, daß es zum Lernen und Arbeiten, nur zwey gute Triebräder giebt; — entweder muß das Kind den Vortheil von der Lehre selber sehen, und wünschen, oder seine Eltern müssen ihm so lieb seyn, daß es von ganzem Herzen, und um seiner selbst willen gern lernt, und arbeitet, damit es ihnen Freude mache; und die wenigen Worte: „Du hast Brod, Kind, wenn du arbeitest, und machst „uns Freude, wenn du lernst," sind also der wahre Schul-

stab, womit man Kinder zum Lernen und Arbeiten treiben kann; und alle die Schulmeisterkünste, die nichts Böses hervorbringen sollen, müssen ganz gewiß dahinauslaufen, daß Pfarrer und Schulmeister den Kindern, wie Vater und Mutter, lieb werden, und folglich auch ihnen zu gefallen und Freude zu machen, gern lernen; oder daß Kinder den Nutzen ihrer Arbeit und ihres Lernens selber einzusehn vermögen.

Endlich kamen sie noch an das Lied der Gertrud: „Der du von dem Himmel bist, ꝛc.“ — und Else sagte: dieses Lied will mir für die Kinder nur halb gefallen.

Joost. Was hättest du dann für eins mit ihnen gesungen?

Else. Was weiß ich jetzt grad? ich denk, „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Fritz. Ja, das wäre gewiß ein schöners Lied — sings doch mit uns, Mutter! — gelt, Vater; wir wollens doch singen? —

Christoph. Ey ja — gern, wenn ihr wollt. Sie singen jetzt das Lied.

I.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten,
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!

2.

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit!

3.

Man halte nur ein wenig stille,
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt.
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt!

4.

Er kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, wann es nützlich sey.
Wenn er uns nur hat treu erfunden,
Und merket keine Heucheley,
So kommt Gott, eh wir's uns versehn,
Und lässet uns viel Guts geschehn.

5.

Denk nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seyst,
Und daß Gott der im Schooße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist.
Die folgend Zeit verändert viel,
Und setzet jeglichem sein Ziel.

6.

Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein, und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

7.

Sing, bet', und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bey dir werden neu.
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Else. Das wäre einmal gewiß ein besseres Lied für diese Leute, und ihre Umstände gewesen; als das: „Der du von dem Himmel bist. —"

Joost. Es ist doch auch schön — der Friede im Herzen, der vom Himmel ist, und in Leid und Freude einem die stille Ruhe giebt, der auch doppelt den Elenden glücklich machen kann, und allen Menschen, das Umtreiben von Freud und Leid, von Kummer und Sorgen, mit dem man sich in der Welt plagen mag, erleidet und abnimmt, dieser Friede im Herzen ist doch auch eines Liedes werth, das alle Menschen singen sollten.

Christoph. Ja, wenn man's so begreift, und erklärt, wie du jetzt sagst; aber das unsere ist so einfältig, und leicht. —

Joost. Es schadet doch aber auch nichts, wenn man

bey

bey dem, was man singt, etwas nachzusinnen hat, — und ich kann nicht bergen, das — „der du von dem Himmel bist —," gefällt mir einmal eben so gut, als dein älteres Lied.

Christoph. Aber, Joost! wenn ich das, „wer nur den lieben Gott läßt walten," singen höre, so ist mir allemal, mein alter lieber Großvater stehe vor mir, und singe das Lied. — Ja, Joost, man sah es ihm immer so an, wie das Lied ihm Freude und Trost war, daß mir allemal Thränen in die Augen kommen möchten, wenn ich dran sinne; darum kann mir auch in alle Ewigkeit kein Lied so lieb werden, als das. —

Joost. Das ist wohl gut und recht, Meister! aber das ist etwas für dich allein, und stehet nicht im Lied. — Und du mußt doch auch denken, es hat nicht jedermann dasselbe von einem so lieben Altvater gelernt, und man siehet hingegen tausend Menschen, die so alte Lieder, wie den Rosenkranz herunter beten, weil sie ihrer gar zu gewohnt sind. Selbst das heilige Vater Unser hat leider Gott erbarm dieses Schicksal, — daß es von Jugend auf gar zu viel und zu oft von den Leuten ausgesprochen, und herabgesagt wird; — der Mensch giebt auf alles, dessen er gar zu gewohnt ist, wenig Achtung, und darum thut auch das Erneuern so Vielem in der Welt gar oft wohl.

Christoph. Nun Fritz! du mußt das Lied: „der du von dem Himmel bist," auch lernen.

Fritz. Gar gern, Vater!

Christoph. Wollen wir den dreizehnten Abschnitt auch noch lesen?

Jooſt. Es iſt ziemlich ſpät.

Chriſtoph. So wiederhol uns dann, Fritz, was dich aus dieſem das Wichtigſte dünkt.

Fritz. Daß man beym ſo beyeinanderſitzen und Sprächeln gar oft nicht beym Gegenſtand bleibe, von dem man angefangen, ſondern von einem Aſt auf den andern ſpringe, und daß das nicht gut ſey.

Chriſtoph. Ferner.

Fritz. Es ſey beym Arbeiten wie beym Schwatzen; man komme und bleibe darin nicht in der Ordnung, wie man ſeyn ſollte, wenn das, was man arbeitet, nicht ein großes Intereſſe für unſern Kopf und unſer Herz hat, und die Umſtände, die uns umgeben, nicht von einer Natur ſind, daß ſie uns gleichſam nöthigen, den Gegenſtand unſeres Geſprächs feſtzuhalten, und nicht aus den Augen zu laſſen.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß die Aufmerkſamkeit auf hundertley Kleinigkeiten weſentlich zur Behandlung jeder Hauptſache gehöre, und daß dieſe Kleinigkeiten zuſammengenommen gar oft das Weſen der Hauptſache ausmachen.

Chriſtoph. Fahre fort.

Fritz. Daß daher die Menſchen gewöhnt ſeyn müſſen, ihren Kopf bey kleinen Sachen bey einander zu halten, wie bey großen.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß Ruhe und Stille bey der Arbeit die Menſchen eigentlich (pünktlich) macht und dabey ihre Eigenthümlichkeit vorzüglich ausbildet, und daß dieſe Ruhe

und Selbstständigkeit durch die Umgebungen einer guten Wohnstube vorzüglich beholfen und belebt werden.

Christoph. Und dann?

Fritz. Die Art, wie die Kinder gewöhnlich von den Schulmeistern und auch zu Zeiten von den Pfarrern in der Kirche zum Lernen gereizt und angetrieben werden, fördere und schütze die Unschuld, die Reinigkeit des Herzens und die Gemüthsruhe der Kinder gar nicht in dem Grad, wie die Uebungen der Wohnstuben dieses zu thun geeignet sind.

Christoph. Das ist wahr. Man kann die Kinder mit Sachen zum Arbeiten reizen und antreiben, die der Tod aller Unschuld, der Reinigkeit des Herzens und der Gemüthsruhe derselben sind, und ihnen unendlich mehr schaden, als die Kleinigkeiten, die sie gewöhnlich nur auswendig lernen, ihnen nützen können. Was weißt du weiter?

Fritz. Daß, wenn von zwey schönen Sachen dem einen diese, und dem andern jene am besten gefällt, ein jeder von beyden nach seiner Ansicht recht haben kann.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß man bey einer alten Leyer entschläft, und bey einem neuen Lied wieder erwacht.

Christoph. Fahr fort.

Fritz. Daß man daher wohl thue, alte Schlösser, alte Kirchen, alte Mandate, alte Lieder und alte Kutten zu Zeiten auch wieder auszuputzen und neu darzustellen, u. s. w.

Sechszehnte Abendstunde.

Inhalt.

Von mit den Weibern sprechen. — Von der seltesten Kunst auf der Erde.

Von Kenntnissen, die den Geistlichen und den Oberkeiten sehr oft mangeln.

Von Tabellen. — Von Kalendern. —

Von dem, was einem jeden gehört.

Vom Aufladen. — Vom Thier, das die Last tragen muß.

Vom Kameel und vom Nadelöhr.

Vom Regieren.

Von der Armuth. — Vom „helf dir Gott!" — Von Wochenbrödtlenen. — Vom großen Landsallmosen. — Von kleinen Hausallmosen.

Vom Hildebrand und vom Tannegger.

Noth lehrt beten — und Freude macht singen.

Von Kräften, und von der Schwachheit.

Vom Spannen und vom Ueberspannen des Bogens.

Von dem Läupi mit dem nüchtern Magen.

Von des Meyers fettem Joggeli.

Von Kindern, die Narren und Schälke werden.

Von Städtli Rütscher Loch.

Von Jagdrechten.

Vom Todtschießen.

Vom Unrecht thun und von einer Prise Tabak.

Richtiger könnte mans nicht beweisen, daß Gertrud dem Lienhard lieb war, sagte Joost, da Christoph den 13ten Abschnitt unsers Buchs gelesen.

Wie verstehest du das? erwiedert ihm Christoph.

Jooſt. Ha, — weil er ihr, ſo lang nacheinander erzählt, was er, ſo zu ſagen, im hinterſten Winkel auftreiben konnte.

Elſe. Meinſt etwann, Jooſt, wenn man den Männern nicht lieb ſey, ſo erzählen ſie einem nicht viel?

Jooſt. Du meinſt es auch ſelber, Elſe!

Elſe. Es iſt wahr, ich meine das; aber ich meine denn zweytens doch auch, daß es Männer gebe, die ihre Weiber lieb haben, und ihnen doch wenig erzählen.

Jooſt. Darüber ſtreite ich dann nicht mit dir.

Elſe. Aber hier war es auch Stoff dazu. Es iſt ein altes Sprichwort: „wovon das Herz voll iſt, davon „überläuft der Mund.“ — Und Arner hat dem guten Lienhard das Herz ſo voll gemacht, daß ihm der Mund nothwendig aufgehen mußte, da er zu ſeiner Frau heimkam.

Jooſt. Die Art, wie Arner mit dem Mäurer umgieng, war ein Meiſterſtück von einer ſeltenen Kunſt.

Chriſtoph. Was meinſt du für eine Kunſt?

Jooſt. Ich meine die Kunſt, einen Menſchen, der in großen Fehlern verhärtet iſt, ſo zu behandeln, daß Muth und Eifer, ſich zu beſſern und im Grunde zu ändern, faſt nothwendig in ihn hineinkommen müſſen.

Chriſtoph. Es iſt wahr, dieſe Kunſt iſt ſelten.

Jooſt. Arner übt ſie unübertrefflich aus.

Er giebt dem Mäurer, der wegen des Vielweintrinkens bey ihm verklagt iſt, zuerſt ein Glas Wein, — und zeiget ihm ſo gutmüthig und herzlich, daß er es ihm gönne, und den rechten Gebrauch davon billige, und ſelber wohl

begreife, daß seine Umstände und seine Arbeit ihm den Wein angenehm, und wirklich nothwendig machen. So schickt er Liebe, Billigkeit, Verstand und das Gute einen Unterschied machen, voraus — und kommt dann erst hernach mit dem mäßigen Rath, den auch ein Böswicht nicht zu hart finden könnte, „thue nicht zu viel zur Sache, „und wann du trinkst, so denk, daß du ein Weib und „7 Kinder zu Haus hast, die dir doch auch nicht für einen „Rausch feil seyn werden." Das, meine ich, Meister, heiße die Kunst, einem Fehlenden ans Herz zu kommen, recht gut ausüben; einmal, ich habe noch nicht viele Geistliche gesehn, die dem Laster auf der Kanzel mit so viel Sorgfalt, Klugheit und Kenntniß des menschlichen Herzens zu Leibe gehen, als Arner.

Christoph. Das ist auf der Kanzel ewig nicht also möglich.

Joost. Du hast recht; aber es geschieht im Privatumgange eben so wenig, und doch ist ewig wahr, wer nicht, wie hier Arner, in die kleinsten Umstände des Fehlenden eintritt, wer nicht selber siehet und fühlet, wie dieser so nach und nach, Gott weiß, wie? in alles hineingekommen, wer nicht Liebe und Wohlwollen vorauszeigt, und noch gern selber ein Glas Wein daran wagt, damit der Fehlende merke, daß es lautere Wahrheit und kein Schatten von Hartherzigkeit ist, was man ihm sagt, der richtet nichts aus, und es ist, weiß Gott, wahr, wer zu stolz oder zu affectirt ist, um, wo es gut und frommt, auch mit einem Glas Wein in der Hand, den Mann anzureden, den er bekehren will, der versteht die Kunst

nicht, und thäte dann auch besser, er würde das Handwerk nicht treiben. —

Christoph. Das Glas Wein hat dich weit geführt, Joost!

Joost. Das Glas Wein, wie es ihm Arner gab, und was er dazu sagt, mag wohl jedermann weit führen. — Die Kenntnisse der Berufsarten des Volks, und des Entschuldigenden, das sie für die Fehler der Menschen haben, und die richtige Einsicht auf alles, was ein jeder Mensch in seiner Lage und in seinen Umständen beynahe nothwendig und mit Recht zu fordern hat, ist vielleicht das Wichtigste, was Seelsorger und oberkeitliche Personen nicht genug studieren. Denn der Fehlende, den man ohne Aufmerksamkeit auf die entschuldigenden Umstände, unter denen er lebt, schilt und strafet, wird immer den Bestrafenden nur hassen, oder verachten, und wenn er auch nur ein halbböser Mensch ist, Rache gegen ihn ausüben. Das Gefühl, daß man keine Rücksicht auf die Umstände nimmt, unter denen jemand einen Fehler begangen, ist mit dem Gefühl, daß man Unrecht gelitten, innig verbunden, und das Gefühl, Unrecht gelitten zu haben, macht die Menschennatur allgemein zu Mitteln der Selbstsucht geneigt, bey denen sie eben auch keine Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit derselben nimmt. Unter hundert und hundert Arbeits- und Dienstleuten ist freylich kaum einer, der, wenn er meint, man nehme nicht gehörige Rücksicht auf das, was man ihm schuldig ist, nicht durch Nebenwege zu erschleichen sucht, was man ihm nicht schuldig, und der Unterthan, dem man ohne sorgfältige

Rücksicht auf die Natur und den Ertrag seines Berufes aufladet, was man sich im Traum einbildet, das er wohl ertragen möge, verliert durch diese Unaufmerksamkeit so viel als nothwendig alles Zutrauen und alle Liebe zu seiner Herrschaft, und mit ihm ist das Wesentliche der Segensgenieſſungen, das die höhern und niedern Stände gegenseitig unter sich zu vereinigen geeignet, in seinen Fundamenten untergraben. Das innere, heilige Band, das diese Stände vereinigt, geht wesentlich aus der Zartheit der Rücksichten der höhern Stände auf die Lage und die Bedürfnisse der niedern hervor, und man darf sicher annehmen, die Kunst, das Herz der niedern Stände an sich zu fesseln, und ihre Fehler zu mindern, geht wesentlich aus der Edelmuth und Weisheit der obern Stände, die Fehler der untern, so weit es mit Wahrheit und Liebe geschehn kann, zu entschuldigen, hervor, so wie in allen Ständen die Kunst, sich vor Schelmen und Dieben zu sichern, wesentlich im Verstehen und Gönnen und Geben dessen besteht, was einem jeden rechtmäßig gehört. Es ist ja auch bey einem Lastthier der nämliche Fall. Die Kunst, den größten Nutzen von ihm zu ziehn, besteht immer wesentlich in der richtigen Kenntniß und guten Behandlung des Thiers, dem man auf die Länge, und in die Dauer große Lasten auflegen will, ohne es zu verderben.

Christoph. Jooſt! Jooſt! Du sagst wieder etwas, das einen fast denken macht, mit deinen Rücksichten auf die niedern Stände habest du etwas von der Zartheit deiner Rücksichten auf die obern verloren. Wenn ich einmal deine Bemerkungen, so wie du sie ausdrückst, zu Herzen

nehmen wollte, so möchte ich fast vom Regieren sagen, was im Evangelio vom Reichthum steht: „es sey leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhre eingehe, als daß ein Mensch ein Volk regiere, wie du glaubst, daß es regiert seyn sollte.

Joost. Ich kenne das Regieren nur im Kreis der häuslichen Meister- und Dienerschaft, und davon kann ich nur so viel sagen, die Zartheit in der Aufmerksamkeit auf das Recht und die Bedürfnisse der niederern Glieder ist in jedem Fall in dem Grad schwer, als die Haushaltung groß ist.

Christoph. Aber ein Mann wie Arner, würde, denke ich, auch ein großes Volk wohl regieren können.

Joost. Das weiß ich nicht, aber das habe ich erfahren, daß es in der Welt, so weit als ich sie einmal kenne, wenig Herren giebt, wie er einer ist. Wenn er selber ein armer Mann wäre, er könnte für die Armen und Unglücklichen nicht mehr und nicht besser Sorge tragen.

Christoph. Es ist nicht möglich, die Herrschaften können nicht mehr so werden, wie Arner ist. Nur bey meinem Denken hat sich das Seyn und Leben der Herrschaften und oberkeitlichen Personen so sehr von aller persönlichen Näherung gegen das Volk entfernt, daß die Kenntnisse, Einsichten und Fertigkeiten, die ein menschenfreundlicher, seelenerhebender und gemüthlicher Einfluß auf die Untergebenen voraussetzt, ihnen täglich mehr mangeln.

Joost. Aus dem fließt dann aber auch, daß wir Landleute, eben weil es nun einmal so ist, für die Armen und Elenden im Lande jetzo mehr als je thun sollten.

Wir können es auch besser und leichter als alle Herren und alle fremde Leute. Der Arme ist ja an unserer Seite, man siehet auf's Haar, und alle Stund, wo's ihnen eigentlich fehlt. — Man kann so leicht und natürlich mit der Hilfe guten Rath, und mit dem guten Rath Hilfe verbinden; das aber kann der, so Stunden weit von ihm weg wohnet, und eine andere Lebensart, als er führet, mit allem guten Herzen, das er haben mag, nicht; und doch ist es wesentlich nothwendig, daß man die Quellen und Ursachen seines Zurückstehens und seiner Nothdurft, so wie die Umstände und Verhältnisse, die beydes sie mehr oder minder drückend machen, genau kenne, um richtig zu beurtheilen, auf welche Weise ihm mit gesicherten Erfolg und auf die Dauer abgeholfen werden könne, und hierfür ist es unstreitig wesentlich, ihm an der Seite und in der Nähe zu wohnen, um ihm in den Augenblicken seiner Noth und seiner Unruhe bey der Hand zu seyn. Die liebende Menschenseele ist doppelt beym Armen und Elenden, wenn er ihm mit seinem Auge und mit seiner Seele zusammen nahe steht. Deßwegen wäre wohl das eigentliche wahre und allgemeine Landesallmosen, welches Oberkeiten und kirchliche Vorsteher des Volks dem Armen im Lande geben könnten und sollten, dieses: das Opfer der Liebe in den Dörfern selber wieder anzuzünden und dahin zu wirken, daß die gemeinen Leute im Lande sich untereinander auch wieder mehr selber Hülfe, Rath und Trost seyn könnten und wollten, als es leider gegenwärtig wirklich nicht ist. Ich bin überzeugt, hätten wir das auch nur in dem Grad als dieses noch vor hundert Jahren bey uns der Fall war,

so könnten wir das Allmosen, das die Oberkeiten den Armen im Lande geben, ohne allen Nachtheil ihnen mehr als halb schenken.

Christoph. Du meynst es gut, Joost, und hast auch recht, aber bis wir's haben, wollen wir einmal noch Gott danken für die Armenbrödlein, die unser Pfleger austheilt; denn unsere reichen Bauern lernen von den reichen Stadtleuten immer mehr dem Armen: „helfe dir „Gott" zum Fenster hinauszurufen und ihm nichts geben, und es kommt noch dahin, daß man auf den Dörfern, eben wie in den Städten, das Allmosen, das der Anblick der Armen vor den Fenstern dem guten Herzen der Reichen abdrängt, verbiethet, ohne ihm diese, freilich unzulängliche und in gewisser Rücksicht schädliche Hülfe durch etwas in die Besserung seiner Lage und seiner Verhältnisse tiefer und wirksamer Eingreifendes zu ersetzen.

Der Anblick der Armen und ihres Elends selber ist das beste psychologische Mittel, das Herz der Reichen zu wahren, wirksamen Allmosen für sie zu bewegen. Der Geist des Christenthums führt den Menschenfreund in die Hütte und an die Seite des Armen als seines Bruders; aber die, wahrlich in dieser Rücksicht unchristlichen Zeitsitten verscheuen ihn von den Gelegenheiten und Oertern weg, wo sein Elend dem Reichen am deutlichsten und auf eine, sein Herz zu einer wahren Hülfe zu bewegen fähige Weise in die Augen fallen würde.

Joost. Es ist traurig, aber es ist wahr, das Zeitleben, das bald jeden Bauern, der auch nur ein paar Kühe und ein paar Stiere mehr als ein anderer hat, ihn von

ihm trennt, als wenn sie nicht gleichen Standes wären, hat die Einfachheit des Hülfeleistens gegen einander, die in der alten Zeit so allgemein und natürlich war, in unserer Mitte so viel als allgemein verschwinden gemacht.

Else. Ich denke, anstatt ein Wort mehr davon zu reden, sey es besser, wir fangen an unserm Ort selber an, diesfalls zu thun, was wir können und mögen.

Christoph. Du hast recht. Wenn wir den Geist der alten Zeit diesfalls in uns selbst wieder erneuern, so können wir, will's Gott auch machen, daß er sich in einigen unserer Nachbarn von neuem wieder belebe.

Else fiel ihm mit Lebhaftigkeit ein: ja, das wollen wir thun, und zwar sogleich. Der Hildebrand und der Tannegger, unsere nächsten Nachbarn, sind so in Umständen, daß sie unsere Hülfe und unsern Rath gewiß alle Tage nöthig haben, und die wollen wir ihnen von heute an geben, und nicht warten bis sie uns darum bitten.

Joost. Das ist, weiß Gott! der einzige rechte Weg; und wenn man schon der Oberkeit und den Geistlichen für alles Gute, das man von ihnen hat, allen Dank schuldig ist, so ist doch wahr, es kann und wird in Ewigkeit in den Dörfern nicht besser gehen und stehen, bis die Nachbarn einander selber liebreich und gutmüthig an die Hand gehen.

Christoph. Nun, wir wollen, will's Gott, das Unsere thun.

Joost. Segne Gott euch euer Vorhaben!

Else. Es macht einem in der Welt gewiß nichts so wohl, als dieses.

Jooſt. Und je mehr ihr's thun werdet, je mehr werdet ihr finden, wie leicht es auf dem Land iſt, der Armuth zu helfen.

Elſe. Iſt es in den Städten mit der Armuth viel anders?

Jooſt. Ja, Elſe! der Unterſchied iſt auf eine Gattung unglaublich, auf dem Land iſt alles gar einfach, und an der Thüre, was man haben muß; aber in den Städten iſt alles gekünſtelt, und ab der Hand, ſelber das, was Brod giebt, und was man da unumgänglich haben muß, iſt oft ſo ungewiß, und unſicher, und hängt von ſo tauſenderley Umſtänden ab, und fodert ſo viel, daß einem ſchauern möchte ob dem Stadtleben, wenn man nicht auf die oder dieſe Weiſe wohl mit Geld hinterſetzt iſt. Denn je künſtlicher dir dein Brod kommt, und je mehr du nöthig haſt, deſto leichter kannſt du arm werden, und deſto ſchwieriger haſt du, dir wieder zu helfen. Auf dem Land erſtreitet man mit muthigem Harren und Einſchränken leicht wieder das Nöthige, um ruhig zu leben; aber in der Stadt, wenn du einmal in Unordnung biſt, helf dann Gott, was für hundert Künſte es braucht, wieder auf ein halbes Bein zu kommen. Doch muß ich das auch wieder ſagen, daß die Armuth in Stadt und Land dieſes wieder gleich hat, daß hie und da die Noth ſelber das iſt, was den meiſten Leuten wieder auf die Beine hilft.

Chriſtoph. Wie kommt das?

Jooſt. Ha! das kommt ſo, weil die Noth keine Complimente mit unſern Fehlern macht. Steckſt du recht darinn, ſo magſt du es lang probieren, dir tauſenderley

Entschuldigungen über deine Fehler vorzulügen, du wirst bald merken, daß dir das nichts hilft, und daß du mit Kopf und Händen da angreifen mußt, wo dich die Noth drückt; das alles aber lernst du gewiß nicht so, wenn du nicht in der Noth bist; darum wirst du auch immer finden, daß wer viel in Noth, und Sorgen war, gemeiniglich mehr ist, mehr kann, und mehr wird, als die guten Hansen ohne Sorgen.

Else. Das ist so wahr, und nicht wahr. Die Noth kann einen eben so leicht abschwächen als stark machen, und wenn's zu hart gehet, so kann's im Menschen brechen, wie die Saiten im Bogen, die du zu hart spannst. Einer mag viel tragen, der andere wenig; oft sinkt einer nieder, und stehet nicht mehr auf, unter einer Bürde, die ein anderer wie nichts trägt.

Joost. Es ist wahr; aber doch muß man auch sagen: es ist das völlige Versinken in der Noth auch selten, ausser bey Leuten, die so erzogen sind, oder so leben, als wenn sie sich just einrichteten, zum nichts tragen, und nichts überwinden mögen; und dann sind sie in Gottes Namen selber schuld, daß sie mit allem, so wenig es ist, dennoch so geschwind überladen sind. Indessen aber kann man es nicht genug sagen, wie gut es dem Menschen ist, wenn er, besonders in der Jugend, nicht alles hat, was er will, sondern fest und steif dazu gezogen wird, sich in tausenderley Sachen oft viel zu überwinden.

Else. Das ist gewiß gut; aber die Vorsehung hat auch auf tausenderley Arten dafür gesorgt, daß jedermann auf Gottes Boden, der Reiche nicht weniger, als der

Arme, sich täglich bey einer Menge Sachen zu überwinden hat.

Jooſt. Es iſt aber doch ein Unterſchied, in dem, wo ſich der Arme, und in dem, wo ſich der Reiche zu überwinden hat; könnteſt du mir ihn ſagen, Fritz?

Fritz. Ha — der Reiche hat einmal auch Eſſen und Trinken, und Kleider, und muß ſich alſo nur ob Sachen überwinden, die er ohne Schaden mangeln kann. Der Arme hingegen muß ſich oft ob Sachen überwinden, die er ſo nothwendig hat, als Schuh und Brod?

Jooſt. Weſſen Ueberwinden braucht alſo mehr Stärke?

Fritz. Des Armen ſeines —!

Jooſt. Thut aber dem Reichen ſein Ueberwinden nicht eben ſo weh als dem Armen ſeines.

Fritz. Wohl freylich, Jooſt! der arme Leuppi gehet dir eine ganze Nacht durch über Berg und Thal um einen Gulden, ißt keinen Mund voll, bis er wieder heimkommt, und freuet ſich wie ein König, wenn du ihm dann den Lohn giebſt; hingegen, weißt noch, wie wir uns faſt zu Tode lachten, da du uns vor 14 Tagen erzählt, daß des Meyers feißter Joggeli die hellen Thränen geweint, da der Dokter ihm das Schweinenfleiſch verboten? Alſo magſt du wohl ſagen, das Ueberwinden thue dem Armen gar nicht ſo weh wie dem Reichen.

Jooſt. Nun denke ich, Fritz, könneſt du auch errathen, welchen Kindern es beſſer gehe, denen, die ſich in der Jugend viel und oft überwinden müſſen, oder denen, die alles haben, was ſie wollen.

Fritz. Gewiß denen, die nicht alles haben, was sie wollen. In der Schule selber sind die, so immer alle Säcke voll Eßwaaren und selber noch Geld haben, und thun, und kaufen können, was sie wollen, immer die ungeschicktesten, unanstelligsten, und hässigsten; sie kommen mit den andern nie recht fort; und wenn du meynst, wie gut sie mit dir sind, so haben sie dir, im Augenblick den Narren im Kopf und etwas wider dich, ohne daß du auf aller Welt wissen magst, warum.

Joost. Merkst also, Fritz, daß es dir wohl bekommen mag, daß ich dich am Morgen mit der lieben Sonne zum Bett hinaustreibe.

Fritz. Ae — Gottsnamen aufgestanden. —

Joost. Morn am Morgen ist es lustig; Fritz! es gilt dir am Zwey — aber jetzt möchte ich noch eins von dir wissen: Was dünkt dich, ist es also ein Unglück, daß so viel Leute in der Welt sind, die nicht alles haben, was sie wollen? —

Fritz. Nein, gewiß nicht. —

Joost. Aber, warum meynst dann, daß man den Armen helfen und rathen müsse, wenn das Ueberwinden ihnen so gut ist, und die Noth selber das ist, was ihnen am vorzüglichsten wieder auf die Füße hilft. —

Fritz. Ja Joost — das ist so! es ist in unserm Herzen, und man kann nicht glücklich und ruhig seyn, wenn man's nicht thut, und dann macht Rath und Handbiethung nur, daß der Arme nicht unterliegt, es enthebt ihn der Mühe und Arbeit, der Ueberwindung, zu welcher ihn die Noth auffordert, bey weitem nicht und soll ihn der-

selben

elben auch nicht entheben, sondern macht nur und soll nur machen, daß er den Muth und die Kräfte behält, die ihm in seinen Umständen nothwendig, um sich selber wieder auf die Füße zu helfen.

Jooſt. Du haſt recht, Fritz! und begreifeſt ganz, was man durch Allmoſen dem Armen eigentlich thun kann, und ſoll; man muß ihm nämlich dahin helfen, daß er ſeinen Muth nicht verliere, mit allen Kräften zu trachten, um ſich wieder aufzuhelfen, die Gabe, mit der man den Armen nachläßig und träge machet, daß er ſo zu ſagen in ſeinem Miſt verfaulet, iſt nicht nur kein Allmoſen für ihn, ſondern hindert ihn wahrlich, ſelber wieder zu Kräften zu kommen — aber b'hüt mich Gott, daß du mich nicht von Kranken, Unvermögenden verſteheſt — die muß man pflegen, bis ſie von uns ſcheiden, ohne einige Rückſicht auf etwas anders, ſo gut man kann und mag — aber dem geſunden, vermögenden Armen, der bey ſeinen Leibs- und Seelenkräften iſt, muß man nur die Hand bieten, um ihn aus dem Schlamm und Koth, darinn er ſteckt, herauszuziehen, aber bey weitem nicht, ihm Brod und Fleiſch, und Rock und Mantel, mitten in ſeinen Koth hineintragen, damit er ſich da gedulden, und ordentlich bleiben möge, wo er iſt. —

Elſe. Das, was du geſagt, iſt ſicher wahr, Jooſt; aber um alles zu ſagen, muſt du noch beyfügen das, was den Menſchen in Noth und Elend am beſten Kraft und Stärke giebt, oder dasjenige, wovon der Arme immer die weſentlichſte Hülfe erhält, iſt der Glaube, daß Gott im

Himmel Noth und Elend leite, wie Glück und Freude und sicher helfe, wenns Zeit ist.

Christoph. Das ist wahr.

Joost. Und auch das ist wahr, daß alles andere, was Menschen für die Armen thun, leider Gott erbarm, eben wenig ist. —

Christoph. Das, was Arner that, war auf eine Art nicht wenig. —

Joost. Auf eine Art wohl — aber es sind eben wenig Arner in der Welt. —

Else. Ja: so wehe es einem thut, so muß man's sagen, so ganz mit Kopf und Herzen bey ihren Herrschaftleuten sind gewiß wenig Herren; aber der kennt ihre Ordnung und ihr Wesen, so gut als unser einer das A. B. C.

Joost. Und so gut als viele andere Herren das Links- und Rechtsum, und Jägerstände. —

Else. Du bist boshaft, Joost. —

Joost. Das eben nicht; aber es ist vergebens, es kann nicht anderst seyn, als daß einem alten Baurenknecht das Herz ein wenig klopfen, und allerley in Sinn kommen müsse, wenn er von einem Junker höret, der weiß, wie man wohl Sand gräbt, wie man Leute und Vieh schonet, wie man wohl bauet, wie man Arbeiter auslesen, und armen Leuten helfen muß.

Else. Du hast recht, Joost, ich bin kein alter Baurenknecht — aber es ist mir doch wie dir, man kanns nicht anderst machen, es muß einem bey diesem Junker allerhand in Sinn kommen. Er wartet seinem Volk ab, wie ein gemeiner Mensch seinem Handwerk; und es ist

ja fast nicht zu begreifen, wie er so gar den Junker von Oberhofen hat stehen lassen können, bis er mit dem Mäurer fertig war.

Jooſt. Das hätte einmal kein Bürger aus dem Städtlein Rütscherloch gethan, denn da hat ein Bauer von Glück zu sagen, wenn er im zehentenmal endlich Antwort krieget, nachdem er neunmal umsonſt kam. Ich zinſete auch einmal in dieſes Loch; und habe mich alle Jahre faſt zu Tode laufen müſſen, bis man mir meine 3 Gulden abgenommen; bald hatte der Herr nicht Zeit wegen dem Spielen, bald wegen dem Eſſen, bald wegen dem Caffee, bald weil er Beſuch hatte, einmal mußte ich gar wegen einem Jagdhunde warten, den er kaufen wollte, und doch darf kein Burger vom Rütscherloch mit einem Jagdhunde zum Thor hinaus, ohne zu gefahren, daß man ihn ihm niederſchieße.

Elſe. Du biſt böſe, Jooſt — über die Herren im Rütscherloch, du mußt es ihnen verzeihen, man kann es ſich ſo angewöhnen, es nicht zu achten, daß man den Leuten Mühe machet, daß einem zuletzt nur der Sinn nicht mehr dran kommt, daß man Unrecht thut.

Jooſt. Es iſt wahr, es giebt ſolche Herren in dieſem Loch, die ſo wenig dabey denken, wenn ſie einem ſagen; „komme morgen wieder," als wenn ſie eine Priſe Taback nehmen.

Chriſtoph. Behüte mir Gott meinen lieben Arner! der bey allem, was er ſeinen Bauern ſagte, auch etwas dachte. —

Elſe. Hausmeiſter — Hausmeiſter — will des Jooſts böſe Laune dich auch anwandern?

Chriſtoph. Was weiß ich, Elſe, es kommen einem Sachen in Sinn ob dem, ſo er da ſagt, woran man ſonſt in ſeinem Leben nie dachte; aber ich denke, damit mich nicht noch mehr böſe Erinnerungen anwandeln, ſo ſey es am beſten, wir gehen bald ſchlafen. Und, Fritz, du wiederholeſt uns, was das alles war, was wir ſagten!

Fritz. Die Art, wie der Junker mit dem guten Lienhard umgieng, um im erſten Augenblick ſein Zutrauen zu gewinnen, zeigt mir, daß man mit ſchwachen, gutmüthigen Leuten, wenn man ſie zu ſich ſelber bringen und beſſern will, nicht mit Vorwürfen und eiteln Predigen anfangen, ſondern auch ihrer Fehler halber ſchonend mit ihnen reden, und ſelber einem Säufer ein Glas Wein vorſtellen und ihm zureden darf, es ohne Scheu und Furcht anzunehmen und zu genieſſen.

Chriſtoph. Was weiter!

Fritz. Daß Arner es wohl verſtanden, auch den frechſten und feinſten Blutſaugern auf den Dörfern Zaum und Gebiß auf eine Weiſe in den Mund zu legen, wie es viele gute Herren gewiß auch gerne thäten, aber nicht können, weil die Art und Weiſe, wie es mit Erfolg geſchehen könnte und ſollte, gleichſam auſſer Curs und Uebung geſetzt iſt.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß je größer ein Thier iſt, das die kleinen frißt, deſto mehr ſollten dieſe ſich hüten, ſeine Thürſchwelle

oder vielmehr die Höhle, darinn er auf seinen Raub lauert, zu betreten.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß es dem Mäurer wohlbekommen, daß er bey allem seinem Lumpenleben doch nicht vergessen, was der vorhabende Bau kosten möge. Es scheint, er habe einen brävern Meister gehabt, als er einer war.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß die Noth ein guter Lehrmeister sey!

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß arme Stadtleute in der Noth weit übler daran seyen, als arme Landleute.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß die Geistlichen und die Oberkeiten mehr studieren sollten, was die Berufsarten und Umstände der gemeinen Leute Entschuldigendes für ihre Fehler mit sich führen.

Christoph. Weiter —?

Fritz. Daß es ohne diese Kenntniß äusserst schwer sey, die Menschen zu regieren, und daß überhaupt das Regieren eine schwere Kunst sey.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß die Kunst, die Menschen nach vielen Richtungen in Tabellen zu reihen, zu reihen und zu ordnen, eben noch nicht die Kunst sey, sie zu regieren, und das gerade darum, weil das Wetter selten eintrifft, wie es im Kalender eingeschrieben ist.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß es ein großer Vortheil ist, wenn man das Thier, dem man viel aufladen will, auch wohl kennt.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß die Volkswohlthätigkeit, wenn sie gesegnet seyn soll, aus dem Volksherzen selbst hervorgehn, und wesentlich mit Thränen der Theilnahme und des Mitleidens begleitet seyn müsse.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß es den Leuten übel bekommt, wenn sie nicht von Jugend auf mit Ernst dazu gehalten werden, sich zu überwinden und anzugreifen.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß wer in der Welt alles hat, was er will, leicht ein Narr und ein Schalk werden kann.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß die Herren von Rütscherloch so unverschämte Leute seyen und die Bauern wie Narren im Feld herumspringen, und sich dieses Narrenwesen so angewöhnt haben, daß sie nicht einmal fühlen, daß es unrecht ist.

Christoph. Weißt du nicht auch etwas, das dich selber angehn möchte?

Fritz. Ja freylich, daß ich morgen früh schon um 2 Uhr in den Stall muß, die Stiere zu füttern, mit denen man zu Acker fahren will.

Siebenzehnte Abendstunde.

Inhalt.

Von vornehmen Baurenweibern: von gemeinen Baurenweibern.

Von verbissenen Mäulern. — Verdrehten Augen. — Hirnmüthigen Ochsen. — Neidigen Menschen. — Magern Knochen. — Spitzigen Nasen. — Abgemalten Katzen. — Von Ehrentiteln. — Titelnarren. — Amtsnarren.

Vom Complimentmachen. — Vom Papieraufleſen. — Thürenbeschließen. — Vom Kitzlichtseyn und nicht Kitzlichtseyn.

Vom Zusitzen, und Mithalten. — Von einem Esel. — Von einem Faß Wein. — Von Gesetzen. — Vom Muth und Brod. — Von der Niedergeschlagenheit und Hunger. — Von ehrenfestem und von zerlumpetem Volk. — Von Leuten ohne Schuh und Strümpf. — Von einem entlehnten Rock. — Und von einer gestohlnen Kappe. —

Jetzt zeigen sich sogar auch Weiber, denen die einträglichen Aemter, und eine große Ehrenverwandtschaft nicht gar wohl thut, sagte Christoph, als er den 14 Abschnitt unsers Buchs gelesen. —

Elſe antwortete: Ja einmal, das Weib da im Buche würde kaum mit einem so verdrehten Kopf zum Vorschein kommen, wenn es nicht des Sigristen Frau, und des Vogts Baase wäre. —

Christoph. Es wäre ja nicht recht — wenn Aemter und Posten den Männern allein einen Sporn zu viel in Kopf brächten. —

Jooſt. Sorg dafür nicht — dieſer Sporn kommt

vollends so stark in den Weiberkopf, als du ihn je unter einem Hut hervorguckend antreffen wirst. So ein recht verbissenes Sigristen- und Vorgesetzten Weib kann dir eine halbe Stunde zwischen den Zähnen käuen, ehe sie etwas herausjagt, und die Augen drehen, daß du meynen möchtest, es wäre eine ganz andere Gattung Hirn dahinter, als bey gemeinen Leuten.

Else. Aber man würde hierinn, denk ich, sich wohl betrogen finden?

Joost. Nein doch. —

Else. Wie so?

Joost. Es zeigt sich wirklich, daß bey ihnen eine andere Gattung Hirn im Kopf stecke als bey andern Leuten — aber eine gar viel schlechtere, einmal ich schließe so: denn wenn ich auf dem Markt eine Kuh oder Ochsen sehe, der seine Augen hart und steif, und ganz anders stellt, als das andere Vieh, so denk ich gleich, da ist verschossenes Wasser im Kopf, und bin, wie sicher, daß das Thier leicht hirnmüthig wird, und so ists mir auch bey'n Menschen, wenn ich sie Mund und Augen verdrehen, und selbige ganz anders tragen sehe, als die gemeinen Leute, so denke ich immer, sie haben auch so etwas im Kopf, das wie das verschossene Wasser beym Vieh ist und wirkt. —

Christoph. Und der Neid bringt dann wahrlich noch gar gerne so verschossenes Wasser solchen Leuten in den Kopf.

Else. Es dünkt mich immer unbegreiflich, wie so viele Menschen neidig seyn können, da der Neid sie doch so sichtbar verderbt und plagt.

Jooſt. Mit Fleiß wird dir niemand neidig; aber wenn man ſonſt viel Laſter hat, ſo iſts oft, wie wenn man den Neid zum Lohn für die andern ſich noch oben darauf aufladen müſſe — und man ladet ſich mehrentheils noch recht ſchwer damit auf.

Elſe. Einmal unſere Schnabelgrithe hat ſich ſchwer aufgeladen.

Chriſtoph. So eine Tröpfinn möchte einen dauren, wenn ſie nur nicht auch andern Leuten das Gift in den Leib jagen wollte, das ihr am Herzen nagt. —

Jooſt. Du muſt uns erzählen, Elſe, wie dergleichen Leute das machen, du kannſt es, deine Jungfer Baas, Gott hab ſie ſelig, hat dich darüber in der Schul gehabt. —

Elſe. In der Schul hat ſie mich tüchtig gehabt, das iſt wahr; aber es wird lang gehen, Jooſt, bis du mich dazu bringſt, daß ich viel davon erzähle.

Jooſt. Nun — etwas ſo ſchlimmes, als wir da haben, könnteſt du wohl nicht bringen, wenn du auch wollteſt — wenn ich Mäurer geweſen wäre, und das Weib meiner Frau ohne alle Urſache dazu ſo bittere und empfindliche Vorwürfe gemacht und Sticheleyen angebracht hätte, wie das Wort: „Du wirſt noch Frau Untervögtin „werden und dein Mann Herr Untervogt" — ſo hätte es mir leicht kommen können, daß ich ihr meine flache Hand ſo vors Maul gegeben hätte, daß ſie mit ein paar Zähnen weniger zum Haus hinausgegangen wäre, als ſie hineingebracht hat.

Chriſtoph. Das wäre doch etwas zu viel.

Jooſt. Nun ich meyne es einmal nicht, der Mäurer war ein Narr, wenn er glaubte, er könne ſie mit ſeiner Gutmüthigkeit dahin bringen, ihr Unrecht zu empfinden! — der Neidiſche empfindet nichts als ſich ſelber, und hat weder Mitleiden, noch Verſtand. Siehe, Meiſter, da, den Hund, er hat dir vor acht Tagen dein Morgen- und Mittagbrod im Wald gefreſſen, und du hatteſt den ganzen Tag nichts, und kameſt Abends nüchtern wieder heim, und doch konnteſt du dem guten Hund kein böſes Wort geben, als er dir geduldig und demüthig entgegen gekrochen. — Aber ein Neidiger, wenns ihm nur träumt, daß jemand von ſeinem Brod eſſen wolle, jukt dir im Schlaf zuſammen, und erwachet mit einem Herzklopfen, wie wenn ihn die ſchwarzen Huſaren jagten!

Chriſtoph. Der Neid macht einen die Sache gar wunderlich anſehen. —

Elſe. Ich kann mir jetzt das Menſch im Buch leibhaftig vorſtellen, wie es, da der Herr Untervogt ihm den Bericht von den Zeduln, und den Taglöhnern gebracht, zuerſt Maul und Augen aufgeſperrt, und dann auf die Zähne gebiſſen, geſchnaubet, geheult, geſcholten, geklagt — dann plötzlich aufgeſtanden, die magern Knochen auf den Tiſch geſchlagen, das linke Aug zugedrückt, und geſprochen: Weils der Teufel jetzt ſo iſt, ſo will ich dem Bettelhund, dem Mäurer, doch auch noch meine Meinung darüber ſagen, und zwar wie's mir ums Herz iſt.

Jooſt. Dein Bild von ihr iſt gräßlich.

Chriſtoph. Es kann nicht anders ſeyn, ihr Benehmen iſt gräßlich. Das Menſch bildete ſich in ſeinem Si-

griſten- und Unterbogtshochmuth beinahe ein, der Junker ſollte alle armen Leute im Dorf hungern laſſen, damit ein paar Müſſiggänger ihrer lieben Verwandtſchaft Jahr und Tag an der Kirchenmauer herumpflaſterlen, um für ihre Kinder, die Brod genug haben, Sparhafen-Geld zuſammenzulegen.

Jooſt. Das Benehmen dieſer Grite iſt ein Weiberſtückchen, wie man doch nicht bald ein Männerſtückchen finden wird.

Elſe. 'Poch' nicht ſo laut, Jooſt! ich meyne, es werde in dieſem Buche auch noch Männerſtückchen geben, die dieſem Weiberſtückchen gleich ſind.

Chriſtoph. Ich will jetzt den 15ten Abſchnitt leſen, und wir wollen ſehen, was es gebe.

Elſe. Lies doch gleich jetzt.

Chriſtoph las ihn und Elſe ſagte ſchon bey den erſten Zeilen, in denen der Vogt ſo über den Schreiber loszieht: daß doch dergleichen Schelmen bey aller ihrer Niederträchtigkeit oft noch ſo ſtolz ſeyn dürfen.

Chriſtoph erwiederte: das iſt natürlich, ſie wiſſen es. Der Stolz macht das Schelmenhandwerk vielſeitig einträglich und ehrenhaft.

Jooſt. Das iſt ſicher. Lauf', ſo weit du in der Welt willſt, ſo wirſt du allenthalben finden, ein Schelm, der nicht ſtolz iſt, ſinkt gar leicht zum armen, verachteten Schelmen hinab, indeſſen, daß einer, der ſtolz iſt, es gar leicht dahin bringt, als ein gefürchtetes und geehrtes Thier im Land dazuſtehen und machen kann, daß man in dem

Grad mehr von seinem Stolz redet, als man von seinen Schelmereyen schweigt und schweigen muß.

Else. Aber, daß eben „ehrbar, bescheiden und ge„treu" die Titel gewesen, die ihm stark am Herzen gelegen, das hätte ich doch nicht geglaubt.

Joost. Ehrbar, Bescheiden und Getreu auf dem Titel, heißt bey solchen Leuten kein Haar mehr, als Braun und Blau auf dem Mantel. — Du kannst sicher seyn, dergleichen Bursche würden sich, wenn man sie im Ernst für ehrbar, bescheiden, und getreu hielte, bey ihres gleichen in die Seele hinein schämen; aber der Titel, glauben sie, gehöre zum Amt, wie die Fronfastengelder, die Vogtsgarben, und die Mahlzeiten, und wollen ihn darum auch haben. Es sind zwar hierüber nicht mehr alle Erbherren unbedingt ihrer Meynung, sondern es giebt jetzo bald hie und da einen, der ihnen auch sogar auf den Briefen im Titel zeiget, was er von ihrer Treu und Ehrbarkeit halte.

Christoph. Es dünkt mich, die Titel überhaupt verderben die Bauern, die zu Aemtern kommen, gar sehr.

Joost. Ich glaube hingegen, die Aemter, und nicht die Titel verderben sie, und hängen ihnen, nebst andern Krankheiten, auch die Titelsucht an. —

Christoph. Einmal ists, wie ansteckend, wenn heute das Amt da ist, so kommt morgen gewiß die Amtsmiene und Titelsucht nach, und dann werden dir die Leute innerhalb Jahr und Tag, wie ein umgekehrter Handschuh, und verlieren alle Art, Gattung, und Manier mit den Leuten auch wie vor und ehe, und wie andere Leute umzugehen, und hundertmal erlebt man's, daß ein Bauer,

der um der Vorzüge seines Herzens und seines Verstandes willen ein Amt kriegt, diese Vorzüge auf beyden Seiten zu verlieren anfangt, so bald er das Amt hat.

Else. Wenn's so ist, so darf ich dann doch wohl sagen: behüte dich Gott von dem Gelust nach irgend einem Amt.

Christoph. Dafür hat es keine Noth; ich bin zu träge für diesen Gelust. Aber du hast doch recht, jeder junge und eitle Mann sollte, wenn er im Vater Unser bethet: „führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse „uns vom Bösen" an die Aemtergelüste denken und an die Uebel, zu denen dieser Gelust den Menschen hinführen kann.

Joost. Das Uebel ist, die Aemter nähren den Stolz, der den Menschen so lieb ist, und tragen viel ein, und wenige sind, die in diesen Versuchungen an den Spruch denken: „wenn du die ganze Welt gewönnest, littest aber „Schaden an deiner Seele, was würdest du zum Gegen„werth deiner Seele geben?"

Christoph. Solche Vögten und ihresgleichen macht dieser Gegenwerth nicht bang. Es rührt sie nichts, als was ihrem Stolz, ihrer Selbstsucht, und ihrem Geiz in den Weg kommt.

Aber das rührt sie denn auch schrecklich.

Else. Es ist wahr, es ist schrecklich, wie er über den gepuderten Bettelbuben, den neuen Schreiber herfährt.

Joost. Das hätte er über den alten Schreiber nicht thun dürfen. Dieser hatte es mit ihm wie der Zeigefinger

mit dem Daumen. Wo es immer etwas zu greifen, zu haschen und zu fassen gab, da war er am nächsten dabey.

Christoph. Darum ist, denke ich, der Fall auch selten, daß ein Vogt, wie der Hummel über einen Handlanger in der Kanzley, wie der neue Schreiber einer ist, ein böses Wort fallen läßt.

Joost. Du hast mehr als recht. Es ist zum Lachen, wie solche Herren, wenn jemand um den Weg ist, einander Complimente schneiden. Ich erinnere mich in meinem Leben, wie ich einmal mit mehrern Nachbarn in der Kanzley war und eben eine Kanzleyschrift zwischen dem Schreiber und dem Untervogt auf den Boden fiel, man kann sich's nicht vorstellen, wie sich beyde Herren beeiferten, und einer geschwinder als der andere mit der Hand am Boden seyn wollte, um das Papier aufzulesen. Sie fielen vor Eifer beynahe beyde auf die Nase. Der Vogt war berauscht und der Schreiber hatte das Podagra.

Christoph. Es ist allgemein bekannt, daß Dorfvögte, wie dieser, und schlechte Handlanger in der Schreibstube immer gute Freunde sind.

Joost. Und überhaupt wenn Bauernvorgesetzte einander hassen, so thun sie dieß nicht, wie andere Leute, die zürnen, sondern sind gar höflich; und es muß dem Vogt ganz besonders warm unter dem Brusttuch gewesen seyn, daß er vor dem Harschier sich nicht hinterhalten, über einen seiner Mitknechte so herauszufahren. Denn die Unteroffizier ertragen gemeiniglich gar viel von einander, und sind, wenns niemand siehet, unter sich selber über die Ehre gar nicht kizlicht.

Christoph. Und wenn ihnen etwan ein Wort am unrechten Ort wider einander entfährt, so machen sie es dann eben, wie hier der Vogt, und wagen ein Glas Wein, oder so was dran, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und sie finden leider fast allenthalben so gute Harschier, die dann das kurze Gewehr in eine Ecke stellen, sich eines belieben lassen, und schweigen. —

Joost. Aber so gute Harschiers, die in solchen Fällen sich im Augenblick zusetzen, und mithalten, wo sie weglaufen, und ihren Unwillen zeigen sollten, sind gewiß ein großes Uebel im Land.

Christoph. Es ist ein Greuel, wie dergleichen Lumpengesindel von schlechten Harschieren und Spionen mit dem Eid, den sie ihren Oberbehörden schwören, treiben.

Joost. Es ist gewiß, daß das Zusetzen und Mithalten von jedem Glas Wein, das man solchen Leuten anbietet, das ist, was der Hummel und Blutsauger im Lande am meisten pflanzt.

Christoph. Auch würde ich jeden solchen Buben bey der ersten Gelegenheit, die mir gegeben wird, infamiren.

Joost. Und die andern, die daran Theil nehmen, was wirst du diesen thun?

Christoph. Ich würde sie sicher, wie die ersten, infam machen.

Joost. Du wärest gar zu freigebig mit deinem Infammachen, und würdest damit bald dahin kommen, halbe Dörfer infam machen zu müssen. Ich würde das anders angreifen.

Ich würde dem Uebel solcher Meineide an der Wurzel abzuhelfen suchen.

Christoph. Wie würdest du das machen?

Jooſt. Ich würde der Amtehre und dem Amtsgewalt so ziemlich ihre zu großen Flügel selber beschneiden, und alles thun, was ich könnte, daß die Vögte, Weibel und dergleichen Volk, um des Eides willen, den Kopf zwischen andern Ehrenleuten im Dorf nicht zu hoch tragen durfte, und die Sachen so einrichten, daß dergleichen Hummel vor den wirklichen Ehrenleuten und verdienstvollen, geachteten Männern im Dorf, und nicht die letzten vor den ersten Scheu und Furcht haben mußten.

Christoph. Ho! Ho! da hättest du eine Arbeit, mit der du in deinem Leben gewiß nicht fertig werden würdest.

Jooſt. Das ist wahr und ich fühle selbst, daß so lange Landvögte und Edelleute jeden schlechten Kerl im Land, der Mittel gefunden, per fas und ne fas ihre Gunst zu erschleichen, ohne Rücksicht auf das öffentliche und bestimmte Urtheil des ganzen Dorfs zum Vorgesetzten machen und an eine Stelle setzen können, daß sein Frechheitswort und seine Frechheitslügen, bey dem Personale der obern Behörden mehr gelten und mehr Einfluß haben, als die stille Wahrheit aller wirklichen Ehrenleute im Lande, da hätte ich freylich viel zu thun, den ersten die Flügel zu beschneiden und den andern sie wachsen zu machen. Indessen ist der Hummeln aller Art für ihre Blutsaugereyen Thüre und Thor aufgethan, so lange die öffentliche Meynung aller wirklichen Ehrenleute im Land gegen die Amts-

ehre

ehre und die Anmaßungen schlechter, lügenhafter und intriganter Vorgesetzten kein Gegengewicht hat.

Christoph. Unsere Zeiten werden diesfalls immer schlechter. Die Anmaßungen der Dienst- und Amtsehre sind wie ein Wurm, der der wahren Ehre und der segensvollen Ehrenfestigkeit, die ehemals auch in den niedern Ständen so feste Wurzeln hatte, am Herzen nagt, und ihr den Tod droht, wo sie nicht schon wirklich ausgestorben.

Joost. Diese übertriebenen Folgen der Amtsehre und des Amtvertrauens auf den Dörfern ist die eigentliche und erste Ursache, warum das Gesindelleben in unserer Mitte so allgemein geworden, und immer noch mehr wird. Die Dorfhummel haben in ihrem Aussaugen des Volks keinen Widerstand mehr in der öffentlichen Meynung, und wo das so ist, greifen alle Laster entsetzlich um sich. Wo das Volk ohne sicheres Hausglück ist, da ist es auch ohne Muth zu allem Guten, und bald ohne Mittel, sich selber zu helfen.

Diese Ansicht schien allen wichtig, und Joost fuhr fort: Sicherheit von Haus und Brod ist das vorzüglichste Mittel, die Menschen in der Welt allgemein brav zu machen. Mit der Sicherheit im Erwerb, im Verdienst und in der Arbeit pflanzest du im Volk Tugenden, die mit der Unsicherheit im Verdienst nirgends statt finden. „Nimmst „du dem Volk Sicherheit seines Hauses und seines Bro„des, so mußt du es zu Engeln machen oder du hast Schel„men um dich her" sagte einst mein alter Meister zu seinem Erbherrn. Ich verstand den guten Alten damals

nicht; aber die Erfahrung hat mirs erklärt! das zerlumpte Volk im Land ist allenthalben Schelmen- und Diebsgesindel, und von Dörfern, wo Mann und Weib auf Ehrenfestigkeit halten, kommt selten jemand ins Zuchthaus; aber hingegen giebts ganze Truppen voll von den Oertern, wo es schwer ist zu hausen, und der Mann, der fleißig und brav ist, sich des Hungers und Mangels doch fast nicht erwehren kann; und eben so wirst du auch finden, daß die reichsten und fettesten Hummeln an denen Orten wohnen, wo viele Leute betteln.

Christoph. Ich begreife jetzt den Zusammenhang des Verlusts der Landesehrenfestigkeit mit dem Fettwerden der Hummel, und das Fettwerden der Hummel, beydes, mit dem Wachsthum des Gesindellebens im Dorf und mit dem Wachsthum der Amtsehre, die die Landesehre und Landesehrenfestigkeit, wie Faraos magere Kühe die fetten, auch unter dem Strohdach auffrißt.

Joost. Das Unglück ist groß, je höher unsere Zeitmenschen in der Amtsehre stehen, desto mehr entfernen sie sich von allem dem, was ihnen die Augen über die Folgen, die dieser Conflict der Amtsehre mit der Landesehrenfestigkeit in den mittlern und niedern Ständen allgemein hat und haben muß, öffnen könnte und öffnen sollte.

Jetzt mischte sich Else ins Gespräch und sagte: ich bin nur ein Weib, aber ich habe es selber gar oft erfahren, daß von den Wahrheiten, die so bey einem Glas Wein unterdrückt, und von den Frechheiten, die dabey durchgesetzt werden, hundert und hunderte nicht unterdrückt und nicht durchgesetzt werden könnten, wenn die alte Ehren-

festigkeit im Dorfe noch Statt fänden und die Vorgesetzten sich noch wie ehedem vor dem Urtheil ihrer gemeinen Mitlandleute scheuen müßten.

Joost. Es ist wahr, jetzt scheuen sich dergleichen Hummel vor der ganzen Gemeinde nicht mehr und können unter diesen Umständen ihr Aussaugesystem so weit treiben als sie nur immer wollen, und öffentlich noch ihr Gespött mit denen haben, die sie ausgezogen.

Jetzt stehen dem Christoph Thränen in den Augen. Else sieht es und fragt ihn: was fehlt dir, Lieber?

Christoph. Ach, es kommt mir in Sinn, wie ich das selber erfahren. Du weißt ja, wie mir meine Mutter gestorben und mein schöner Vetter, der Untervogt, Sackkalender, Hausbuch, und alle Schriften heim trug, und damit machte, was er wollte, da hatte ich eben auch kein Kleid, zum Ausgehen. Der gute Nachbar Martin selig lehnte mir eins, und mein Vetter spottete mich vor der Oberkeit aus, ob dem entlehnten Rock; ihr wißt, was er mir alles that; aber nichts that mir so weh, als das Ausspotten ob dem Rock, den ich entlehnen mußte.

Else. Laß doch das einmal ruhen, mein Lieber!

Christoph. Es kam mir jetzt auch einmal wieder in Sinn — es sah ja dieser Hummelarbeit so gleich, als ein Ey dem andern. —

Else. Es ist deinem Vetter jetzt nicht so wohl, als uns — und wenn er uns etwas sagen müßte, so denke ich, klopfete er auch nur geschwind vor den Fenstern, wie der Vogt beym Hübel-Rudi.

Christoph. Das ist sicher.

Elſe. Fritz, ſiehe, was es iſt, ein böſes Gewiſſen zu haben. —

Fritz. Ich denke noch lange dran, Mutter, wie ich, du weißt wohl, dem Reuti Hans einſt ſeine Kappe verborgen, und da ſie ihm ein anderer hinter dem Holzſtoß geſtohlen; das Herz klopfte mir immer, und ich mußte ihn fliehen, wo ich ihn ſah. Ob er gleich nicht wußte, daß ich es war, ſo war mir doch nie wohl, bis ich es endlich dir ſagte und du mir da eine neue gabſt, die ich ihm bringen konnte.

Elſe. Es iſt brav, daß du noch daran denkeſt, wie lang iſt's jetzt ſeither?

Fritz. Es war in der Erndte, du weißt wohl, am Krähhahnen; alles war luſtig, und ich wollte nur einen Spaß machen.

Jooſt. Es giebt böſe Leute in der Welt, Fritz; darum muß man ſich bey allem in Acht nehmen. Das Kappenverbergen war freylich nur Spaß, aber das nicht mehr Achtung darauf geben, war eine Liederlichkeit, die in einer Welt, wo es Schelmen giebt, nicht angeht.

Fritz. Ich habs erfahren. —

Chriſtoph. Fritz; es iſt ſpät; du muſt wiederholen, was dich das Wichtigſte dünkt.

Fritz. Daß Kühe und Ochſen, die Kopf und Augen gar ſteif und hart, und anders ſtellen, als anders Vieh, leicht hirnwüthig werden.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß Kopf und Herz auch beym Menſchen

nicht in der Ordnung, wenn er Mund und Augen gar wunderlich verdrehet.

Else. Du mußt hinzusetzen, ausser er habs von Gichtern — aber fahr nur fort.

Fritz. Daß neidige Leute schwer tragen, aber auch andern gar schwer aufladen.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß der Joost auch einer Untervogtsbaase die Hand aufs Maul gäbe, wenn sie es darnach machen würde.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß ein Neidiger sogar im Schlaf zusammenjukt, wenns ihm träumt, daß sein Nachbar Brod ißt.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß es besser ist, die Armen haben Brod, als die Untervogtsbaasen und Sigristenweiber Sparhafengeld.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß Braun und Blau auf dem Amtsmantel eben so viel sagen wolle als bescheiden, ehrbar und treu.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß Bauern von Aemtern gemeiniglich wohl fett, aber selten brav werden.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß Unterbeamtete und Schreiber von der Hummelgattung, unter sich, über die Ehre gar nicht kitzlicht sind.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß Sicherheit von Haus, Hof und Brod den Menschen brav mache.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß wer nichts hat, gern liederlich wird.

Christoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß dein Vetter dir unserer Großmutter Sackkalender und Hausbuch genommen, und damit gemacht, was er hat wollen.

Christoph. Weiter?

Fritz. Daß er dir jetzt auch nicht mehr über deine Hausschwelle darf.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß ich mich auch vor dem Reutihans scheuen mußte, bis er wieder eine andere Kappe gehabt.

Die Achtzehnte Abendstunde.

Inhalt.

Vom Sterben.
Von reifen Früchten an Bäumen.
Vom Trauren und Weinen.
Von Krankheiten und Schwachheiten.
Vom Genughaben und Sattwerden.
Von feinen Pflanzen.
Von rohem Boden. — Vom Gartenboden.
Vom Feuerheerd.
Von dem Meisterstück in der Erziehung.
Von dem Fundament in der Criminalgesetzgebung.
Vom Lieben und Glauben.
Von Streichen und Schlägen.
Von der Einfalt und von den Erdäpfeln.
Vom Verkünsteln und vom Mästen.
Von einem Heuchler, der krank war, und wieder gesund worden, und von einem bösen Vater.

Das ist wohl seine Treue bis ins Grab bewiesen! sagte Christoph, als er den sechszehnten Abschnitt unsers Buchs gelesen, und hatte Thränen in den Augen; und Else antwortete: Vater, sie hat so viel Stärke, die Frau, in allem, was sie noch redet und thut! — und scheinet nur für sich selber schwach, und für die Ihrigen voll Leben und Kraft!

Joost. Das Alter soll immer das geben, wenn man recht lebt, daß man im Hinscheiden seiner selbst, für andere noch ganz lebe, und voll Kräfte sey.

Else. So freuet einen dann, das Alter und seine Schwachheiten anrücken zu sehen.

Christoph. Es soll nicht anders seyn. Wenn unser Leben sich neiget, so sollen wir seyn, wie die Bäume des Herbstes, voll reifer Früchte; die Unsern, die wir hinterlassen, sollen dann Früchte vom Baum sammeln, sich in den Wintertagen ihrer Trauer über unser Hinscheiden zu laben, und zu erquicken.

Else (mit Thränen in den Augen). O mein Fritz! O mein Mareyli! einst werden wir auch so scheiden, und wolle Gott, Kinder! daß ihr bey unserm Sterbebett auch so reife Früchte findet, wenn ihr ob unserm Hinscheid trauret, und weinet!

Fritz und Mareyli nehmen beyde ihre Nastücher zum Sack hinaus, verhüllen ihr Antlitz, schluchzen und weinen. —

Else. Kinder! ihr müßt nicht so weinen, wenn wir vom Todbett reden; es muß alles sterben; und es thut einem wohl, ihr Lieben! wenn man gern und freudig vom Tode redet.

Fritz. Aber, liebe Mutter! du bist doch jetzt auch wieder ganz und recht gesund?

Else. Ja, Gottlob! mein Lieber! aber wenn man schon gesund ist, so muß man doch an den Tod gedenken! Man kann ja so leicht wieder krank werden, mein Lieber! —

Mareyli. Du wirst doch jetzt nicht gleich wieder krank, Mutter? —

Else. Wills Gott nicht, du Liebe! —

Mareyli. So rede uns jetzt noch nicht von deinem Todbett.

Fritz. Ae, bitte, liebe Mutter! du weisseſt wohl, wie angſt uns war.

Elſe. Ihr Lieben! ich werde ja davon nicht wieder krank, wenn ich ſchon vom Todbett rede — und wenn ich ſterben muß, ſo hilfts mir ja nicht, wenn ich ſchon nicht davon rede; und ihr Lieben! der Tod iſt kein Uebel. Sehet, wie freudig die Catherine davon redet, und wie gern ſie in ein beſſeres Leben gehet.

Mareyli. Aber für uns wärs doch ein Uebel, wenn du ſtürbeſt. —

Elſe. Das weiß der liebe Gott im Himmel beſſer als ich und du, Mareyli! — und einmal muß ich ſterben — oder wollteſt du, daß ich gar nie ſtürbe?

Mareyli. Das denk ich, Mutter!

Elſe. Aber ich wollte es nicht, Mareyli!

Mareyli. Ae! warum auch, Mutter?

Elſe. Liebes Mareyli, der Tod iſt gewiß nichts Böſes, und wenn ihr nicht wäret, und ich nicht ſo gern bey euch wäre, er käme mir alle Stunden recht, der liebe Tod; und zu dem muß man nie etwas wollen, was nicht ſeyn kann. Du weisſeſt wohl, Mareyli! wie einfältig es iſt, wenn Kinder mit der Hand dem Mond winken, daß er herabkomme; und wenn mein Vater, und mein Großvater, und dann wieder ſein Vater und ſein Großvater, und ſo weiter hinauf, alle noch lebten, man hätte nicht Platz für alle auf Erden.

Mareyli. Aber die ſind ja jetzt todt!

Elſe. Aber es iſt mit uns eben ſo; ein Geſchlecht muß dem andern Platz machen, und, ihr Lieben! man bekommt mit dem Leben, ſo wie mit allem andern in der Welt, auch ſatt; und wenn der Menſch ſeine Kinder auferzogen, und ſo gut als möglich verſorgt hat, ſo kann er Gott danken, und ſoll mit Freuden ſeine Auflöſung erwarten, wenn Gott will! und, Kinder! Das Alter kommt gemeiniglich mit ſo viel Beſchwerden und Zufällen, daß einem von ſelbſt wird, wie es ſoll, daß man in der Schwachheit des Lebens anfangt, ſich nach dem Tode zu ſehnen, und nach ihm zu gelüſten, wie im Hunger und Durſt nach Speis und Trank.

Chriſtoph. Es iſt ein Unglück, Elſe, daß ſo wenige Menſchen den Tod alſo anſehen.

Elſe. Ja wohl ein großes!

Jooſt. Es ſind eben gar viele Menſchen, in der Art die Sachen anzuſehen, im Leben wie im Sterben nicht recht bey Hauſe, und ſterben unweiſe, weil ſie unweiſe lebten.

Chriſtoph. Wo fehlt es diesfalls auch am meiſten?

Jooſt. An der Wohnſtube, Meiſter; der Menſch muß für ſein Herz nothwendig, wie einen Feuerheerd haben, an dem es für ihn immer warm iſt, und das iſt ihm dieſe; in dieſer muß er ſich erholen, erfriſchen, erwärmen, und ausruhen; von ihr erquickt, geht er dann wieder in Holz und Feld, und an jede Arbeit, die ſein Beruf iſt. In ihr wird er zu allem wie angezogen, was er noch ſo entferntes in der Welt, Rechtes und Gutes thun ſolle; ſelbſt die Menſchenliebe keimet nicht in wildem Boden des

herumlaufenden Lebens, sie fordert Wartung und Pflege in der Wohnstube, so wie die feinste Pflanze des Gartens Wartung und Pflege im Triebbeete fordert. Ist sie dann aber da erstarket, so versetze sie in allen Boden, wo du willst, und sie wird dir gedeihen. Wenn der Mensch als Sohn, als Vater, als Tochter, und Mutter, als Bruder, und Schwester, recht und brav ist, so kommst du mit ihm hin, wohin du willst; er wird dir allenthalben recht und gut seyn; ist er aber in seiner Wohnstube nicht brav, fromm und gut, so wirst du nie nichts sichers an ihm haben, du magst ihn in der Welt brauchen wollen, wie, und wo du willst.

Else. Darum segne mir Gott die niedern Hütten im Land. Die Wohnstubentugenden sind in denselben am leichtesten und darum auch die Todbetter darin gewöhnlich die erbaulichsten. In einem großen Haus, selber nur in einem großen Bauernhaus, wären dir nicht leicht Umstände zusammengekommen, unter denen ein Todbett, wie das der Cathrine auch nur möglich gewesen.

Joost. Das ist mehr als richtig. Die bildenden Umstände, selber in Rücksicht auf die Erziehung, sind in armen Häusern stärker und eingreifender als in den reichen Häusern, und viele Arme leben mehr in ihrem Geist und haben mehr Kräfte, sie zu benutzen.

Else. Bey unserer Kranken ist ihr ganzes Thun, bey dem Rudeli, lauter Herzlichkeit und Einfalt — und sie kommt ihm doch mit erstaunlicher Stärke ans Herz. —

Christoph. Ich denk es wohl — sie spannt, bis zum ohnmächtig werden, alle ihre Kräfte an, den lieben

Knaben noch einmal in ihre Mutterarme zu nehmen; wie könnte es auch anders seyn, als daß dieses ihn also hätte erweichen müssen? — Auch hat er ihr im Augenblick alles bekannt, und sich wie ein Schaaf, von ihr hinleiten lassen, wohin sie wollte. —

Jooſt. So den Kindern ans Herz zu kommen, und sie eben in dem Augenblick recht warm zu überzeugen, daß sie einem lieb sind, wenn man ihnen einen Fehler verweisen, und sie davon abgewöhnen will, ist gewiß das Meisterstück einer guten Auferziehung — und auch das Volk ist in seinen Fehlern gewiß wie Kinder. — Wenn man seinen Verbrechen recht Einhalt thun will, so muß man sicher auch auf eine Art gegen dasselbe gehen, wie hier die Großmutter gegen den Rudeli — und auch dieses und jenes thun, woraus es sehen, spüren und greifen kann, daß der Richter, der die Verbrechen im Land straft, es mit ihm von Herzen gut meyne, und selber an den Gott im Himmel glaube, in dessen Namen er richtet. Denn der Mensch läßt sich gewiß eher vom Stehlen, und allem Bösen abhalten, wenn man ihm Liebe zeiget, und ihn recht zum Glauben an den himmlischen Menschenvater hinlenkt, als wenn man das Land mit Galgen und Zuchthäusern voll macht. —

Elſe. Was willst du davon sagen, Jooſt? Die Eltern haben doch tausendmal leichter mit den Kindern umzugehen, als die Oberkeit mit dem Volk — und doch bauen sie dir oft auch so armselig auf ihr mit der Ruthe abwehren, als immer Oberkeiten auf die Schreckmanier, von der du redetest. —

Jooſt. Du haſt Recht, Elſe, ſelber Eltern vergeſſen oft, daß Menſchen nicht blos, wie Hund und Katzen, durch die Furcht vor den Schlägen in der Ordnung gehalten werden müſſen, ſondern, daß es viel beſſer iſt, ſie zu bewegen, aus freyem Willen, aus Dank, und Liebe, aus eigenen Einſichten, und um ihres eigenen Vortheils willen, recht zu thun. —

Elſe. Das iſt wohl gut; aber man muß ſelber verſtändig und brav ſeyn, um ſeine Kinder auf ſolche Manier zu ziehen, die Ruthe aber kann man auch, wenn man keinen Verſtand, keinen Funken gutes Herz und, ich möchte faſt ſagen, keinen Tropfen gutes Blut im Leib hat, gleich brauchen.

Jooſt. Du ſpotteſt, Elſe; aber es iſt doch ſo. Man macht bey der Auferziehung, und bey allem Regieren, aus dem Selber recht und brav ſeyn, nicht ſo die Hauptſache, wie es doch ſeyn ſollte; man weiß es in andern Sachen gar richtig, und wenn es ein Handwerk oder eine Kunſt, oder auch nur einen Zeitvertreib antrifft, ſo weiß ein jeder, daß man ſeine Kinder am leichteſten eine ſolche Sache lehret, wenn man ſie ſelber verſteht, ſelber liebt, und ſelber gern treibt; man wendet auch gemeiniglich gar viel Liebe, Geduld und Sorgfalt an, um in ſo etwas zu ſeinem Zweck zu kommen. — Ein gutes Herz hingegen, und das Rechtthun, will man bey den Kindern ohne Geduld, und ohne Zeitverluſt, mit rohen Worten, und mit der Ruthe erzwingen, und man glaubt oft noch, wie geſcheid man es anſtelle, wenn man ihnen oft und viel zuruft, o das und das iſt Gott im Himmel zuwider, aber

das Kunststück ist meistens Arbeit in Wind; die Eltern müssen den Kindern zeigen, daß sie sich selber scheuen, etwas zu thun, das Gott im Himmel zuwider ist, und daß sie auf den Willen Gottes, den sie im Mund führen, im Herzen selber acht haben, wenn sie wollen, daß ihnen die Kinder die guten Dinge, die sie ihnen sagen, auch wirklich glauben und zu Herzen nehmen.

Christoph. Das Todbett der Cathrine bringt mir den Gedanken, man sehe vielleicht an dem, was der Mensch auf seinem Krankenlager und Todbett an seinen Kindern thut, am deutlichsten, was eine gute Auferziehung fordert. Denn da thut der Mensch ohne Blendwerk, mit geradem Sinn, was das Nöthigste und Wichtigste ist.

Else. Du mußt doch hinzusetzen, wenn er einen solchen geraden Sinn hat, und sich noch vor dem Scheiden, durch das Blendwerk der Erde hindurch zu arbeiten vermag.

Joost. Einmal unsere Catherine ersetzet durch ihr Todbett ihren Kindern, so zu sagen, allen Mangel, den ihr baldiges nicht mehr Daseyn in die arme Haushaltung bringen wird.

Christoph. Das kann der Mensch auf dem Todbett mehr und minder immer leicht. Denn der Sterbende findet immer Eingang, auch wenn er Sachen sagt, ab denen man ihn, wenn er sie gesund und hinter dem Tisch geredet hätte, nur verlacht haben würde; so groß ist der Unterschied zwischen einem leeren Wort, und beweglichen Umständen, unter denen ein Wort angebracht wird.

Joost. Es ist, wie wann's nicht in unsern Herzen,

und nicht Gottes Wille wäre, daß bloße Worte viel auf den Menschen vermögen. —

Elise. Und doch macht man so viel Wesens daraus. —

Joost. Die gemeinsten und ärmsten Leute machen dir am wenigsten Wesens aus leeren Worten.

Christoph. Es ist natürlich. Leere Worte werden ihnen auch am schlechtesten bezahlt.

Joost. Es ist vielleicht ein Glück für sie. Einmal ich möchte auch lieber meine gerade Einfalt behalten und Erdäpfel dabey essen, als sie für ganze Säcke voll solcher leerer Worte austauschen, und selber auch in dem Fall, wenn ich ihr falsches Geld andern Leuten anhängen und mich dadurch für mein ganzes Leben fett mästen könnte.

Elise. Es haben dieses gerade Wesen, und wenig Worte machen, fast alle in der ganzen Haushaltung im Buch, und steht ihnen allen wohl an. Tausend andere als der Rudeli, würden in dem Fall, wenn eine alte Frau so etwas Unangenehmes auf ihrem Todbett gemerkt, und zu Herzen genommen hätte, in ihren Umgebungen Leute gefunden haben, die es ihr auf tausenderley Weise auszureden gesucht, und weiß nicht was angebracht hätten, den Knaben zu entschuldigen, und es ihr aus dem Kopf zu schwatzen; und unter dieser Kunstsorgfalt und Worthöflichkeit wäre dir dann doch das Allerschönste im Todbett dieser Frauen verloren gegangen.

Aber unser Rudi weiß nichts von dem, so bald die Mutter ihre Besorgniß geäußert, lauft er im Augenblick fort, redet kein Wort, als sein wehmüthiges: O — ich

Elender — und bringt den Knaben vor das Bett der Sterbenden.

Jooſt. Du findeſt dieſes wortleere Weſen, und dieſes gerade in aller Einfalt thun, was recht und noth iſt; faſt immer nur bey Leuten, die durch Arbeit, Mühe und Sorgen gelernt haben, was recht und gut iſt.

Chriſtoph. Ich glaube dir das, Jooſt. —

Jooſt. Es iſt ganz gewiß, faſt alle Menſchen, die ohne Sorgen ſind, und nicht arbeiten, künſtlen zu viel, reden zu viel, und verlieren ſo das gerade einfache Weſen, mit dem man ſo viel ausrichtet, und verfehlen eben mit ihrem Wortweſen ſelber bey ihren Kindern das, was ſie ihnen damit gern angeben möchten. —

Elſe. Man ſiehet es dem Rudeli leicht an, daß er nicht unter Plauderhänden verdorben worden. —

Jooſt. Ganz gewiß. Ein armes Kind, das, wenn es einen Erdapfel hat, geſchwind mit ihm zu der alten Großmutter zum Bett ſpringt, ihr ſo herzlich „iß auch, „Großmutter!" zuruft, und dann ſeinen Geſchwiſterten allen davon giebet; ein Knabe, der, wenn er aus Hunger eine Handvoll rohe Wurzeln geſtohlen, ſich vor der lieben Großmutter hinter das Bett verbirgt, und dann mit ihr ſterben will, wenn ſie ohnmächtig wird, und aufs erſte Wort mit Aechzen und Schluchzen ſeinen Fehler mit allen Umſtänden bekennt, ſo ein Kind iſt gewiß im Ganzen, und für ſeine Umſtände wohl erzogen, und nicht mit vielem Wortweſen verdorben worden.

Elſe. Es iſt zu Thränen bringend, wie die Frau auf ihrem Todbett ganz Mutter gegen das Kind iſt.

Jooſt.

Jooſt. Es iſt wahr; und hier iſt kein Schatten, und kein Zweifel übrig von dem reinſten, edelſten Mutterherzen — aber ſonſt führet das Krankenbett den Zuſchauer oft auch irr, und man darf im Allgemeinen gar nicht annehmen, der Menſch ſey wirklich das ganz, was er auf ſeinem Krankenlager zu ſeyn ſcheint. Ich habe vorigen Herbſt beym Nachbar Netſcher hierüber eine traurige Erfahrung gemacht. Der Heuchler glaubte da, es ſey mit ihm aus, ließ mich zu ſich kommen, und zeigte viel liebreichere und billigere Geſinnungen gegen ſeine Kinder, als ſonſt, und ſagte dann, es ſchien mir wirklich mit einer Thräne im Auge, er wolle einmal, ehe er ſterbe, ſeiner Kinder halber alles in Ordnung machen. Er wiſſe, daß er unrecht gehabt, ſeinem älteſten Sohn ſo viele Vortheile zukommen zu laſſen, wie er es ihm verſprochen, das müſſe ihm nicht alſo ſeyn; er wolle nicht, daß die andern ſich diesfalls nach ſeinem Tode zu beklagen haben.

Es beſſerte ſich aber gerade ein paar Tage darauf wieder mit ihm, und ſeit dem hat ſich ſein Liebling ſo wieder bey ihm einſchleichen und einſchmeicheln können, daß er nunmehr alles beym alten gelten läßt, und es iſt offenbar, daß ſeine Aeuſſerungen auf dem anſcheinenden Todbette nichts als Aeuſſerungen ſeiner Schwäche und ſeiner Heucheley waren. Da ich ihn wenige Tage nachher angetroffen und ihn fragte: was iſt's jetzt, wenn willt du dein Teſtament aufſetzen und deine Kinder alle gleich, eins wie das andere behandeln? antwortete er mir: ich habe mich wieder anders bedacht; es iſt mir keines von allen ſo gehorſam geweſen, wie mein lieber älteſter Sohn; ſie

sind selber schuld, daß ihnen das begegnet, wären sie gewesen wie er, so hätte ich sie auch bedacht wie ihn. Ich antwortete ihm: du hast doch ganz anders gedacht, da du glaubtest, sterben zu müssen. Er erwiederte mit Kopfschütteln: ich weiß es, aber es ist nichts, ich will es jetzt nicht so. Ich wollte fortfahren und sagte: man denkt doch, wenn man auf dem Todbette ist, immer frommer, besser und rechtschaffener als in gesunden Tagen. Er ließ mich nicht fortreden und sagte: du hast jetzt schon gehört, ich weiß, was ich thue und brauche keinen Vogt und keinen Fürsprech weder für meinen Sohn noch für die andern. Und so ist es wahrlich oft und viel mit den guten Vorsätzen, die kranke Leute auf dem anscheinenden oder wahren Todbette zeigen.

Else. Wir wollen lieber noch einen Augenblick von der guten Frau reden. Es ist rührend, wie sie alles zusammenstimmt, um das Herz des Kindes zu bewegen; zuerst der Eindruck, den ihr Todbett auf dasselbe machte; dann ihre Liebe, die sie ihm bis zum ohnmächtig werden und Einsinken zeigete; dann die Schande, ein Dieb zu seyn, und bey dem Mäurer abbitten zu müssen; und dann der Glaube, daß Gott alles sehe, und daß alle Menschen ihm trauen müssen; und dann noch ihr frommes Selberbeten für den Knaben, und ihr Segen über den Lieben, den sie vom Bösen abhalten will; das alles zusammen könnte wohl nicht anders, als dem Kind Herz und Seel durchschneiden, und einen Eindruck auf ihn's machen, der ihm Tag seines Lebens bleiben muß.

Christoph. Fritz! wiederhole uns noch das Wichtigste.

Fritz. O Vater! O Mutter! ich mag und kann nicht wiederholen, was ihr im Anfang von euerem Sterben saget.

Joost. Nun, ich will es diesmal für dich thun.

Christoph. Nun dann, Joost. —

Joost. Daß der Mensch, wenn er seinem Ende naht, seyn soll, wie ein Baum im Herbst voll reifer Früchte. —

Christoph. Weiter. —

Joost. Daß man gern vom Tode reden, und gern an ihn denken solle. —

Christoph. Und dann?

Joost. Fritz! Mareyli! Daß euer Vater und eure Mutter gern bey euch sind, ihr Lieben! — daß sie aber auch Gott vertrauen, und zufrieden sind, wenn er heute oder morgen will, daß sie von hinnen scheiden. —

Christoph. Weiter —!

Joost. Daß ein Geschlecht dem andern auf der Erde Platz machen müsse. —

Christoph. Noch mehr. —

Joost. Daß der Tod nichts Böses, und der Mensch des Lebens leicht satt werden kann, und daß er in Krankheit und Schwachheit sich oft so sehr nach dem Tode sehnet, wie ein Hungriger und Durstiger nach Essen und Trinken, und ein Wanderer nach seiner Ruhestatt. —

Christoph. Und dann?

Joost. Daß die Menschenliebe Wohnstubenwartung

und eine Pflege fordere, wie die feinste Pflanze des Gartens.

Christoph. Weiter. —

Jooſt. Daß Wohnſtubetugend, Todbett, und Kindererziehung, in großen Häuſern nicht leicht ſo rein und gut gedeihen, als in niedern Hütten. —

Christoph. Ferner. —

Jooſt. Daß die, ſo meynen, ſie ſeyen gar viel mehr, und wiſſen gar viel mehr, als andere Leute, um dieſer Meynung willen, oft gar viel ungeſchickter werden, als die, ſo dieſe Meynung nicht haben.

Christoph. Noch mehr. —

Jooſt. Daß Eltern den Kindern, und Geſetzgeber den Völkern, ans Herz greifen müſſen, wenn ſie Fehlern und Verbrechen mit Erfolg Einhalt thun wollen. —

Christoph. Noch mehr.

Jooſt. Daß man die Ruthe auch ohne Verſtand und ohne ein gutes Herz blos mit der Ruthe brauchen könne, daß aber ein ſolcher thieriſcher Gebrauch derſelben auch nur eine thieriſche Wirkung hervorbringen könne.

Christoph. Und dann?

Jooſt. Daß alle guten Erziehungsmanieren, ſo wie alle guten Regierungskünſte ein gutes Herz und einen geſunden Verſtand vorausſetzen und erheiſchen. —

Christoph. Fahr fort. —

Jooſt. Daß es gut iſt, wenn der Menſch wohl erkennt, daß er das ſelber haben muß, was er andern geben will. —

Christoph. Weiter. —

Jooſt. Daß man armen Leuten am wenigſten für leere Worte zahle. —

Chriſtoph. Und dann. —

Jooſt. Daß Noth und Sorgen den Menſchen am beſten lehre, den geraden Weg zu gehen.

Chriſtoph. Noch mehr. —

Jooſt. Daß man mit wenig Reden weniger verderbe, als mit vielem.

Chriſtoph. Weiter. —

Jooſt. Daß der Menſch oft, ſo gar auch auf dem Todbett, nicht im Herzen hat, was er mit dem Mund ausſpricht und anlobt.

Chriſtoph. Und dann. —

Jooſt. Daß ein böſer Mann den Kopf ſchüttelt, wenn man ihn an ein Verſprechen mahnt, das er jetzt nicht mehr gerne erfüllt, und daß er mit groben Worten herausrückt, wenn man ihm zum zweitenmal damit kommen wollte. —

Chriſtoph. Weiter? —

Jooſt. Daß man unter Kindern keinen Unterſchied machen ſolle.

Chriſtoph. Noch etwas. —

Jooſt. Daß Eltern, die ihren Kindern in etwas unrecht gethan, ſich damit nicht rechtfertigen können, wenn ſie von ihnen ſagen: ſie ſind ſelber ſchuld und haben es ſo wollen.

Die neunzehnte Abendstunde.

Inhalt.

Von einem erschrecklichen Wort und einem erschrecklichen Mann.

Vom Abschiednehmen.

Von der Sprache der Bibel.

Von der Sprache des gemeinen Lebens.

Von Spruchheiligen und von Leuten, die in aller Einfalt fromm sind.

Von solchen, die daran künsteln.

Von Wortkleidern, die die Blöße bedecken sollten.

Vom Weltlichen — vom Geistlichen — vom Irrdischen und Ewigen.

Vom Götzendienst und vom Gottesdienst.

Vom Todbett — und von einer Fürstenbraut — von den Sorgen für den Staub der Erden — und von den Hoffnungen des Himmels — von den Versäumnissen des Todbetts — von den Früchten des Glaubens am Rande des Grabes.

Vom frommen Christian. Von des alten Fridlins sel'gen Frau und vom Nachbar Chirlu.

So ein Todbette und so ein Abschiednehmen bricht einem das Herz, daß man eher weinen, als reden möchte, sagte Christoph, als er den siebenzehnten Abschnitt unsers Buchs gelesen.

Aber das verfluchte Wort des Vogts, „es wird schade „seyn, wenn die alte Hexe einmal tod ist" durchschnitt mir Leib und Seele, daß ich einmal von dem zuerst reden muß, sagt Else.

Jooſt. Es iſt wahr, es iſt entſetzlich! —

Elſe. Ja wohl entſetzlich! Innert der Thüre ein Weib auf ſeinem Todbett; es höret vor ſeinem Fenſter den Mann, der ihm ſein Leben elend gemacht, es erſchrickt, zittert, überwindet ſich, bettet für ihn, entſchuldigt ihn — erblaſſet — und bebt — betet fort — und ſinkt in Ohnmacht, als es ihn wieder höret. Auſſer der Thüre, der Böſewicht, für den die Sterbende betet, er ſiehet den todtblaſſen Knaben ſeinem Vater rufen, er hört ſein herzbrechendes Herr Jeſus! „die Großmutter iſt todt, und „ſpricht das ſchreckliche Wort aus, der Schaden wird groß „ſeyn, wenn die alte Hexe einmal todt iſt!" Das iſt ein Bild von einem Menſchen, bey dem einem Hören und Sehen vergehen möchte.

Jooſt. Du kannſt es gewiß nicht abſcheulicher finden, als es mich auch dünkt, Elſe; aber es thun doch oft Menſchen, die ſich gar nicht zu einem ſolchen Mann rechnen, Sachen, die mehr und minder dieſem ähnlichen. Du muſt denken, der Vogt war auſſer der Thüre, und ſah alſo nicht, was die Frau im Bett, und inner der Thüre, eben jetzt machte, und glaube mir, Elſe, wenn alle Menſchen, juſt wenn ſie im Eifer und Zorn von ihren Feinden reden, allemal dann auch ſehen und hören würden, was dieſe in eben dem Augenblick in ihrer Stube thun und leiden mögen, ſo würden ſie tauſend Sachen, die ſie thun, abſcheulicher finden als jetzt, da ſie nicht ſehen und nicht hören.

Elſe. Ich will glauben, der Vogt ſelber wäre todt-

blaß geworden, wenn er das Weib, so für ihn betend, erblickt hätte. —

Jooſt. Vielleicht! Vielleicht nicht!

Elſe. Es iſt doch auch faſt nicht anders möglich. —

Jooſt. So wie er iſt, hätte ihm doch auch gar leicht ein „die verdammte Heuchlerin, was ſie jetzt macht" entfahren können! —

Elſe. Schweig, Jooſt; kein Wort mehr von ihm, ſonſt verderbſt du uns den Abend mit dieſem Satan, der unſern Engel noch auf ihrem Todbette ſo beunruhigte. —

Jooſt. O — — Elſe! dieſer Satan hat ihr Todbett verherrlichet, — er mußte kommen, — ſie mußte ihn hören, — ſie mußte für ihn beten, — ob ihm ohnmächtig werden — wieder erwachen, — Gottes Hülfe ſehen — ruhiger werden — und den Abſchied nehmen — und ſterben.

Elſe. Es iſt wahr, Jooſt, er hat ihrem Todbett und ihrem Abſchied, wie einen Glanz aus dem Himmel gegeben.

Chriſtoph. Aber, Elſe! ſo bis auf den letzten Augenblick bey ſeinen Sinnen, und bey gutem Verſtand zu ſeyn, und ſo bey allen Hinterlaßnen Abſchied nehmen zu können, iſt doch auch, was der Menſch ſich Schönes und Gutes auf ſein Todbett wünſchen kann.

Jooſt. Die Sterbenden erheben ſich in ihren letzten Augenblicken gar oft über ſich ſelber, und über den Grad ihrer Kräfte und Anſichten, die ſie gewöhnlich in ihrem Leben zeigten; und es iſt merkwürdig, oft ſind denn ſelber ihre Worte Worte eines höhern Ausdrucks, als die, deren ſie ſich im gewohnten Leben bedienten.

Elfe. Es ist wahr, die Cathrine redete sonst auch nicht so, mit Bibelsprüchen, wie jetzt. — —

Joost. Sie war nichts weniger, als eine Spruchheilige, sondern redete sonst immer mit dem Rudin und ihren Lieben, in aller Einfalt die Sprache des gemeinen Lebens. — Aber jetzt in dieser ihrer letzten Angelegenheit, redet sie ganz die Sprache der Bibel, und es ist auch gar natürlich, was sie jetzt sagt, solte den Ihrigen nicht mehr eine gemeine tägliche Rede seyn, sie fühlt sich schon jenseits des Grabes, nimmt Gottes Worte in ihren Mund, und ihre Worte sind auch den Betrübten horchenden ganz gewiß Worte eines scheidenden Engels. —

Elfe. Dieser Unterschied im Gebrauch der Bibelworte ist völlig in dem Sinn, den uns unser alte Seelsorger darüber lehrte. Er sagte mit ganz besonderer Aufmerksamkeit mehrmalen zu uns: „Kinder! das Wort Got„tes muß euch reich machen zur Seligkeit; aber ihr müßt „es nicht immer in Mund nehmen, sondern nur zum Al„lerwichtigsten sparen, und brauchen. Es muß der Schatz „eures Herzens seyn, den ihr eben so wenig spieglen als „verläugnen sollet!" —

Joost. Es giebt aber Pfarrer, die meynen, wenn nur ihre Bauren die Bibel viel im Mund haben, so sey es dann schon am Tage, daß sie recht viel ausgerichtet in ihrem Dienst; ich hingegen traue den Leuten, deren zweites Wort ein Spruch aus der Bibel ist, selten gar viel Gutes zu. —

Elfe. Du kannst das gar leicht zu weit treiben, Joost! Es giebt dir herzgute und recht redliche Menschen, die

sich das in der besten Meynung von der Welt angewöhnt haben.

Joost. Das ist auch wahr, Else! aber wenn diese guten Leute sich selbst und die Menschen überhaupt besser kennten, so thäten sie das gewiß nicht; denn es ist nicht für uns, und nicht in uns, daß wir mit anderer Leute Worte reden sollen, und am wenigsten mit Worten von Heiligen, und Leuten, die gar viel mehr sind, als wir. — Das stehet uns ja nicht an, und paßt nicht. — Ja; so in Augenblicken, wo wir so, wie die Cathrine, so zu sagen schon in einer andern Welt leben, wo die Unsern um unser Bett herumstehen, und auf unsere Worte horchen, wie auf die Worte eines Engels, da läßt's sich's dann schon in der Sprache der Propheten, vom Gott Abraham's, Isaaks und Jakobs reden, aber so, wie wir tagtäglich auf Gottes Boden herumwandeln, und gemeine Dinge mit einander verhandeln, ist wahrlich die Sprache unserer Brüder, die mit uns da herumkriechen, die beste für uns; man versteigt sich so leicht in der Sprache der Propheten und Apostel, und wer am natürlichsten und gemeinsten in der Welt geredet hat, ist der Herr Christus. — Und von den Aposteln und Propheten hat auch so ein jeder seine eigne Manier — und keiner suchte eben seine Meynung stark in Propheten- und Heilandssprüchen einzukleiden: der beste Spruch ist gewiß für einen jeden der, so ihm am reinsten und geradesten aus dem Herzen kommt, — wenn denn schon ein Apostelspruch für den Apostel zehenmal schöner und größer gewesen seyn mag.

Else. So wie du dich jetzt erklärst, muß ich dir

vollkommen recht geben; es muß eine jede Sache, die der Mensch redet, ganz aus seinem Herzen, und aus seinem Kopf kommen, wenn sie Eingang finden will, und wo das ist, da sind denn so zu sagen, die Worte wie nichts — auch entlehnet man sie dann gewiß niemand ab, sondern nimmt sie in Gottes Namen, wie sie sonst daher kommen. — Die Sachen geben's nicht mit, daß man's dann anders machen könne. — Sieh nur, Vater, auch bey diesem Abschied zeigt sich das deutlich. Was der Frauen Noth ist, und auf dem Herzen liegt, das sagt sie, und man sieht fast nicht, was für Worte da sind; man denkt nicht an sie, so einfältig und gerade sind die Worte, wie die Sache selber, von der sie redt.

„Thue deinen Kindern eine Geiß zu" — „das Be„theli ist wieder so flüssig" — „halte sie rein im Waschen „und Strehlen, such ihnen Ehrenpreis und Hollunder — „verschneid den Kindern meine Fürgürtly, gieb mir kein „neues Hemd in's Grab. —" Das sind alles Sachen, die dem Rudi äusserst wichtig — und für ihn und seine Lieben sind das gewiß so heilige Worte, als die Frau immer mit allem Suchen in der Bibel, hätte ausfindig machen können; sie kamen sichtbar aus einem Herzen, das so war, wie Gott und die Bibel will, daß das Mutterherz des Menschen seye, und dann kanns nicht fehlen — wo das Herz ist, wie Gott und die Bibel will, daß sie seyen, und brauchen weder Zwang noch Kunst.

Christoph. Aber, Joost, es werden dir doch viele fromme Leute über dieses Todbett sagen, die Frau seye noch zu viel am Zeitlichen und Irrdischen geklebt.

Jooſt. Es iſt ſicher, daß dieſes viel fromme und brave Leute ſagen werden; aber es iſt wie mit dem obigen. — Das, was ſie meynen, paßt nicht für einen Menſchen, ſo wenig als das mit Bibelſprüchen reden. —

Das Größte, was uns die Religion geben kann, iſt Stärke zu allem, was auf der Welt gut und nützlich iſt, und wenn ich nun auf dem Todbette das Weltliche, was meine Kinder und meine Liebſten angeht, nicht mehr tragen mag, — wenn ich mich ſcheuen muß, daran zu denken, wenn ich da, wo ich nothwendig rathen, nicht helfen, mich der Sachen nicht annehmen, und nicht zeigen kann, daß ich noch da bin, — ſo bin ich doch offenbar ſchwächer und ſchlechter, als wenn ich's könnte, und thäte, und bis auf den letzten Augenblick die Laſt der Erde für die Meinen, und ſo weit ich ſoll, für alle Menſchen tragen würde.

Die Religion ſoll mir zwar, wenn ich die Welt verlaſſe, Kräfte geben, zu zeigen, daß ich nichts verlaſſe, daß mein Herz größer iſt, als die Welt, und daß meine Hoffnungen weiter gehen, als auf ihr zu leben, aber eben darum ſoll ſie mich auch in Stand ſtellen, die Welt, ſo weit ich ſoll, für die Meinigen zu gebrauchen, ſo lang ich lebe, und ihr Vater und Bruder zu bleiben, ſo lange ein Athem in mir iſt, Gott hat uns zu Menſchen gemacht, und zu Söhnen der Erde. Die Erde giebt uns Brod und Freuden; und die Natur bindet die Nachkommenſchaft und die Nebenmenſchen uns ans Herz, und erſt, wenn dieſes erkaltet, löſet ſich dieſes Band, das die Menſchen an die

Erde bindet, auf; und es ist das Nahen des Todbetts, welches dem Erdmenschen am lautesten rufet:

„Gieb Achtung auf den Theil der Erde, der in deiner Hand ist, und reinige, und heilige den Staub, den „Gott dir gegeben, und gieb ihn froh und heiter denen, „denen er gehört;" die Religion ruft den Menschen nicht ab, von Pflichten der Erde, sondern giebt ihm Kräfte, alles, was menschlich ist, bis auf den letzten Augenblick recht zu besorgen; hat doch Christus noch am Kreuze für das zeitliche Leben seiner Mutter gesorgt und sie seinen liebsten Jünger empfohlen. Man könnte mich mißverstehen, aber wie ich es denke, ist es gewiß wahr, der Mensch ist nicht für die Religion, die Religion ist für den Menschen; sie ist ein apartes, besonderes Ding, das den Menschen anfüllen, einnehmen und von den seinigen abziehen, und ablenken soll, sie bestehet mehr in Kräften, als Vorstellungsarten und Worten, — sie ist eher eine Rüstungkammer voll guter Werkzeuge, als ein Saal voll reizender und einnehmender Bilder. Das ist nicht die rechte Religion, die sich den Menschen als ein Götz aufdringt, mit dem er täglich und stündlich bis zum Tändeln viel Geschäft und Wesens haben soll, und dessen Dienst so seyn soll, als wenn der Mensch nicht in dieser, sondern in einer andern Welt lebte, wo er Kopf und Herz nicht so alle Augenblicke für sich selber, und bey sich selber braucht.

Die ächte Religion lehret und stärket den Menschen die Welt zu brauchen, und ihr Kopf und Herz bis auf den letzten Augenblick nicht zu entziehen, sondern vielmehr

auf dem Todbett am deutlichsten die Stärke und Weisheit zu zeigen, die sie dem Menschen zum Gebrauch der Erde ertheilt.

Der Weg zum Himmel ist die Erfüllung der Pflichten der Erde; und das Todbett ist die Vollendung dieser Erdenpflichten, und ohne Theilnehmung an zeitlichen Angelegenheiten und Verhältnissen ist ein Todbett so wenig schön, als der Abschied einer Fürstenbraut, die eben im Begriff ist, in ein fernes Land, in die Arme eines fremden Königs abzureisen, und voll schwärmerischer Träume über ihr neues Glück, ihren Vater, ihre Mutter, ihre Geschwisterte, ihre Gespielen, und ihre Bediente da stehen läßt, wie wenn sie selbige nichts mehr angiengen, und mit Vernachläßigung der menschlichen Aufmerksamkeit auf ihre nächsten Verwandten, immer nur ihren gemalten Gemahl angafft, zu dem sie jetzt hin will, das Glück der Fürstin mag übrigens noch so groß seyn, so ist ihre Aufführung nicht schön, und nicht edel; und das Todbett des Menschen ist nur dann schön, wenn die Hoffnungen des Himmels mit der reinsten Theilnahme an die Pflichten der Erden sichtbar gepaart sind.

Alle Versäumnisse der menschlichen Pflichten können, so lange man beym Leben ist, auf einige Art wieder ersetzt, und gut gemacht werden; aber wenn der Mensch seine Pflichten auf dem Krankenlager und Todbett versäumt, so kann er das nicht wieder gut machen; er geht dann fort, der Mensch, und kommt nicht wieder, darum kann man ihm auch nicht genug sagen, er sollte nicht wie ein Tropf und ein Lump von hinnen scheiden. Auch haben dieses

die Alten weit mehr als wir in unserer Zeit gefühlt. Der größte Beweis davon ist die Sorgfalt, mit der sie allgemein noch bey gesunden Tagen und bey vollen Kräften ihre Testamenter aufsetzten und dabey mit der höchsten Genauheit bestimmten, was sie ihres zeitlichen Gut's halber zu verfügen gut und nothwendig fanden, und zwar nicht nur in Rücksicht auf ihre Kinder, sondern auch rücksichtlich der Armen, ihrer Dienstbothen, ihrer Pathenkinder und der frommen Stiftungen in ihrer Stadt und an ihrem Ort, kurz aller Dinge und aller Verhältnisse, die ihnen Religions- und Menschlichkeitshalber am Herzen lagen. In unsern Tagen ist das nicht mehr so. Man läßt das Todbette mit Leichtsinn kommen, wenn es kommen will, und wird denn von ihm oft auf eine Weise überfallen, daß man das nicht mehr thun kann, was einem in den letzten Augenblicken am meisten am Herzen gelegen. Daher kommt es auch, daß man in unsrer Zeit fast alle Augenblicke das Wort aussprechen hört: hätte doch mein Vater oder meine Mutter dieses oder jenes in Ordnung gebracht, das uns jetzt so viel Verdruß und so viel Sorgen macht, weil es nicht in Ordnung gebracht ist. Der Trost aber, den einige Leute solchen Klagenden geben, ist: er hat sich einmal des Zeitlichen entschlagen, und nur mit dem Geistlichen beschäftiget, „dieser gedankenleere Trost will wahrlich nichts sagen, als er hat seiner Pflichten gegen euch vergessen, und ist mit seinem Kopf und Herzen nicht bey euch geblieben, so lang er konnte und sollte, und so lang ihm ganz gewiß die Religion bey euch zu bleiben selber befohlen hätte, wenn er ihre Stimme in der Wahr-

heit erkannt und ihre Kraft in sich selber in der Wahrheit gefühlt hätte.

Else. Du hast mich beynahe irr gemacht, in der Art, wie ich glaubte, daß ein Todbett erbaulich seyn müßte. —

Joost. Nimm das nur so, Meisterin, das nützlichste Todbett ist gewiß das Erbaulichste, und wer am meisten Gutes auf seinem Krankenlager thut, und die Kräfte seines Verstandes und seines Herzens am sorgfältigsten braucht, seinem Nebenmenschen Treu und Liebe, und Rath und Hülfe zu erweisen, der zeiget für uns Menschen gewiß am deutlichsten, daß er Religion habe. —

Else. Ich muß bekennen, es scheint mir jetzt auch, man müsse den Menschen so lang in der Welt lassen, so lange er darinnen ist, und es kann von bösen Folgen seyn, wenn man ihn bey lebendem Leib völlig und ganz dahin versetzen wolle, wo er doch noch nicht ist, und ihn veranlasset, dem Zeitlichen ganz Abschied zu geben, so lange er Kräfte hat, etwas Nützliches auf Erden zu thun. —

Joost. Die geistlichen und religiösen Pflichten des Menschen sind in zeitliche Sachen hineingewoben, und der Tod allein haut diesem Gewebe den Faden ab; wir aber müssen, so zu sagen, auf diesem die Angelegenheiten unsers zeitlichen Lebens mit den Hoffnungen der Ewigkeit vereinigenden Webstuhl sitzen bleiben, bis der letzte Athem hin ist, und uns des Unsern, und aller Menschen annehmen, so lang unser Herz schlägt.

Aber, Else! nicht für ihn selber, sondern für Andere lebt der Sterbende, ihm ist die Erde freylich nichts, — aber die Gerechtigkeit, die Treue, die Liebe, die er den

Seinen,

Seinen, und allen Menschen schuldig ist, ist ihm alles; und er wird diese Treue und Gerechtigkeit allen denen, die er liebt, auch im Kleinsten, Zeitlichen und Irrdischen, so lang er lebt, erweisen und bescheinen; und jetzt hoffe ich, du verstehest, warum ich mit dem Todbett unsers lieben Christians nicht ganz zufrieden gewesen, du weissest, wie lieb er mir war, und wie ich alles Zutrauen auf den frommen Mann gesetzt, so lang er lebte, aber seine Religion machte seinen Kopf doch nicht heiter und gab ihm die Stärke nicht, die der Mensch in Geschäften dieses Lebens nöthig hat; er war fast immer leidend, und wirkte wenig, und sein Todbett war sichtbare Schwäche, wenigstens schien sein Licht auffallend, ein Licht unter einem Viertel, er lag 5 Wochen da, ohne Theilnehmung an menschlichen Angelegenheiten, unter Beten, Singen, die Hände falten, und Schlafen, und es ist offenbar, er war mit allem Reinen und Guten, das er hatte, doch kein Mann und kein Beyspiel, und seine Schwäche war nicht Religion, sondern ein Fehler; so schön es übrigens, daß dem Mann in seiner zehntägigen Kopfsverwirrung kein Wort entronnen, dessen sich der Frömmste zu schämen hätte.

Else. Wenn man das Erbauliche des Todbetts von dieser Seite ansiehet, so zeiget es sich freylich, daß es unter den Leuten, die in ihrem Leben am wenigsten Wort und Wesens von der Religion gemacht, weit mehr erbauliche Todbetter gebe als bey denjenigen, die mitten im Wirbel des Weltlebens und der Geschäfte, die darin besorgt werden, den Kopf und die Einbildungskraft täglich vom Mor-

gen bis an den Abend voll von Bildern der Religion und den Mund voll von Worten der Religion haben.

Jooſt. Das iſt gar natürlich, denn auch der Arbeitsmann, der beſtändig von ſeinem Werkgeſchirr redet, kann gar leicht machen, daß alle ſeine Nachbarn verſtehen, wie er meyne, daß man ſein Handwerk treiben müſſe, aber er verſäumt dabey ſeine Arbeit, der hingegen ſo am Morgen früh aufſteht [illegible] ſeinen Gewerb ſtill und allein und um des lieben Brods willen den ganzen Tag über treibt, bey dem findeſt du Waaren zu kaufen, obgleich ſeine Nachbarn dir gar nicht viel von dem erzählen werden, wie er meyne, daß man ſein Handwerk treiben müſſe.

Elſe. Kannteſt du des alten Friedleins ſeligen Frau, Jooſt? das war jetzt nach deiner Anſicht ein Muſter von einem Todbett; Kind und Kindeskinder waren faſt immer um ihr Lager, ſie redete mit allen, und von allem, ſo herzlich als immer in geſunden Tagen, ſie nahm ihre Kinder wie in's Gelübd, einander bey ihrem Todbette zu verſprechen, durch ihr ganzes Leben gute, liebe Geſchwiſter zu ſeyn, Gott und die Menſchen von ganzem Herzen zu lieben und bis an ihr Grab unter einander als gute Geſchwiſter einig und friedlich zu leben, und weinete dir, wie ein Kind, als ſie zu ſehen glaubte, daß dieſe Bitte ihnen ans Herz gienge. — Der Tod war ihr nichts — und Gott und die Ewigkeit ſichtbar herzinnig lieb, und doch nahm ſie bis auf den letzten Tag ruhig an allem Antheil, was vorfiel — rathete und half — lehrete und ſegnete — betete und arbeitete, bis ſie erloſchen. Als die arme Frau ein paar Tage vor ihrem Ende fühlete, daß ſie ihrer Rein-

lichkeit nicht mehr mächtig, sagte die Gute, und befahl ihren Kindern, ihr Unterbett wegzunehmen, und sie auf den Strohsack zu legen; mit Thränen bathen alle Kinder, „thue „doch das nicht, Mutter! es ist ja nichts daran gelegen.“ Es ist mir nicht wohl, Kinder! wenn ihrs nicht thut, ich verderbe nichts gerne, die Kinder baten mit Weinen fort; — wenn euch meine Ruhe lieb ist, Kinder! so redet kein Wort mehr, und thut, was ich sage; — sie mußten gehorchen, und die Frau entriß sich in den letzten Stunden des Lebens, ein weiches Lager — und wählte ein hartes — ihren Geliebten ein Hausrathsstück zu schonen, welches sie ihnen, wie sie sagte, auch so hinterlassen möchte, daß es sie freue. Dieses Schonen des Betts am Rande des Grabes, Vater, hat mich schon oft zum Weinen gebracht.

Christoph. Ja, so rein und erhaben wohlthätig als diese Frau war, ist gewiß ans Herz gehend, und beweiset ehe, daß ein Mensch Religion habe, als alle, auch die frömmsten Worte, von denen man doch zuletzt, und selber auch auf dem Todbett, nur den äussern Ton höret. —

Joost. Worte sind in Gottes Namen in Ewigkeit nur Worte.

Else. Und Sachen, sind Sachen — meynst wohl, Joost?

Christoph. Auch der Nachbar Chirlu ist so erbaulich gestorben. Alles das Seine war in der schönsten Ordnung, sein Hausfegen freuete ihn innig für seine Kinder, und reuete ihn für sich selber ganz nicht. Einst, als sie alle um sein Bett her stunden, sagte er ihnen — „Gott

„hat mich im Zeitlichen gesegnet, aber mein bester Segen „seyd ihr, meine Kinder!" Er war in der ganzen Krankheit noch herzlicher, theilnehmender, als in gesunden Tagen; gerade am ersten Tage, sagte er seinem Kinde, ich komme nicht mehr auf von dieser Krankheit, bemühe mich also in nichts, ohne Noth, du weissest und kennest, Gottlob! unsere Hausfachen wohl; wenn aber etwas vorfällt, das nöthig, so komme nur und frag' mich, was du willst. Es freute ihn auf die Letzt noch einst, am Tische mit seinen Lieben zu essen; er zwang sich mit Mühe, und aß und trank so freudig, so liebreich, und mit so viel Dank für das Gute, das ihm Gott in seinem Leben gethan, daß man sahe, und daß es einem ans Herz gienge, daß der Weg, den der Mann gehen mußte, ihm nicht weh that; man sah's, er gieng den Weg zum Himmel, und war doch noch ganz bey den Seinen auf Erden. Er fühlte noch alles Gute, das er genoß, und that noch alles, was er konnte und sollte; es ist zu Thränen bringend, wenn man die Gegenwart des Geists und die Sorgfalt erzählen hört, mit der er die Mütze in gefalteten Händen hielt, und allen den Seinen den letzten Segen gab. Zu der letzten Stunde frug ihn sein liebstes Kind noch einmal, wie es doch stehe — und er antwortete ruhig und heiter: „Siehe nur, liebe Dorothe, ich bin schon ganz todt und „kalt — nur das Herz ist noch nicht ganz gebrochen" — so starb der Nachbar Chirlu; — und du weissest, Joost, wie wenig der Mann in seinem ganzen Leben aus allem Reden und Wortwesen, und auch aus allem Reden und Wortwesen über Religionsmeynungen gemacht. — Es

war ein Mann, in seinem Thun schlecht und recht, und maßete sich nicht an, etwas zu wissen, das er nicht inner seiner Hausthüre brauchte, und er starb so.

Else. Aber jetzt haben wir doch genug — Fritz, wiederhole uns, was dich das Wichtigste dünkt. —

Fritz. Daß die Worte des Hartherzigen abscheulicher sind, als er selber denken und glauben kann. —

Christoph. Weiter. —

Fritz. Daß von zehen Worten, die wir von Armen und Leidenden reden, gewiß neune anders ausfielen, wenn wir allemal grade, ehe wir reden, die Hausthüre aufthun, und sehen könnten, was er eben jetzt thäte und litte.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß ein Bösewicht der Unschuld, auch wenn er sie beym Besten und Heiligsten antrifft, doch nichts Gutes zutraut. —

Christoph. Ferner. —

Fritz. Daß im gemeinen Leben immer mit Bibelsprüchen und Apostelworten zu reden nicht natürlich, und dem Menschen nicht wohl anstehe. —

Christoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß, wenn Umstände und Sachen unser Herz so erheben, daß wir, so zu sagen, Gottes Wort in Mund nehmen müssen, es denn auch recht, natürlich und anständig sey, daß wir's thun. —

Christoph. Weiter. —

Fritz. Daß der Heiland selber am natürlichsten, einfältigsten, und gemeinsten geredet habe. —

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß, wenn einem die Sachen recht aus dem Herzen kommen, die Worte denn zu wählen ihm wie nichts seyen, und er gar nicht daran künstle. —

Christoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß viel tragen mögen, beweise, daß einer stark sey, und daß man aus dem gern abladen schließe, daß einer müd und schwach. —

Christoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß die Religion mehr in Kräften, als in Vorstellungsarten und Worten bestehe; — und eher einer Rüstkammer, als einem Bildersaal zu vergleichen sey. —

Christoph. Weiter. —

Fritz. Daß der Götzendienst Tändeley, Versäumniß von Menschenpflichten und ein Entlaufen aus der Welt fordere. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß der wahre Gottesdienst ein menschlicher Dienst ist, der uns an die Erde bindet, so lange wir darauf leben. —

Christoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß der Mensch, was er auf dem Todbett versäumt, nicht mehr nachbringen kann.

Christoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß nur was nützlich ist, recht erbaulich seyn kann. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß gemeine Leute, die nie viel Wesens aus der Religion machen, oft auf ihrem Todbett gar deutlich zeigen, daß sie ihre Kraft besitzen. —

Christoph. Weiter! —

Fritz. Daß Erzählen und Arbeiten zweierley Sachen sind, und das erste den Menschen gemeiniglich arm, und das andere gemeiniglich wohlhabend mache. —

Christoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß des alten Friedlins Frau, und der Nachbar Chirlu erbaulicher gestorben, als der fromme Christian. —

Christoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß sich selber überwinden, für andere leben, und ein heiteres Gemüth und ein dankbares Herz am Rande des Grabes zu zeigen, am deutlichsten beweise, daß ein Mensch Religion habe.

Die zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Von dem Unterschied, der in einer jeden Sache ist.

Von der wahren Größe des Menschen — vom Theilnehmen an dem Leiden und Sterben seiner Nebenmenschen — vom Verzeihen und Nachtragen — vom Maulhängen, Anspeyen, und andern Künsten, mit denen man aus Menschen, die fehlen, Böswichter machet.

Von einem schönen Trost des Todbetts, und von der Seltenheit des Falls. — Vom alten Morlauer, von seinem Mittagessen, und von seinem Schwitzen. — Vom Arbeiten, vom Fleißigseyn. — — Von Mäusefangen. — — Von Gebeinverscharren, und auch vom Verfaulen wie Mist.

Von Todes-Andenken. — Von Stiftungen, und dem letzten Willen. — Vom Kloster Saugaus, und vom Dorfe Erlau — von 12 Pfund Brodten. — Vom oberkeitlichen Gewalt, und von seinen Schranken. — Von Katzen. — Perugue, und Degen. — Von den Hauptwurzeln eines Reichs, und von seinen Hauptbedürfnissen, u. s. w.

So Kinder Abbitten zu machen, ist doch eine recht schöne Sach, sagte Christoph, als er den 18ten Abschnitt unsers Buchs gelesen.

Sie hat auch, wie alles in der Welt, ihre zwo Seiten — sagte Joost. —

Mit deinen ewigen zwo Seiten, sagte Else. —

Joost. Bringe ich dir Seiten, oder mache ich dir sie, wenn sie nicht da sind. —

Else. (Mit Lachen.) Es ist gleichviel, ob du sie

machen, und bringen würdest, wenn wir sie vorher nicht sehen.

Jooſt. Nein; aber im Ernſt, wenn man mit dem Abbitten nicht erhält, daß es den zufrieden ſtellet, der beleidigt worden, und den weich und reuend macht, der gefehlt, ſo iſt es nicht bloß unnütz, ſondern ganz gewiß ſchädlich. — Wenn du z. E. ein Kind bey einem Mann abbitten macheſt, der rohe, unbarmherzig iſt, und ihm mit wildem unvernünftigem Schelten noch unrecht thut, oder bey einem Leichtſinnigen, der das Laſter ſelber für nichts achtet, ſondern von Sachen, die Fehler, und Bosheiten ſind, wie wenn ſie gar nichts zu bedeuten haben, redet, ſo bringſt du bey Anlaß des Abbittens deinem Kind Sachen in ſeinen Kopf, und in ſein Herz, welche gewiß nichts Gutes ſchaffen, wenn es ſie darinnen hat. — — Noch ſchlimmer als dieſes alles iſt, wenn Kinder, die ſelber im Fehler ſind, die aber, weil ſie reich und vornehm, ſich loswinden konnten, von Armen und Gemeinen, die aber weniger als ſie, ſelber gefehlt haben, ſolche Abbitten erhalten. — Es geht in dieſem Fall auf beyden Seiten übel. — — Das vornehme Kind wird in ſeinem Innerſten verhärtet, und bös gemacht. — — Und in dem Herzen des gemeinen wird Rache, Bosheit und Verſtellung auf eine ſolche Art entzündet, die vielleicht in ſeinem Leben nicht mehr ausgelöſchet werden kann. — So groß iſt auch in der beſten Sache der Unterſchied, Wer, und Wie, und Wo man ſie thue. — Man kann aber darum auch von keiner Sache viel vorausreden, ſondern muß in Gottes Namen Kopf und Herz ſo in der Ordnung halten,

daß man immer, bey jeder Begegniß, ohne Widerwillen, gern den geraden Weg gehet, so fehlts dann nie, man merkt allemal im Fall selber, leicht und geschwind, was thunlich, und was nicht thunlich ist. —

Else. Dieses ist auch auffallend, was das Abbitten im Buch, vom Rudeli an, bis auf Gertrud, so schön machet. —

Joost. Es ist wahr; das Kind und sein Vater machen einem das Herz groß, so mit geradem, redlichem Sinn thun sie diese Abbitte.

Else. Ach! der arme Mann anerbietet so gutmüthig, die Erdäpfel wieder abzuverdienen, und dem Meister treu und fleißig, frühe, und spat zu seyn, daß es wohl nicht möglich, mehr und deutlicher zu zeigen, daß einem sein Fehler leid ist.

Joost. Aber, denn nimmt Gertrud auch mit gleicher Liebe, und mit gleichem graden Herzen, die Abbitt auf, — und handelt völlig, wie wenn der Rudeli ihr eigen Kind wäre, so sucht sie alles auf, ihn zu entschuldigen, aber ihn auch abzuhalten, den Fehler nicht mehr zu begehen.

Christoph. Und ein Engel könnte nicht wohl reiner und wahrhafter an diesem Abbitten Theil nehmen, als die Cathrine, die sich in diesem Augenblick schon nicht mehr in dieser Welt lebend fühlte.

Joost. Ja wohl. — So in der Stunde des Abschieds, noch im Stande zu seyn, die lieben Seinigen von sich weg, zu einer fremden Frau zu schicken, den Fehler eines Kinds bey ihr abzubitten, ohne zu wissen, ob diese

Lieben einen dann noch lebend wieder antreffen werden. — Das ist wohl das größte, wohin den Menschen ein reiner, frommer Sinn, und der gerade Weg der Einfalt und Unschuld führen kann, und ein Bild der Vollendung der reinsten Kräfte der Menschheit. —

Else. Und dann doch nichts — — als ansprachlose Einfalt — und natürliche Folge ihrer Uebung, im Ueberwinden und Rechtthun. — —

Christoph. Der Mensch wird wahrlich in aller Einfalt groß und stark, ohne daß er es seyn, und scheinen will — zwingt er sich aber, es zu seyn, und zu scheinen, so verkünstelt er sich, und wird schwach. —

Joost. Es ist, wenn Gertrud und Cathrin eben so, ohne es zu wissen, und ohne daran zu denken, mit einander hierüber um den Vorzug stritten. Die Cathrine vergißt sich selber, und alles andre, denkt an nichts, und hat nichts so sehr im Kopf, als die Erdäpfel, und das Abbitten bey der Gertrud. Diese hingegen lenkt jedes Wort vom Fehler ab, will vom Abbitten nichts hören, und ist mit ganzer Seele, und mit ganzem Herzen nur da, zu forschen und zu sehen, womit sie die kranke Sterbende erquicken möge. —

Else. Diese gegenseitige Gutherzigkeit bringt denn aber auch diese zwo Personen so im Augenblick einander nahe, und zusammen, wie nicht leicht Menschen auf Erden nahe, und zusammen kommen.

Joost. Es ist wahr, die Catharin merkt, wie beym ersten Wort, die treue, edle Güte der Gertrud, und zwingt so zu sagen, in der letzten Minute dem Tod noch einen

Augenblick und einen Athemzug ab, um noch eine Mutterbitte anbringen zu können; und Gertrud lockt den Wunsch der Sterbenden noch so sichtbar heraus, und liest ihn auf den starren Lippen, die ihn nur noch halb sagen konnten, ganz! versteht ihn ganz! und fangt in eben dem Augenblick an, das zu seyn, und zu erfüllen, was die Sterbende wünscht. —

Christoph. Noth und Todbett bringt doch immer hundert Herzen zusammen, wo Lust und Freude ein einiges. —

Else. Ach! so ein Theilnehmen an dem Leiden, an der Noth, und selber an den Gelüsten eines Kranken, macht einem die Menschen lieber, als wenn sie in gesunden Tagen dir zehenmal mehr gethan hätten. — Ich vergesse es meinem Bruder Caspar in meinem ganzen Leben nicht, daß er mir in der Krankheit, in welcher mich meine Baase selig so hart hielt, zweymal im Geheim Geld in mein Bett hineingeschoben.

Joost. Aber auch umgekehrt, ist nichts Entsetzlichers, und nichts, das tiefern Gram und Unwillen ins Menschenherz bringt, als wenn man unempfindlich beym Krankenbett ist, — — und ihnen ihre Leiden und Schmerzen als nichtsbedeutend behandelt — — ihre Schwäche — — ihre Gelüste — — ihren Kummer, ihnen mit Härte vorhält, — sie überladet, beunruhiget, verwirret, und quälet — oder ihnen noch gar Sachen zumuthet, die wider ihr Herz — wider ihren Willen — und über ihre Kräfte sind! — du vergissest dieß in deinem Leben auch nicht?

Else. Schweig — Schweig — Joost! Laß das

ewig todt und begraben seyn. — Ich will lieber vom Rudeli reden, wie er der Großmutter mit dem Sack voll Obs zeiget, daß er wisse, was recht verzeihen ist.

Joost. Der versteht das auf eine Art, daß wenn gar viele Leute es so verständen, die Zahl der Schelmen gewiß abnehmen würde.

Christoph. Glaubst du das?

Joost. Kannst du zweifeln, Meister, daß, wenn vielen Unglücklichen in der Jugend ihre ersten Fehler so mit einem Sack voll dürrem Obs verziehen würden, daß nicht weit die mehrern dadurch sich besserten?

Else. Nein; daran darfst du nicht zweifeln. —

Joost. Eben so wenig als hieran, daß ihrer hundert just von der Art und Weise, wie sie bey ihren ersten Fehlern behandelt werden, sich verhärten, und wirklich Schelmen werden. — Nimm jetzt nur an, Gertrud hätte den armen Knaben so im Ton einer wohlbestalten Untervogts- und Waibelsfrauen, mit einem großen Maulhängen, und mit einer Amtsmiene, wie wann sie ihn fressen, oder anspeyen wollte, angesehen, und angefahren, und ihm dann ernstgemeynt bedeutet, daß man so einem Diebsbuben in Zukunft das Stehlen mit dem Hundsloch in dem Käfich erleiden werde, so wäre auch Zehen gegen Eins zu setzen, der Knabe hätte der Frau in Zukunft mit Lust und Liebe wieder gestohlen, so sehr geht man in der Art und Weise, Sünden und Lastern Einhalt zu thun, oft irre! —

Else. Ich bin ein Weib; aber auch meine kleine Erfahrung sagt mir, „schone deß, der fehlen will, und zeige „ihm Liebe," sonst fehlt er gewiß, und doppelt.

Jooſt. Wenn die Glücklicheren das glaubten: ſo wären die Unglücklichen minder laſterhaft.

Chriſtoph. Aber ſo eine Gertrud bey ſeinem Todbett zu haben, muß doch für Eltern, und beſonders für ſolche, die unerzogne Kinder haben, eine Beruhigung ſeyn, die nicht auszuſprechen.

Elſe. Ja wohl, Meiſter! aber man hört ſo wenig, daß es geſchiehet, und daß Sterbende ſo einen Mitmenſchen gefunden, dem ſie alſo ihr Herz ganz ausgeleert. —

Jooſt. Es iſt natürlich; die Sterbenden laſſen ſich nicht gern mit Worten abſpeiſen, und mit Komplimenten täuſchen — — und werden dich gewiß nicht leicht um etwas bitten, wenn ſie nicht recht wohl glauben, du werdeſt es thun. —

Elſe. Aber, ich denke doch nicht, daß es viele Leute gebe, die etwas, um das ſie ein Sterbender bittet, leicht verſäumen, oder vergeſſen werden.

Jooſt. Ich wollte gern, ich könnte auch mit dir ſo denken; aber ich habe Leute gekannt, die Sterbenden, ſo zu ſagen, die Bitte abgedrungen, für ihre Kinder zu ſorgen, und dann in Erfüllung derſelben doch höchſt nachläßig waren. Du muſt denken, Elſe, alle Menſchen haben ihre guten Stunden und Augenblicke, in denen ſie recht gute Vorſätze nehmen; aber, wenn der Menſch nicht durch und durch brav, ſo ſind ſeine guten Vorſätze immer ſo vergänglich, als das Licht der Sonne, wenn ſie in der ganzen Pracht des ſchönen Morgenroths aufgeht, der Horizont aber ganz mit Regengewölke bedeckt, und nur eine kleine Linie beym Aufgang noch hell iſt, die Wolken nähern ſich

von allen Seiten dem Aufgang, die Sonne erlöscht, die schönen rothen Wolken werden alle grau, und es giebt fast immer denn nur desto mehr Regen, je schöner die Sonne aufgegangen.

Die Bitte der Sterbenden machet bey jedermann großen Eindruck; alles weinet, alles verspricht, alles nimmt auf sich, alles will halten, was es versprochen; aber das Sprichwort: „ab Augen, ab Herz" mahlt die menschliche Schwäche zwar in einem grellen, doch höchst wahren Licht. Der Todte wird begraben, und wenn er fort ist, und verfaulet, so verschwindet auch das Rührende seines Lagers aus unsern Augen, und das, was wir versprochen, fängt nach und nach an, uns schwer zu fallen. Wir finden, daß wir uns übereilt haben, und daß das jemand anders eher thun solle, und besser thun könne als wir. Von diesem Augenblick an werden wir lau in dem, was wir unsers Versprechens halber noch wirklich thun, und so wie das, was wir dicsfalls jetzo noch thun, immer weniger ist und immer schlechter gethan wird, desto mehr bilden wir uns dennoch dafür ein, und nähren in uns närrische und übertriebene Gefühle von dem Dank, den man uns dafür schuldig sey; und dann führt uns die geringste saure Mine und ein jedes unüberlegtes Wort, das man auf irgend eine Art als Undank auslegen könnte, leicht zu der Selbsttäuschung, daß wir dieses unvorsichtigen Versprechens halber mehr als genug gethan und daß wir uns desselben mit aller Fug und mit allem Recht entschlagen können.

Christoph. Darüber weiß ich mehrere Beyspiele. Der rothe Morlauer hat seinem Bruder auf dem Todbett

versprochen, für sein Kind zu sorgen, und that es eine Weile mit vieler Sorgfalt. Aber da diese Sorgfalt mit etwas Mühe und Verantwortlichkeit begleitet war, fiel sie ihm bald zur Last. Er ward von Jahr zu Jahr nachläßiger darin, und verwahrloste sein Interesse endlich so unverantwortlich, daß das Kind durch die Folge seiner diesfälligen Handlungsweise um einen großen Theil seines Vermögens kam und im eigentlichen Sinn des Worts bestohlen ward. Es war übrigens ein eigenes Ding mit diesem Menschen. Wenn dieser durch seine Fahrläßigkeit so beeinträchtigte Knabe zu ihm kam oder man auch nur von ihm redte, sah man sehr sichtbar, daß sein Gewissen diesfalls in ihm aufwachte. Er eilte von einem weg an eine Arbeit, und war dabey so eifrig, daß er schwitzte.

Else. Hier erscheint die heilige Arbeit doch auch als etwas sehr böses.

Joost. Hast du denn geglaubt, die Arbeit sey unter allen Umständen eine heilige Sache?

Else. Ich meynte es bisher also.

Joost. Sage doch: in aller Unschuld.

Else. Es ist mehr als genug, wenn ich sage: in meiner Unschuld.

Joost. Der Mensch, der im blinden Glauben an etwas, sey es auch nur ein armes Sprüchlein, lebt, wird so gerne und so leicht für alles das blind, was diesem Sprüchlein entgegensteht, und thut die Augen von selbst zu, wenn etwas von ihm steht, das damit in Widerspruch ist. Alle harte und rohe Arbeit macht das Herz leicht hart; Arbeit ohne Ordnung macht zerstreut; ohne Theilnahme

nahme des Herzens befriedigt sie nicht, sie macht leicht unbillig, ungerecht, und kann leicht zur Wurzel alles Bösen, zum Geiz und zum Ehrgeiz und zu allen Folgen der durch sie sinnlich verstärkten Selbstsucht hinführen.

Else. Das ist ein trauriges Bild von der Arbeit. Aber, Joost, du bist doch sehr fleißig, und verdienst das Zeugniß, daß dich die Arbeit nicht zu diesen Fehlern geführt hat.

Joost. Ich habe als Knecht gearbeitet, und in dieser Lage hatte die Arbeit weder für den Geiz noch für den Ehrgeiz viel Reitz für mich.

Christoph. Das macht einen Unterschied in der Arbeit, an den ich nie gedacht habe. Man ist als Knecht sicher an der Arbeit mit weniger Reitzen zum Bösen umgeben als beym Meister seyn unter nicht vortheilhaften Umständen und bey nicht vortheilhafter Ausbildung seiner selbst.

Joost. Der Mensch hat zwey Arbeiten, eine innere und eine äussere. Wenn die äussere im Dienst seiner innern ist, so bildet sie ihn für sein inneres und äusseres Leben gleich gut; wenn aber die innere Arbeit im Dienst seiner äussern steht, so ist die innere Sorge für sich selbst allen sinnlichen Reitzen des äussern Erfolgs seiner Arbeit unterworfen, und wird dadurch zu einer Quelle alles sinnlichen Verderbens unserer Natur und aller ihrer Gelüste.

Diese Ansicht von der Arbeitsamkeit erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Haushaltung. Es flossen eine Menge Bemerkungen darüber von allen Seiten. Der Joost sprach am meisten, und äusserte sich wesentlich darüber

also: Die Arbeit ist die äussere Erscheinung des innern Menschenlebens; sie soll dieses innere Leben nicht nur darstellen, sie soll es auch fordern. Sie soll den Menschen stark, aber nicht roh, bedächtlich, aber nicht eigensüchtig, sorgfältig, aber nicht einseitig, kleinlich und ängstlich machen; sie soll den Bedürfnissen des Lebens ihre Befriedigung verschaffen; sie soll die Reitze und Annehmlichkeiten des Lebens durch die Folgen ihrer Anstrengung erhöhen. Einmal sagte er: Aeussere Arbeit ist ohne innere, menschenfreundliche Zwecke nicht Menschenarbeit; sie ist ohne dieselbe nichts mehr als das Lauschen der Katze, die auf Mäuse paßt, um sie zu fressen, und als das Jagen des Hunds, der seinen Hasen fangen will. Er setzte hinzu: das ist so wahr, daß wenn die Folge des Nichtarbeitens nicht als die Quelle alles bösen, menschlichen Thuns angesehn werden mußten, man beynahe sagen dürfte, das Nichtarbeiten wäre besser als das Arbeiten, das keine menschenfreundliche und seelerhebende Zwecke zum Grunde hat. Aber man darf doch das nicht also sagen, und behüte mir Gott das Arbeiten; der Müssiggang macht verfaulen, und was einmal verfault, dem ist nicht zu helfen.

Jooſt kam am Ende seiner Betrachtungen über das Arbeiten auf einen wichtigen Gesichtspunkt.

Er sagte: Das Arbeiten in der Wohnstube, mitten im Kreise geliebter Kinder und Hausgenossen ist ein heiliges Arbeiten; es wird mit Umgebungen unterstützt, die das Menschenherz von allen Seiten zu menschenfreundlichen und seelerhebenden Gefühlen und Gesinnungen hinlenken.

Darüber sagte ihm Else: Diese segensvolle Heiligkeit des häuslichen Lebens in Arbeiten ist es gewiß auch, was unsere Cathrine dahin brachte, daß ihr Todbett fast ohne seinesgleichen ist.

Joost erwiederte: daran ist nicht zu zweifeln. Allenthalben, wo der Wohnstubensegen im Land allgemein und groß ist, und Vater, Mutter und Kinder unter einem Dach bey einander wohnen und ihre Hausthüre vor jedermann, den sie nicht gerne neben sich sehen, zuschließen dürfen, da wirst du auch allgemein ein besseres, christlicheres, vernünftigeres Hausleben und hinwieder seelerhebende Todbette finden, als wo die Wohnstube verödet und die Menschen haufenweise den Tag über in Fabrikstuben oder im Felde leben, auf dem sie eigenthumslos in Frohn- oder Lohndiensten den Tag über zusammen arbeiten.

Christoph. Es ist unglaublich, und wird durchaus nicht genug beherzigt, was das reine, häusliche Leben für bildende Kräfte für die Menschheit hat, und wie sehr der Mangel dieses gesicherten, häuslichen Lebens das Menschengeschlecht im Wesen seiner Bildung zurücksetzt, und beynahe die Möglichkeit so erhabner Todbette, wie dasjenige dieser Frau war, ausschließt.

Indessen sind solche seelerhebende Todbette in allen Haushaltungen, in denen noch einiges Gefühl für zeitliches und ewiges Wohl statt findet, von einem nicht zu berechnenden Segen. Auch waren vor Alters, und noch zu meiner Zeit die Todbetter, die Todesandenken und der Wille des Sterbenden dem Volk ein Heiligthum. Das ist so wahr, daß sie selber die Todesstunde eines hingerichte-

ten Verbrechers als eine feyerliche, heilige Stunde ansehn. Jetzt aber werden solche Todbette unserer Zeitmenschen immer weniger wichtig und erbaulich. Die Völker, die die Anhänglichkeit an das Eigenthum, an die Sitten, Gewohnheiten, Rechte und selber Feyer- und Festtäge ihrer Väter verloren, haben gewiß eben so sehr die Fundamente ihres reinen bürgerlichen Zusammenlebens verloren, als die Haushaltungen, in denen dieses der nämliche Fall ist. Geistliche und weltliche Oberkeiten können nicht genug von der Wichtigkeit überzeugt seyn, wie sehr die Aufmerksamkeit auf den Willen verstorbener Wohlthäter des Volks und auf Vermächtnisse, die zu Gunsten desselben in ihre Hand gelegt worden, für die Erhaltung, Sicherstellung und Aeufnung seiner Sittlichkeit, so wie seiner bürgerlichen Tugenden wichtig ist.

Ich erinnere mich mit Entsetzen, den Eindruck gesehen zu haben, den es hatte, als der Abt in dem Kloster Saugaus dem Dorf Erlau den Zins einer Armenstiftung, die der Kirche gehörte, entrissen und über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit dieser Verfügung zwischen ihm und den Bauern ein zehnjähriger Rechtsstreit entstanden. Der Prozeß ist auch zu Gunsten der Bauern entschieden worden; denn sie konnten beweisen, daß das Capital dieser Stiftung in einer Bodengült nur darum im Kloster niedergelegt worden, damit die Armen ihrer Kirche zu ewigen Zeiten sicher seyen, daß das Capital dieser Gült von den Bauern selber nicht mißbraucht oder geschwächt werden könne.

Nun ist es gleichviel, wenn die Bauren den Prozeß

schon gewonnen, so äussert sich der bleibende Unwille des Dorfs doch auch jetzt noch über das Kloster und die Geistlichen überhaupt auf die roheste Weise, und es hat sich durch den Prozeß, den es dieser Stiftung halber führen mußte, ein solcher Wust von Lasterhaftigkeit in demselben eingeschlichen, daß man es gewiß nicht glauben würde, wenn ich überall erzählen wollte, wie sich alles in Erlau seit diesem Rechtshandel geändert und verschlimmert hat. Aber sicher ist, daß spielen, saufen, schelten, Schläghändel und alle Arten von Lumpen- und Schelmenstreichen daraus entkeimt, aufgewachsen und groß geworden, wie der schrecklichste Giftbaum, der aus seinem Kern entkeimt, aufwächst und groß wird.

Elise. Ich weiß ein ähnliches Beyspiel. Eine liederliche Mutter hatte ihrem Kind ein Kleinod, das ihm seine Taufpathen legirt, verbraucht, und diese Handlung empörte das Herz des Kindes gegen seine Mutter so sehr, daß man ihm diesen Unwillen über diese Handlung seiner Mutter durch sein ganzes Leben immer noch ansehn konnte.

Joost. Die Aenderung in der Anwendung von Stiftungen, die fromme Leute zu guten Zwecken gemacht haben, greift in jedem Fall denen, die darunter leiden oder darunter zu leiden glauben, tief ans Herz.

Christoph. Ich habe einmal einen Rebulisten mir die Antwort hierüber geben lassen: „aber wenn einmal „einem Narren in den Sinn käme, sein Gut einer Stif„tung zu legiren, in der selber ausgesuchte Müssiggänger „und Tagdiebe ruhigen Unterhalt und Aufenthalt finden,

„so würde doch der Erbe rechtmäßig gegen die Gültigkeit „dieser Stiftung protestiren können."

Jooſt. Darüber ist leicht zu antworten. Er könnte wohl mit Recht gegen den Unsinn in der Anwendung dieser Stiftung protestiren, aber er wäre in seinem Gewissen sicher verpflichtet, die Gültigkeit einer vernünftigen und menschenfreundlichen Anwendung dieser Stiftung anzuerkennen und sie zu dieser Anwendung, so viel an ihm liegt, sicher zu stellen.

Elſe. Es schlägt eben eilf Uhr.

Jooſt. Es ist mir leid; ich habe eben ein Buch bey mir, daraus ich euch noch etwas lesen wollte.

Elſe. Zeig, was ist das für ein Buch.

Jooſt. Kennst du dieses Buch nicht? es ist der gute Jakob, wie er seinen Sohn lehrt. Das ist mir ein eigener Kerl, Elſe. So wie wir unsere Kinder in die Schule und zu den Büchern führen, so führt Jakob seinen Buben allemal, wenn er ihm etwas zeigen oder ihn etwas lehren will, dahin, wo es geschieht, vorfällt und dasteht.

Elſe. Du mußt doch etwas davon lesen.

Jooſt. Nein, es ist jetzt zu spät, wir wollen es bis morgen verschieben.

Chriſtoph. Fritz! Erzähle uns jetzt noch, was du sowohl aus dem gelesenen Abschnitt als aus dem, was wir sonst noch geredet, für das Wichtigste achte.

Fritz. Daß die Tugend und der Vatersinn des Armen, wenn sie sich unter so traurigen Umständen, wie diejenige des Rudi sind, bewähren, erhaben ist.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß ich mich des Weinens nicht habe enthalten können, als ich mir den armen Rudi mit seinem Knaben vorstellte, wie er bey der Gertrud wegen der armseligen Erdäpfel so demüthig um Verzeihung gebeten.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß Gertrud brav war, daß sie den guten Rudi nicht lange um Verzeihung beten lassen, aber dennoch den kleinen Rudi so herzlich vor dem Stehlen gewarnt und ihm die Säcke voll dürres Obst gegeben, da er jetzt wieder von ihr fortging.

Christoph. Weiter.

Fritz. Auch das ging mir zu Herzen, daß Gertrud mit dem Rudi zu seiner sterbenden Mutter ging, und das Herz der sterbenden Frau durch ihr Benehmen in der letzten Stunde noch so sehr erquickte.

Christoph. Weißt du noch mehr?

Fritz. Daß wer Kopf und Herz in der Ordnung hat, den geraden Weg auch ohne Landcharte findet.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß der Mensch ohne alle Vergleichung mehr für das danke, was man ihm in der Noth giebt, als für das, womit man seine guten Tage noch ausstaffirt und seine Hoffartsgelüste belebt.

Christoph. Ferner!

Fritz. Daß die Unmenschlichkeit der Glücklichen die eigentliche Quelle der Verbrechen der Unglücklichen sey.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß jedermann und selber auch schlechte Leute,

ihre guten Stunden haben und oft gute Vorsätze nehmen; daß aber sehr viele Menschen gar leicht aus diesen guten Stunden herausfallen und ihre guten Vorsätze wieder aus dem Sinne schlagen.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß solche Leute denn auch immer einen ganzen Sack voll Entschuldigungen finden, warum sie ihren Vorsätzen nicht getreu sind und ihr Wort nicht halten.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß selber das gute Arbeiten auch seine schlechte Seite habe.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß vor Müßiggang verfaulen doch das Allerschlimmste sey, was dem Menschen begegnen könne.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß der Mensch an seinem Futter besser kühe als an fremdem.

Christoph. Und dann.

Fritz. Daß je größer ein Menschenhaufe sey, desto kleiner sey auch der Segen, der aus diesem Zusammenstehn auf den einzelnen Menschen dieses Haufens herabfließt.

Christoph. Ferner.

Fritz. Daß es eine heilige Sache um Vermächtnisse und Stiftungen sey.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß den Armen entziehe, was Stiftungen ihnen zugesichert, aus armen, vervortheilten Leuten schlechte Leute macht.

Christoph. Ferner.

Fritz. Daß der Baum des Verderbens, den der Abt von Saugaus im Dorfe Erlau gepflanzt, giftige Früchte und giftigen Saamen getragen.

Ein und zwanzigste Abendstunde.

Joost liest jetzt aus dem Buche: „der gute Jakob, wie er seinen Sohn lehrt" das 15te Capitel Leben und Tod.

Leben und Tod.

Der Knab. O Vater! der alte Marti ist todt? —

Vater. In Gottes Namen! Er war ein braver Mann! —

Der Knab. Ja, Vater! alle Kinder weinen um ihn. — Er war uns allen lieb, — er war immer so froh. —

Der Vater. Er war arm, und hatte oft nicht seine Nothdurft; und doch war ihm wohl im Leben. —

Der Knab. Es hat uns Niemand im ganzen Dorf so viel Freude gemacht, als er; und man sah es, es war ihm allemal eine Freude, wenn er unter der Linde bey seinem Haus uns lustig machen sah. —

Der Vater. Ich will den Verstorbenen noch einmal sehen. —

Ich will mit dir, wenn du gehest, sagte der Kleine. — Und der Vater und der Knab gingen mit einander in die Hütte des armen Verstorbenen.

Er lag auf seinem Bett von Stroh, mit wenigen Lumpen bedeckt da, wie schlafend; wenige Erdäpfel, sein Stab und ein offenes Bethbuch, lagen auf dem Tisch, neben seinem Bett. Und seine Frau saß unten am Bette zu seinen Füßen und sah mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen an ihren gestorbenen Mann hin.

Ich grüßte sie, both ihr die Hand und sagte: ist dir dein lieber Martin gestorben? — Sie antwortete: ja, in Gottes Namen, vor ein paar Stunden.

Daß ihn Gott tröste, den lieben Alten! Er war immer so brav, und so fromm, und froh, sagte der Jakob. —

Ja, Nachbar, erwiederte die Frau. Er war gewiß von Herzen brav und fromm, mein seliger Mann — und er lehrte auch mich die Armuth tragen, und auf Gott hoffen! Das lohn' er ihm jetzt in dem Himmel! Wills Gott, nimmt er mich auch bald zu ihm. —

Der Jakob. Das geb Gott, du Gute! — Ich weiß, du hast jetzt auf Erden keine Freude mehr. —

Die Frau. Ich will nicht ungeduldig werden, und gern aushalten, bis mein Vater im Himmel mich kommen heißt. —

Der Vater. Das ist brav und schön vor Gott, du Gute!

Die Frau. So in einem Leben, Jakob! wie das meine, und meines lieben Manns seligen war, lehret es einen wohl, auf Gott trauen, und auf seine Hülfe harren, bis er kommt, der Vater im Himmel. —

Mein Mann hat es jetzt, Gott Lob! überstanden; will's Gott werde ich's auch bald überstehn. Gott gebe

mir nur, daß ich in den wenigen Tagen, die ich noch zu leben habe, mich in allem ebenso überwinde, wie er sich in allem überwunden hat.

Jetzt schwieg sie eine Weile, sah uns wehmüthig an und sagte dann wieder: er hatte jetzt bey Jahr und Tagen kein Glas Wein, und selber oft auch keine abgenommene, saure Milch mehr, und in seinen jungen Jahren hatte er es im Essen und Trinken gar gut; und doch gieng ihm jetzt kein unzufriedenes Wort je aus seinem Munde.

Der Vater. Das ist wohl viel, du Gute!

Frau. Er hat mich auch täglich und stündlich mit dieser Gemüthsruhe, die er hatte, erquickt und gestärkt; er fand in allen Fällen, und in aller Noth Hülf und Rath; und wo andere ihre Zeit mit Jammern und sich grämen verderben, war er immer im Stand, nachzudenken, was das Beste zu thun sey! — Dann that er es immer so ungesäumt, und es war immer so gesegnet, was er that; und wenn er denn so oft mit Hülf und Trost an mein Bett kam, und mich bat, und nöthigte den Bissen zu essen, den er mangelte, und mir mit seinem: „das ist Gottes „Gabe für heute, sorge nicht für Morgen," so oft mein Innerstes bewegte, mein Herz wieder erfrischte, und meine Thränen auspreßte; wie es denn immer so wahr war, und Gott uns immer, immer, wieder gab, was, und wenns noth war, und uns so durch seine Hülfe zu ihm führte, daß wir immer diese Noth und all unser Leiden, als Gottes besten heiligsten Segen für uns, erkennen mußten! — O Nachbar! glaub es! das war gut für uns,

und that uns wohl; die Armuth bringt dem Menschen, der nicht von Gott weicht, Segen, Stärke, und Ruhe, zu der er im Glück gewiß nicht käme. —

Vater. Du hast wohl recht, du Gute!

Frau. Einmal noch jetzt wünsch ich mir das Theil der Reichen nicht; und so lang ich lebe, wird die Armuth, so wie ich sie in meinem seligen Mann kennen und tragen gelernt, mir ein heiliges Theil seyn! —

Vater. Du bist glücklich, du Gute! —

Frau. Ich danke Gott für die Wege, die er mich führte, und glaube sicher, unser Leben wäre uns nicht mit so viel Ruhe, Zufriedenheit, und Gesundheit vorüber gegangen, wenn wir nicht Mangel gehabt hätten. —

Vater. Wenn ichs nie gesehen hätte, wie sehr man sich in dem, was wahres Glück ist, irret, so sähe ich es an dir. —

Frau. Ja, Jakob! Man irret sich darinn gewiß sehr, und glaub mir's, die schönsten Tage unsers Lebens folgten uns immer auf Noth — und die Stunden, in denen ich am glücklichsten lebte, waren die, in denen ich Thränen des Danks weinete, und, o wie viele von diesen Stunden hätte ich nicht gehabt, wenn ich nicht arm gewesen wäre! —

Vater. Du Gute! Ich empfinde, wie wahr das ist, was du sagst; aber ist es denn nicht auch wahr, daß, wenn ihr reich gewesen wäret, ihr dann auch mehr Gutes hättet thun können?

Frau. Was weisset du, Nachbar, was wir dann gethan hätten? Und es ist eben auch nicht alles um das,

was ein Mensch dem andern thun kann; und das, was der Reiche dem Armen thut, hilft ihm meistentheils gar viel weniger, als der Reiche es glaubt. So arm mein Mann war, so hat er ganz gewiß für die Armen gethan, was die Reichen nicht konnten. Das ganze Dorf weißt, daß wo irgend jemand in Noth und Kummer lebte, er jede Gelegenheit suchte, ihn mit seinem heitern Wesen zu erquicken und ihm Trost und Ruhe beyzubringen. Du würdest dich verwundern, wenn du wüßtest, was er diesfalls gethan und ausgerichtet. Er kam zwar immer mit leeren Händen; — aber sicher brachte er dem Unglücklichen Trost und Hülfe mit. — Zu dem einen sagte er: du hast so viel mehr als ich, und bist unruhig; du must Muth fassen, und hingehen, und die Wahrheit sagen; ich will mit dir zu deinem Schuldherrn, und ihm sagen, wie es dir gegangen. — Zu dem andern: Nein, deinen Acker verkauf nicht, eher dein zweytes Kleid; eher dein zweytes Bett, es kann dir ein Bett auf dem Acker wieder wachsen, aber kein Acker auf dem Kleid. — Einem Dritten: Nein: iß eher weniger, trink eher kein Glas Wein das Jahr durch, als daß du von diesem harten Mann Geld entlehnest, er drückt und drängt dich das Jahr durch, für diese kleine Dienste, für die er dir nichts zahlt, und nichts abrechnet, daß du ihm sicher das doppelte zurückgeben must, was er dir leihet. — Wieder einem andern: Laß dir doch den Kopf nicht nehmen, und thu nichts in Unruhe, komm, wir wollen rechnen, zählen, und mit einander abmessen, was das Beste zu thun ist. — So half mein seliger Mann in der Armuth seinem Nebenmenschen, der in der Noth war, —

und gab dann auch den letzten Bissen, den er mangeln mußte, so gern und freudig einem Hungernden, Elenden, und konnte doch dann fortarbeiten, als ob er's selber gegessen, daß ich es meistentheils nicht merkte — und das alles hätte er gewiß nicht gekonnt, wenn er reich gewesen wäre. —

So lobte die alte Frau den Verstorbenen; aber es war meinem Kleinen bange, bey der Leiche des Manns — ich sah es und sagte, wie dir so bange ist, beym Anblick des Todes, mein Lieber! —

Der Knab. Ach! er ist todt, der gute Marti. —

Vater. In Gottes Namen; es ist ihm jetzt wohl! — aber du hast noch wenig Todte gesehen, und das macht dir jetzt bang. —

Der Knab. Ja Vater! —

Vater. Du wirst blaß, du Lieber, und dein Herz klopft. —

Der Knab. Ja Vater! Ach! Sterben, und nicht mehr daseyn!

Vater. O Lieber! das Leben muß dich doch gut dünken, daß du so angstvoll vom Sterben redest? —

Der Knab. Ja, Vater; das Leben ist gut!

Vater. Ja, gewiß, Kind! Das Leben ist gut, und es ist Wonne und Glück, ein Mensch zu seyn, und auf der Erde zu wohnen.

Der Knab. O Vater! Aber dann sterben! —

Vater. Lieber! war dir auch schon so wohl, und so freudig, wenn du denkst, daß du lebst, und da bist, wie dir jetzt angst ist, da du einen Todten siehest?

Der Knabe. Ich dachte an nichts. — —

Vater. Lieber! das ist nicht recht, du lebest lang, und es ist dir viel Wohl auf Erden: du solltest das oft denken, und du solltest dich tausendmal mehr deines Lebens freuen, das du so lange genießest, das sich dir immer verjüngert, dir alle Morgen neu wird, dieses Leben sollte dich tausendmal mehr erfreuen, als der Tod dich erschrecken, der nur ein Augenblick ist, und vorübergehet. —

O! — Vater! sagte der Kleine. —

Und der Vater. — Freue dich deines Lebens, mein Kind! Denk oft, daß du bist, und lebest, und daß dir wohl ist, auf Erden. Wenn dir die frohe Sonne am Morgen aufgehet; wenn du am Abend, beym Mond- und Sternenschein, einsam an Gott denkest, und in den Freuden der Ernde und in der Lust der Winterspiele denk oft und warm, daß du bist und lebest, und auf der schönen Erde Wonne für Wonne trinkest. —

Ja, Kind, sagte die Alte, wenn du einem Armen dein Brod giebst; wenn du einen Elenden tröstest, und thust, was deinem Leben einen Werth giebt, dann denke an den Segen des Lebens, und deines Daseyns. —

Der Kleine drängte sich an mein Herz, und weinte, daß seine Thränen auf den Boden fielen. Ich nahm seine zitternde Hand, führte ihn wieder zum Todten, und sagte: wer so lebt, wie dieser Alte, dem gehen die Tage des Lebens vorüber, wie ein Morgentraum, und ihm ist sein Sterben, wie ein erquickender Abendschlummer. Bis an die letzte Stunde des Lebens war Wonne und Friede in seinem Herzen; war das nicht schön, du kleiner?

O! — Vater! sagte der Knab. —

Und der Vater. — Alle Freuden des Menschen machten ihn fröhlich, an allen Leiden seines Nächsten nahm er Theil, mit Trost und Liebe, darum hat ihn auch wieder alles geliebt, weil er so menschlich war. — Kind! nimm Theil an allen Freuden der Menschen, und ihr Leiden gehe immer in dein Herz, so wird dich alles lieben; deine Tage werden vergehen, wie die Tage dieses Alten, und du wirst lächeln des nahenden Todes, wenn du einst die Güter der Erde genossen, und ihrer satt bist. —

Ja, Kind, sagte die Alte, glaub das! Als die Stunde des Scheidens meinem Lieben jetzt nahete, sah ich ihn weinen. — Was weinest du, Marti? frug ich ihn mitleidend; er aber blickte heiter, mitten durch seine Thränen gegen mich auf, und sagte: O Liebe! so leicht hätte ich in meinem Leben den Tod nicht geglaubt; und er ist so nahe, ich weine, und danke Gott! — und freue mich, und sehne mich nach meinem Ende! — Und fühle im Nahen des Todes Erquickung — die einzige Erquickung, der ich noch fähig bin! — Ach! wie am Abend des schwersten Tags, das Nahen der Nachtruhe, mich oft tröstete und erquickte, so labet und stärket mich jetzt das Nahen des Todes. —

O Kind! glaub das! Der Tod ist nicht schwer; er ist jetzt meine einzige Hoffnung, und mein einziger Trost! —

Sie sagte das so heiter und ruhig dem Kleinen und sah ihm dabey mit einem so milden, liebenden Blick ins Angesicht, daß es ihm in seiner Seele tief zu Herzen gieng. Die Thränen, die jetzt über seine Wangen fielen, waren

milde

milde Thränen innerer Beruhigung und Erquickung. Ich freute mich des Endzwecks, den diese Thränen veranlaßten, und war selber von dem Gedanken belebt und hingerissen, wie der Mensch in seinen jungen Jahren durch die Erfahrung seines Lebens aufwächst und stark wird für das Tragen seiner Begegnisse. So wächst ein frommer Alter, reift, und wird stark zu seiner Bestimmung, zum Ende seiner Laufbahn, und er stirbt schön, und vollendet, wie ein reifer Apfel schön, und vollendet, vom Baume fällt. — —

Wir standen noch eine Weile bey dem Todten, ehe wir aus seiner Hütte gegangen, und da der Abend schön war, führte ich meinen Kleinen auf den nahen Hügel des Dorfs, und setzte mich an einen Ort, wo wir eine herrliche Aussicht hatten, ins Grüne. Berg und Thal, Saaten und Weyde, Weinberge und Aecker, Dörfer und Städte, Flüsse und Seen, waren uns im Auge; vor uns neigte sich die Sonne gegen dem Abend; sie blitzte im Goldglanz auf den Thürmen der Stadt; sie blendete im Silberlicht auf den Seen und Flüssen, sie glänzte auf den wallenden Wiesen im grünen Teppich und auf den weit und breit reifenden Saaten in der milden Farbe des gelben Mondes. Hinter uns war Berg und Wald, graue Gipfel und kahle, nackte Felsen; Eichen, die Jahrhunderte standen, und dunkle, hohe, schwarzgrüne Fichten; neben uns rauschte das böse Wasser der schönen Lillen, dieser untreuen Uferfresserinn, die alle Anstösser hassen; in wildem, sprudelndem Fallen rauschte sie neben uns hinab, unter den Hügel — da schien sie sanft und still zu ruhen;

aber zu beyden Seiten der stillen Bucht sahen wir die unterfressene Erde vor unsern Augen, in ihren Schooß hinabsinken. — Da in der Nähe dieser ungetreuen Lillen setzten wir uns auf einer sichern Felswand, meinem Kleinen war das Herz noch voll, sein lieber Marti war der erste Todte, den er gesehen; in sanftem stillem Schweigen staunte er durch das lange Thal, gegen die Sonne hin, die untergehen wollte; dann rief er mir plötzlich: Vater! sein Tod war wie der schöne Untergang der Sonne, den ich jetzt sehe.

Ja, Kind! antwortete ich ihm, du hast recht. Sein Tod war wie der Untergang der schönen Sonne, den du eben siehst.

Es ist wahr, sagte der Kleine, und ich fürchte den Marti jetzt auch nicht mehr, wenn er schon todt ist.

Vater. Ich traute dir das wohl zu. Aber siehe jetzt auch hin durch dieses Thal, das dir vor Augen liegt. Siehe seine Fluren, seine Saaten, seine Weinberge, seine Flüsse, und denke dann: die Erde ist voll von der Güte des Herrn; aber viel Menschen sind dennoch nicht zufrieden, und nicht dankbar für sie, sondern verheeren mit wilden Gelüsten sich selber, und die schöne Erde. — Siehe: hier die böse Lillen, wie sie unter dem Boden hineinfrißt, und das Land um sich her verheeret. — Sieh', wie Flur und Aecker in den Schooß der Verwüsterinn herabsinkt, und verschwindet. So verheeren wilde Gelüste das Herz des Menschen, und er stirbt unterfressen von wilden Gelüsten nach allem Wust der Erde, die seine Verführerin war. O, Kind! der Mensch, von den Gelüsten des Le-

bens verheert, lebt mitten im Reichthum der Erde das Leben der gequälten, hungrigen Armen, und stirbt nicht, wie dein guter Marli, er sinkt unersättigt für sich selber, und unbefriediget von allem, was um ihn war, hinab in seine Grube: — er stirbt unreif, und unvollendet, wie im Schatten des Walds und im hohen Norden die zarte, feine Frucht des milden Himmels unreif und unvollendet vom Baume fällt! — Du weineſt, mein Lieber; aber ich habe dir noch nicht alles geſagt; mein Bild iſt noch zu ſchwach, und nur halb: der Menſch auf Erden ſinkt noch viel tiefer: warum ſoll ichs dir verhehlen? Du wirſt es ſehen, und erbeben: der Menſch, der ſich mit wilden Gelüſten verderbet, und ohne Gott, und ohne Liebe lebt, lebt ein abſcheuliches Leben, und ſtirbt einen entſetzlichen Tod. Ich darfs dir nicht verſchweigen. Der Menſch, der ohne Gott und ohne Liebe lebt, raubet und mordet; du wirſt es ſehen, Menſchen zu Haufen ſich morden und tödten. Menſchen, die des Gottes, der im Himmel iſt, nicht achten; Menſchen, die das Brod des Hungrigen, und das Futter ſeines Viehs rauben, und Gottes Erde weit und breit verheeren. O Kind! das Todbett dieſes Menſchen erſchüttert mein Alter; aber damit du Gott fürchteſt, und die Menſchen liebeſt, will ich dir das Entſetzlichſte, das auf Erden iſt, nicht verhehlen. Ich ſah es im Bild eines Mörders, auf der Leiter gränzte er noch gegen dem Blutrichter — ſpottete über das erblaſſende Volk, und ſchnappete nach der Hand des Henkers, der ihn würgte — Kind! das iſt das Bild des Todes des Menſchen, der ohne Gott, ohne Dank, ohne Treu, und

ohne Liebe, auf Erden lebt; er stirbt, wie der Baum, der vom Donner Gottes geschlagen, sich entzündet und abbrennt bis auf den Boden. —

So weit las der Jooſt im XV. Kapitel des Buches: „der gute Jakob, wie er seinen Sohn lehrt.“

Ein schauerndes Beben durchdrang die frommen Leute, und diesmal sagte niemand zum Fritz: wiederhole das Gesagte.

Die zwey und zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Von kummerhaften Weibern. — Von guten Männern. Von schwachen Leuten. — Von Nervenkrankheiten. — Von Gelüsten, Einbildungen, und schweren Leiden. — Vom Angreifen, und Ueberwinden: vom Dastehen, Angaffen und Jammern. — Vom Tragen, Aufladen, Ueberladen: vom Einsinken. — Von zwey ungleichen Weibern. — Von Allerley, ach mein Gott! — ach mein Gott. — Von säugenden Kindern. — Armen Tröpfen. — Vom Unterstützen und Aufrichten. — Von einer Hausschul. — Von dem alten Strumpfweber, seiner Frau, und seinen neun Kindern. — Von einem Scheitstock. — Vom Pfeifen, und vom Birribing. —

Eine kummerhafte, grämende Frau ist doch wohl eine der größten Plagen, die einen braven Mann, welcher guten Muth und Frohsinn über alles liebt, treffen können, sagte Christoph, als er den XIX. Abschnitt unsers Buches gelesen.

Und Else antwortete: es ist gut, daß du einen Unterschied machest; denn einem schlechten Mann und Bösewicht ist es gleich, ob sein Weib weine oder lache.

Joost. Es ist vielleicht auch die beste Probe eines reinen, guten Herzens und einer unzweydeutigen Frömmigkeit, wenn es einem nahe geht, ob die Menschen, die uns am nächsten in der Welt sind, glücklich, ruhig und zufrieden darin leben oder nicht.

Else. Das ist sicher. Wenn die Ungelegenheiten der Seinigen nicht nahe gehn, der ist gewiß auch nicht recht fromm. Aber dann ist auch wahr, man kann seine und der Seinigen Angelegenheiten auch zu sehr zu Herzen nehmen; und es läßt sich nichts Traurigeres denken als eine Frau, die ihrem Mann mit ihren Bekümmernissen täglich und stündlich zur Last wird; und es braucht dann ganz gewiß einen Mann, der so frohmüthig als der Bär ist, um nicht unter dieser Last zu erliegen.

Joost. Und es giebt so viele dergleichen Jammergrithen auf der Welt.

Christoph. Es giebt so viele dergleichen muthlose Menschen, und es hat mich oft sehr gewundert, woher dieser Zustand auch kommen möge.

Joost. Er kommt meistens von Nervenschwächen.

Christoph. Aber woher kommen die Nervenschwächen?

Joost. Es sind oft Zufälle, die dem Menschen seine Nerven so schwächen; oft aber sind es auch Seelenkrankheiten, die also auf die Schwächung des menschlichen Leibs hinwirken und seine Nerven angreifen. Ich kenne viele

Menschen, die der Hochmuth, die Ungeduld, der Geitz und alle Arten von Sinnlichkeitsausschweifungen nervenschwach gemacht haben. Ein jeder Mensch, der gar viel mehr zu seyn und zu besitzen wünscht, als er ist und vermag, ein jeder, der sich viel mehr einbildet, als er verdient, ist, wenn er zarte und schnell bewegliche Nerven hat, in Gefahr, nervenschwach zu werden und am Ende selber seine guten Sinne und seinen Kopf zu verlieren.

Christoph. Solche Leute sind doch am Ende an ihrem Unglück selbst schuld.

Joost. Wer will das sagen? Wer darf aussprechen, ein Mensch sey an irgend einem Unglück, das ihm begegnet, selbst schuld? Das darf nur ein Mensch von sich selbst sagen, und gegen sich selbst aussprechen. Er allein weiß, in welchem Grad er wegen den Fehlern, deren Reitzen er unterlegen, Verzeihung oder nicht Verzeihung verdient. Kein Mensch kann über die Folgen der Fehler eines dritten also absprechen.

Christoph. Du hast recht. Aber solche Absprecherworte gehen einem so leicht über die Lippe.

Joost. Man nimmt sie aber auch leicht wieder zurück, wenn man merkt, daß man nicht so hätte absprechen sollen.

Christoph. Man ist das aber auch schuldig; und wenn man nervenschwache Leute vor Augen hat, so thut es jeder gutmüthige Mensch auch gerne. Ihr Anblick erregt auf eine Art Mitleiden und ihr Zustand fordert auf eine Weise Schonung, die beynahe jedermann anspricht.

Man kann und darf von solchen Leuten nicht fordern und nicht erwarten, wozu sie keine Kräfte haben.

Else. Aber in der Erziehung diesem Unglück vorzubeugen, scheint mir dann auch die größte Pflicht zu seyn, die Eltern ihrer Kinder halber auf sich haben.

Joost. Das ist richtig und dabey eben so gewiß, daß eine gute Erziehung das erste und vorzüglichste Mittel ist, diesem Unglück abzuhelfen.

Else. Es ist mir, es sey nicht anders, es müsse so seyn, daß dieses Uebel vom Mangel einer guten Erziehung herkomme; aber dann ist mir doch nichts weniger als ganz deutlich, wie dieses also sey.

Joost. Wenn man die Kinder nicht von Jugend auf durch die Erziehung mit Ernst und Liebe zur Arbeit, zum Muth, zur Ueberwindung ihrer Gelüste zieht und gewöhnt, so ist der Grund zu der Lebendigkeit aller Gelüste und mithin die Quelle ihrer Kummerhaftigkeit, wenn sie sie nicht befriedigen können, in die Herzen der Kinder schon so viel als unauslöschlich gelegt, hingegen wo sie von Jugend auf zur Anstrengung ihrer Kräfte, zum Angreifen dessen, was nöthig, und zur Ueberwindung dessen, was nicht thunlich und nicht möglich, gezogen werden, können sie gewiß nicht leicht in den traurigen Zustand eines kummerhaften Lebens hinabsinken.

Else. Bey alle dem giebt es Menschen, die eine Natur haben, daß ihnen das Ertragen der Widerwärtigkeiten und das Ueberwinden ihrer selbst und der Mühseligkeiten des Lebens, sie mögen auch erzogen worden seyn

wie sie wollen, ohne alle Vergleichung leichter ist als andern.

Joost. Das ist wahr. Ein jeder Mensch hat so ein Maaß, das er tragen mag, und meistens thut es ihm nur wohl und macht ihn stark, wenn er dieses Maaß voll bekommt; wenn aber seine Lasten dieses Maaß übersteigen, so sinkt der Wohlerzogene wie der Uebelerzogene; und der Vernünftige und Starke erliegt, wenn er überladen, wie der Unverständige und Schwache, nur daß der eine mehr als der andere tragen mag. Ja, es geschieht noch sogar, daß der Starke und Vernünftige, wenn er lebhaft ist, sich oft mehr und leichter überladet, als der Schwächere und weniger Verständige; und dann hat auch ein jeder Mensch so seinen geheimen Winkel, an dem er mehr schwach ist als an allen andern Orten, die man an ihm sieht, und wenn man ihn dann da anpacket, so braucht's meistens unbegreiflich wenig, ihn herunter zu arbeiten, und abzuschwächen, besonders wenn er lebhaft, und empfindlich ist. —

Else. Aber auch hierinn mag eine gute Erziehung viel helfen, daß der Mensch seiner Lebhaftigkeit eher Meister, und in seinen Empfindlichkeiten und Liebhabereyen, auch nicht so gar kindischschwach wird, wie übel erzogene Leute. —

Christoph. Es ist traurig, daß so viele Weiber das Unglück haben, in diese kummerhafte Gemüthsstimmung zu fallen. Sie zerstört im Menschen das Wesentlichste, was ein Weib seinem Manne und seinen Kindern seyn sollte.

Jooſt. Es iſt ausgemacht, daß der wichtigſte Dienſt, den eine Frau ihrem Hausweſen leiſtet, und der größte Segen, den ſie über ihr Haus bringt, darin beſteht, wenn ſie machen kann, daß ihr Mann den Tag über ſeinen Geſchäften mit ruhigem Muth und ungeſtörter Befriedigung nachgehen und ihnen abwarten darf, und nicht durch ihre Kummerhaftigkeit und anhaltende Leidensäuſſerungen den Kopf verliert. Der Fall iſt nicht ſelten, daß eine Frau dadurch ihrer Haushaltung Unglück zugezogen, das, wenn ihre Gemüthsruhe nicht zerſtört geweſen wäre, auch nicht ſtatt gefunden hätte.

Er ſetzte hinzu: Es braucht einen Mann, wie es wenige giebt, mitten unter ewigem Aechzen und Jammer, das aus dem Munde eines Weibes kommt, welches man ſonſt liebt, an deſſen Jammern man aber ewig angebunden zu ſeyn faſt nicht ertragen mag, ſeine Standhaftigkeit und Beſonnenheit immer zu erhalten und aus Masleidigkeit nicht in Fehler zu verſinken, mit denen ein Mann eine Haushaltung gänzlich zu Grunde richten kann, die aber auch nicht ſtatt gefunden hätten, wenn die Umſtände anders geweſen wären.

Elſe. Man könnte Kummerhaftigkeit und guten Muth nicht beſſer abmalen, als wenn man die Weiber, die ich vor acht Tagen im Pfarrhaus bey einander ſah, neben einander abmahlen würde. Du kennſt ſie beyde, es iſt des Maurers Anneli, und des Liſchers Mäde; das erſte fieng abermal ſein altes Lied an: „wie theuer das „Brod, wie ſchlecht der Verdienſt, wie bös der Mann, „wie ſchwer die Kindbett, und wie boshaft die Nachbarn

„sind!" Des Fischers Mäde ließ die Jammeranne, ihre Alle, ach, mein Gott! ach, mein Gott! daher erzählen, bis sie fertig war, sah sie aber dann und wann inzwischen von Kopf bis zu Füßen gar steif an, endlich fing es dann auch an, Anneli! bist jetzt fertig? Meynst, ich könnte nicht auch so viel erzählen, wie du? Aber wir wollen doch jetzt das Glas Wein, so uns die Frau Pfarrerinn giebt, mit Freuden trinken, und dann schauen, was es Morgen wieder gebe. Das Anneli schlug die Augen nieder, und nahm zitternd das Nastuch, seine Thränen zu trocknen, das Mädi aber streckte die Hand, und stellte den Fuß so fest und muthig zu dem, was es sagte, daß einem die Lehre wie vor Augen stund, „man müsse das „Unglück mit Händ und Füßen, und nicht mit dem Maul „angreifen," und hingegen sah mans dem Anneli in aller seiner Erbärmlichkeit auch deutlich an, daß es eben mit dem Maul und mit den Augen zu viel gegen das Unglück ausrichten möchte.

Jooſt. Ich hätte lachen müssen, wenn ich die zwey Weiber, so neben einander stehend, angetroffen hätte. —

Elſe. Nein; du hättest nicht lachen müssen. Das Mädi hatte sein vierteljähriges Kind, das so stark und schön ist, du kennst es, auf den Armen, und sagte noch: Siehe, Anneli! um des Kinds willen wärs ja nicht recht, wenn ich nicht suchte, bey gutem Muth zu seyn, es hat nichts als einen einzigen Brey im Tag, und meine Milch, und sollte ich ihm jetzt noch diese mit täglicher Galle verderben? Glaube mir, eine Mutter muß aus dem Kopf schlagen, was immer möglich, und Freude und Muth

suchen, so viel sie kann; sonst hat sie keine gesunde Kinder — aber es war vergebens, je mehr das Mädi redete, je mehr floßen dem Anneli Thränen über die Wangen — und es erschütterte die arme Tröpfinn wirklich, als dann das Mädi das Glas nahm, und sagte: Nun thu mir Bescheid, auf bessere Zeiten, und auf der Frau Pfarrerinn Gesundheit! — —

Joost. Es war wirklich zu viel für die arme Tröpfinn. Wenn die Kummerhaftigkeit einmal so tief eingewurzelt ist, so will der Mensch nicht ganz aufgerichtet, er will nur unterstützt seyn. —

Christoph. Es ist überhaupt sehr schwierig, mit kummerhaften Leuten recht umzugehen. —

Else. Und wenn ich noch so staunte, ich könnte nicht auf Regeln (Grundsätze) kommen, wie das am besten anzugreifen!

Joost. Aber ohne Regeln würdest du es recht angreifen, dessen bin ich sicher! —

Else. Bhüt mich Gott vor der Probe! —

Joost. Du hieltest sie aus! —

Else. Warum sagst du auch das? —

Joost. Weil ichs glaube. Siehe: ich kenne dich jetzt, Meisterinn! du schonest der Leute, du giebst Achtung darauf, niemand zu kränken, und weichest gegen jedermann aus, was ihm weh thun könnte; du redest nicht viel Unnützes, thust niemand Unrecht; kannst ein böses Wort vertragen; und antwortest nicht gleich; du hast selber guten Muth, und traust gern auf Gott und Menschen. —

Elſe. Wenns doch nur halb ſo wär; aber, Jooſt, du haſt, wie einer, der etwas feil hat, die Fehler ſeiner Waare vergeſſen. Doch, im Ernſt, du meyneſt, wenn jemand wäre, wie du ſagſt, ſo könnte er mit kummerhaften Leuten dann recht umgehen? —

Jooſt. Ja, Elſe, ich meyne, die Kunſt mit wunderlichen Leuten umzugehen, beſtehe darinn, daß man ſelber nicht wunderlich, und glaube, der Menſch brauche ſeine Geduld für den Ungeduldigen, und ſeinen Muth für den Kummerhaften; ich glaube, der Menſch ſeye ſtark, daß er die Schwachen trage; er habe Augen, daß er die Blinden führe, und Verſtand, daß er die Einfältigen leite; man muß den Schwachen ſeine Stärke dardurch zeigen, daß man von ihrer Laſt ſich ſelber aufladet, man muß die Fehler ſelber nicht haben, durch welche die Kummerhaften und Schwachen ihre Kräfte verloren; man muß die eigentlich leidende Seite dieſer Elenden ſchonen; man muß die Gelüſte, die Empfindlichkeit dieſer Perſonen ablenken, wenn man ſie nicht befriedigen kann, und befriedigen, wenns immer möglich, beſonders aber in ſeinem Thun und Laſſen beſtändig, und gleichmüthig, ſeine Freude, und ſeinen Dank gegen Gott, ſein gutes Vertrauen gegen die Menſchen, die neben uns wohnen, und ſeine innige Beruhigung auf den Segen eines ſtillen, fleißigen, und arbeitſamen Lebens, vor ihnen hervorblicken laſſen; aber von allem dieſen erſtaunlich wenig mit ihnen reden; denn der Kummerhafte, und Schwache iſt gemeiniglich auch mißtrauiſch! —

Elſe. Das iſt wohl viel, was es alles in dieſem Fall braucht!

Jooſt. Es iſt wirklich viel; aber wenn mans hat, ſo gewinnt man auch Vieles. Entweder wird der Kummerhafte gerettet, oder wenn er nicht gerettet wird, ſo wandelt der Menſch, der einen Kummerhaften ſo trägt, eine Schule der Weisheit, auf welcher er weiter kommen wird, als auf keiner andern Bahn des Lebens. —

Elſe. So hat alles in der Welt, auch das Traurigſte, und Bedrückendſte, ſein Gutes! —

Jooſt. Daran dörfen wir nie zweifeln. Du kenneſt den alten Strumpfweber und ſeine Armuth; du weiſſeſt, wie die alte Frau in einem hohen Grad kummerhaft, und ängſtlich war, daß die ganze Haushaltung ihrenthalben immer in Sorgen ſtunde; dieſe kummerhaften Umſtände der Frau haben den Strumpfweber zum ſorgfältigſten, und bedächtlichſten Mann gemacht, den ich kenne, und er war doch in der Jugend nichts weniger; aber ſeine Frau war ihm lieb, und er grif ſich um ihrentwillen faſt über ſeine Kräfte an, und ſparte wahrlich an ſich ſelber jeden Biſſen, den er konnte, ſeiner Frauen ihre Sorgen, und ihre Unruh zu mildern. Ich hab es erſt vor wenigen Tagen aus dem Mund ſeines Brenis gehört, der gute Vater habe ſo oft, wenn er ihnen ihr Abendbrod abgeſchnitten, es noch ſo wehmüthig angeſehen, und in der Hand herum gedrehet, daß es ihnen in die Augen fallen mußte, daß er auch gern ein Stück davon gegeſſen, und es dann doch weggelegt, ohne einen Mund voll davon zu nehmen, „damit es der „Frau nicht zu ſtark ſchweine.“ — Eine ſolche Standhaftigkeit, und eine ſolche große Kraft, ſich ſelber zu überwinden, hätte dieſer Mann gewiß nie erhalten, wenn ſein

Weib nicht so kummerhaft gewesen wäre; und doch war's diese Standhaftigkeit, und dieses muthvolle, stille Ueberwinden seiner selbst, das, wodurch diese große Haushaltung, so ausgezeichnet brav wurde, daß man sicher sagen kann, von allen den 9 Kindern hat keines den Fehler der Mutter, und ist doch keines leichtsinnig. —

Christoph. Auch der Bär im Buch ist vielleicht nicht schlimmer, und nicht unglücklicher, als wenn seine Frau weniger kummerhaft gewesen wäre. —

Else. Das ist leicht möglich. —

Joost. Es kommt alles darauf an, was einer tragen möge; der eine erliegt unter Sorgen, und Kummer, die dem andern wahrhaft nütze und gut sind. —

Christoph. Da, unserm Bär mag sein Scheitstock, und sein Pfeiffen geholfen haben, sein Hauskreuz zu tragen. —

Else. Es muß wohl ein gutmüthiges Pfeiffen gewesen seyn; sonst möchte das Pfeiffen eine kummerhafte Frau leicht ins Grab bringen.

Christoph. O! — er pfeifte auffer der Thüre, und ich denke, nur um den Hunger zu vertreiben. —

Joost. Aber der Biribing, der Wächter im Unterdorf, das ist ein Kerl, der pfeift, wenn seine Frau jammert, damit sie wild werde, er wird sie aber gewiß auch mit seinem Pfeiffen ins Grab bringen.

Christoph. Das ist ein Kerl; vollkommen, wie der Kriecher, der uns jetzt auch bald unter Augen kommen wird. —

Else. Ja; bey dem wirds Materie geben, vom ins Grab pfeiffen, und ins Grab beten, zu reden. —

Jooſt. Es iſt gut, daß du mich auf dieſen verweiſeſt, ich hätte ſonſt gerade jetzt davon angefangen.

Else. Nein, du muſt warten, bis dieſer Teufel zum Vorſchein kommt. Da neben unſerm lieben Bär, der bey allem ſeinem Pfeifen die Unſchuld ſelber iſt, wollen wir uns kein ſo garſtiges Bild vor die Augen ſtellen.

Chriſtoph. Der Bär mag einen immer dauern, daß er nicht einmal einen ganzen Rock hat.

Jooſt. Laß ihn, ſein guter Muth, den er auch im halben Rock hat, iſt wohl mehr werth, als was ihm mangelt.

Else. Es iſt ſo — es fehlt zuletzt allen Menſchen etwas — und denn iſts wirklich beſſer ohne Rock, als ohne Kopf und ohne Herz zu ſeyn.

Chriſtoph. Das glauben die Schneider nicht! —

Jooſt. Und noch viele Leute mit ihnen.

Chriſtoph. Aber es iſt ſpät. Fritz, wiederhol uns, was dich das Wichtigſte in dieſem Abſchnitt dünkt.

Fritz. Daß eine kummerhafte Frau ein großes Hauskreutz iſt. —

Chriſtoph. Weiter. —

Fritz. Daß es einem Böswicht gleich viel iſt, ob ſie lachet, oder weinet. —

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß eine Frau, die einen braven Mann hat, nicht kummerhaft ſeyn ſoll. —

Chriſtoph. Ferner?

Fritz. Daß es Menschen giebt, die fast gar nichts ertragen können.

Christoph. Noch mehr?

Fritz. Daß es einigen kranken, und schwachen Leuten an guten Nerven, andern am guten Herzen, und noch andern, an beyden zugleich fehle. —

Christoph. Noch weiter? —

Fritz. Daß eine gute Auferziehung vor Kummerhaftigkeit bewahre.

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß Ueberwinden stark mache. —

Christoph. Ferner?

Fritz. Daß Ueberladen zu Boden drücke. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein jeder Mensch, hie oder da, seine schwache Seite habe, an welcher er gar wenig erleiden mag. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß die, so viel das Maul hängen, gewiß nicht sind, wie sie sollten. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man des Lischers Mäde an Händ und Füßen angesehen, wie es das meyne, wovon es redete. —

Christoph. Was noch mehr? —

Fritz. Daß man mit dem Maulbrauchen und mit nassen Augen dem Elend nicht abhelfen könne, daß es hiezu Kopf, Herz, Hände, Füße und offene, trockene Augen brauche.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß es den Säugekindern nicht wohl thue, wenn ihre Mütter Maulhängerinnen und Kopfhängerinnen werden.

Christoph. Noch mehr!

Fritz. Daß wer selber launig, grämlich und kummerhaft ist, nicht wohl mit launigen, grämlichen und kummerhaften Leuten umgehen könne.

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß man seine Geduld für die Ungeduldigen, und seinen Muth für die Muthlosen brauchen müsse. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man Augen habe, die Blinden zu führen, und Verstand, die Unverständigen zu leiten.

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß man mit kummerhaften Leuten nicht viel Worte machen muß — weil sie mißtrauisch sind! —

Christoph. Weiter. —

Fritz. Daß das Leiden seines Nächsten den Menschen brav machen könne. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß in Kummer und Elend Singen und Pfeiffen ein' guten und bösen Muth anzeigen könne. —

Christoph. Und weiter? —

Fritz. Daß die Noth und das Leiden von Leuten, die wir lieben, uns Kraft, Muth und Stärke geben, ihnen zu dienen und zu helfen.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß das Sprichwort wahr ist, wenn zwey

ungleiche Menschen das Nämliche thun, so ist ihr Thun doch nicht das nämliche.

Christoph. Wie meynst du das?

Fritz. Wenn der Bär in seiner Noth und bey seinem Holzscheiten sein Lied singt, und wenn ein Birribing, wie der Kriecher, von dem ihr redetet, bey der Noth der Seinigen sich müßig die Zeit vertreibt, so pfeift wahrlich ein halber Teufel aus ihm.

Christoph. Bist du jetzt fertig?

Fritz. Nein, ich habe noch das Schönste vergessen.

Christoph. Was ist das?

Fritz. Daß der Strumpfweber, nachdem er seinen Kindern ihr Abendessen gegeben, das Brod, das er in der Hand hatte, noch so wehmüthig angesehen, und um seiner lieben Frau willen, für sich kein Stück davon abgehauen.

Die drey und zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Vom Menschen. — Von seinen Hauptmängeln an Kopf, und Herz, und Händen — von ihren Kennzeichen. — Vom Denken — vom Empfinden, und vom Hacken und Reuten. — Von Bauern — von Handwerkern — von Rechenmeistern. — Von Liedermachern. — Von aufgezogenen Uhren. — Von Halbmenschen. — Von Leuten, die Tag und Nacht schlafen. — Von Leuten, die Jahr und Tag ob den Büchern sitzen — von solchen, die ob jedem Blümchen weinen — von der Hausordnung der Alten. — Von den vielen Stuben der Neuen: — Auch von Waisenhäusern. — Schulanstalten — Wohnstubenübung — und endlich von der Wundergebigkeit, Freundlichkeit — Dienstfertigkeit.

Heute las Christoph den 20sten Abschnitt unsers Buchs, und Else sagte: der ist vor langer Weile ein schlechter Mensch geworden.

Oh nein, erwiederte Joost! er hat vielleicht darum lange Weile, weil er ein schlechter Mensch ist.

Aber was ist auch die lange Zeit? erwiederte Christoph. —

Joost. Wenn etwas am Menschen müßig und leer stehet, so empfindet er diesen Mangel, und hat lange Zeit. —

Christoph. So wäre sie wohl etwas Gutes, und könnte den Menschen zur Erkenntniß seiner selbst bringen.

Joost. Ganz gewiß ist die Art und Weise, mit welcher die Natur den Menschen lehret, daß alles an ihm

arbeiten muß, und daß er Hand und Füße, und Kopf und Herz brauchen und keines von allen still stehen lassen darf, wenn er will, daß es ihm wohl gehen soll, etwas recht Gutes auf Erden.

Christoph. Aber es verstehen diese Lehre, die die lange Zeit den Menschen also geben soll, nicht alle.

Joost. Das ist wahr! aber wenn das Nichtbrauchen unsrer Kräfte uns nicht lange Zeit machen würde, so würden doch unzählbare Kräfte des Menschen vergraben, die jetzt sehr thätig sind; — und es wäre eine Liederlichkeit, Schwäche, Unordnung, und Unthätigkeit auf Erden, daß das Menschengeschlecht beynahe aussterben, und der liebe Boden, der sie nähren soll, nicht für die Hälfte von ihnen, genug Brod tragen würde.

Else. So wäre es denn auch das Arbeiten und das Anwenden seiner Kräfte, was den Menschen vor langer Zeit zu bewahren geeignet ist.

Joost. Das ist ganz richtig. —

Else. Aber es giebt doch auch Leute, die nichts weniger als unthätig sind, und doch oft und viel recht sehr von der langen Zeit geplagt werden. Ich kenne Leute, die den ganzen Tag den Kopf voll haben, mit Nachsinnen; andere, die vom Morgen bis an Abend alle Hände voll Geschäfte haben; andere, die an allen Ecken etwas für ihr Herz finden. — Von allen diesen 3 Arten kenne ich Leute, die, so bald das Lieblingspferd, auf dem sie zu reiten gewohnt waren, nicht bey der Hand ist, lange Zeit haben.

Joost. Du erklärest das Ding gerade, weil du es

sagst. Alle diese drey Arten sind verkünstelte Leute, und haben nur einen Theil ihrer Kräfte in Uebung, und sind deßwegen eben, wie du sagst, einem Uhrwerk gleich. Wenn das Lieblingsrad, das in ihnen allein wirbelt, abgelaufen ist und stille steht, so ist kein Trieb zu irgend etwas anderm in ihnen recht thätig und lebendig. Aber der Mensch soll nicht so seyn; er hat ja weder den Kopf, noch das Herz, noch die Hände allein; und wenn er wider seine Natur nur eines allein übt und braucht, so wird er aus einem Menschen eine so verkünstelte Maschine, und muß nothwendig oft und viel lange Zeit haben. Der Mensch ist nur alsdann recht, und in der Ordnung, wenn er alle seine Kräfte so mit einander braucht, wie sie ja in ihm selber neben einander stehen. Keine unsrer Kräften soll die andere stören, noch viel weniger auffressen, oder verschlingen; alle sollen Hand in Hand mit helfen, den Menschen durch den Genuß von allen zu befriedigen, und ruhig, und thätig zu erhalten, und wenn eines von den Haupttheilen des Menschen, der Verstand oder das Herz, oder auch sein Körper, nicht in Uebung gehalten wird, so kommt immer ein Hauptmangel in den Menschen, den die gute Natur ihm durch die lange Zeit zeiget, um ihn zu recht zu weisen und zur Ordnung, die er für sich selber nöthig hat, zurück zu führen.

Elfe. Ich verstehe dich jetzt, Joost! und merke denn auch, daß die Erziehung die Hauptquelle der langen Zeit ist, so die Menschen haben; fast jedermann giebt bey der Erziehung seiner Kinder, entweder der Kopfarbeit, oder der Handarbeit, oder den Herzensangelegenheiten so einen

Vorzug, daß das Vorgezogene fast alles wird, was die guten Kinder haben, was sie lieben, und was sie bekommen. Die einen meynen, wenn ihnen nur den ganzen Tag keine Hand stille stehe, so seye es schon gut; die Andern glauben, sie haben nur den Kopf am Leib, und wenn sie nur den voll haben, so werde der übrige Rumpf sicher, und ohne anders denn schon gut versorget seyn; noch andere glauben, man müsse nur das Herz voll haben, und könne mit allerley Empfindeln, oder Empfinden, Kopf und Hände Arbeit ersparen. —

Joost. Aber alle diese Leute sind im Unrecht; der Mensch ersetzt sich mit dem Kopf das Herz, und mit der Hand den Kopf nicht. — —

Christoph. Und doch meynen es so viel Leute, daß man ganze Reihen findet, denen es sammt und sonders so an einem Hauptstück ihrer selbst mangelt; der Bauer und der Handwerker hat, wie er jetzt ist, fast allenthalben, wo ein vernünftiges Wort, das nicht in sein Handwerk lauft, — und besonders am Sonntag, lange Zeit; und die Leute, die sich fast immer mit Rechnen und Zählen beschäftigen, entschlafen gern in der Kirche, und die so gerne singen, viele Lieder auswendig können, oder gar noch selber machen, sind oft geplagte Leute, wenn sie rechnen, oder nach ihrem Hauswesen schauen sollten. —

Joost. Diese Halbmenschen, von denen alle Ecken voll sind, sollten einen jeden verständigen Hausvater aufmerksam machen, bey der Auferziehung seiner Kinder auf der Hut zu seyn, daß er auch ganze Menschen, und nicht nur so halbe aus ihnen mache. —

Elise. Es ist sicher, daß der Mensch keine größere Angelegenheit, als diese haben kann. —

Joost. Es ist das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte, und Ordnung in unserm Innersten, was uns sanft und still zu allem dem hinführt, was wir seyn, und thun sollen, und was auf Erden bey allen Menschen die Langeweile im Grunde heilet; aber viele Menschen geben sich in allerhand Liebhabereyen, und Kaprizen hinein, und haben denn im Augenblick lange Zeit, wenn nichts um den Weg ist, das diese Launen und Caprizen befriedigt.

Christoph. Und doch, denke ich, seyen langer Zeit halber diejenigen, denen es in Rücksicht auf die Ausbildung ihrer Kräfte an allen drey Seiten zugleich mangelt, am übelsten daran.

Joost. Es gibt eine allgemeine Kunstverwahrlosung, die aber zugleich mit einer groß und stark gebildeten Naturkraft vereinigt ist. Dergleichen, auf eine Art kunsthalber ganz verwahrloste Menschen sind gar nicht so geplagt, wie einseitig verkünstelte Halbmenschen. Ein solcher, auf diese Art verwahrloster Mensch raucht, schlaft, fischet, jagt ganz wie ein Wilder im ruhigen Gleichgewicht seiner thierischen Befriedigung. Er verachtet, wie dieser, die Schwäche der verkünstelten Menschen; aber die wahre Kunst kennt er gar nicht.

Christoph. Der Unterschied wird mir heiter. Der verkünstelte Mensch, der einseitig nur einen Theil seiner Kräfte, aber diese stark anstrengt, macht dadurch die Empfindung aller andern Kräfte, welche in ihm liegen, und auch derer, die er nicht übt, dennoch in ihm rege, und

kann sich deßnahen auch vor der langen Zeit nicht so leicht bewahren, wie ganz verwahrloste, allgemein nur thierisch sinnlich lebende Menschen.

Jooſt. Das iſt ſicher. Die verkünſtelten Halbmenſchen, die einzelne Kräfte in ſich ſelbſt einſeitig und unnatürlich in Thätigkeit ſetzen, ſind deßnahen im Fall, offenbar mehr lange Zeit zu haben, als andere Menſchen.

Elſe. Ich kenne einige Beyſpiele, die mir das heiter machen.

Jooſt. Die Anſicht hat denn noch eine andere Seite, mit der ſie innig zuſammenhängt. Der Menſch, der ſeinen Verſtand nicht braucht, kommt meiſtens auch mit der Handarbeit zu kurz, und wird dann maßleidig (erlegen) und nachläßig in ſeiner Arbeit; und der, ſo nur den Kopf brauchen, und allerley fremden Sachen nachſinnen will, kommt mit ſeinem Kopf und mit ſeinem Nachſinnen aus dieſer Welt, in der man wirklich das meiſte mit Händen und Füßen und den fünf Sinnen machen muß, in eine andere, wo er nicht daheim iſt, und wenn er denn in unſerer etwas vornimmt und angreift, ſo geräths ihm nicht, und dann wird ihm ſein Spintiſiren endlich auch zur Laſt. Ich habe Leute gekannt, die Jahr und Tag ob den Büchern ſaßen, und auf einmal alle beyſeits legten, und beym Karſt und der Schaufel die Freude und Gemüthsruhe wieder ſuchten und fanden, die ſie über den Büchern verloren; andere, die in ihrem Leben unaufhörlich mit Händen und Füßen gearbeitet, ſah ich auf einmal, ob allen Arbeiten erlägen werden, und zu den Büchern und Zeitungen ihre Zuflucht nehmen; wieder andere ſah ich lange Zeit das

Herz allenthalben zuvorderst tragen, und ob einem jeden Blümchen, oder Würmchen ihre hellen Thränen vergießen, und sich bey kraft-, saft- und thatlosen Liebes- und Wohlwollensständeleyen so wohl befanden, als die Vögel im Hanfsaamen; aber auch von diesen sind viele, nachdem sie in ihren armseligen Liebes- und Wohlwollensständeleyen mißbraucht worden, davon zurückgekommen, und so hartherzig geworden, als sie vorher weichmüthig waren. Wieder andere sind ob einseitigen, unnatürlichen Anstrengungen ihres Wohlwollens, ihrer Gutmüthigkeit und Liebe in Schwachheiten und Krankheiten gefallen, die in ihrem Wesen nichts anders sind, als Zerstörung der Natur, die, so wie sie nicht will, daß der Mensch allein vom Brod lebe, eben so wenig will, daß er allein vom Herzen lebe, sondern von allem, was in ihm, und um ihn, und an ihm ist; oder von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes für ihn ausgieng. Und daß diese Ansicht von der Unnatur jeder Art von Einseitigkeit im Gebrauche unserer Kräfte wahr sey, und der Ordnung Gottes, in welcher der Mensch auf dieser Erde leben soll, entgegenstehe, zeigt uns unsere Natur in allen Richtungen, in der wir sie ins Auge fassen. Sie vermag die innere Aufhebung des Gleichgewichts unserer Kräfte, das durch Einseitigkeit und Verkünstlung im Gebrauch derselben veranlaßt wird, selber nicht zu ertragen; und es ist gewiß, daß sich dieses Uebelbefinden unserer Natur in dieser Lage vielseitig durch die lange Zeit, von der so viele Menschen leiden, sichtbar ausspricht.

Elfe. Ordnung ist überhaupt das Gegentheil der

langen Zeit, und unsere lieben Alten brauchten dieses Hausmittel gegen dieselben sehr gut.

Christoph. Es ist wahr, sie waren sehr steif in ihrer Ordnung; sie hatten beynahe alle Stunden des Tags abgetheilt, und sie bildeten sich in ihrer Wohnstube zu dieser Ordnung. —

Joost. Die Wohnstube ist gewiß der Ort, wo sich der Mensch eigentlich ausbilden muß, wenn er sich vor langer Weile sichern will. — Denn meistens sind die Gegenstände der Wohnstubenarbeit so gemischt, daß sie Kopf und Herz und Hand zugleich miteinander und durch einander beschäftigen; — selten ist gar große und lang ununterbrochene Einförmigkeit da; und der Mensch wird in ihr gewiß immer brauchbarer, als bey allem, was man allein gekünstelt und abgesondert von den seinen, bey Leuten lernt, denen ihre eigene Wohnstube selber zur Last ist, wenn sie eine haben. —

Er fuhr fort: ich bin auch der neuen Mode, die anfangt, selber auf dem Lande und in den Dörfern einzureissen, daß bald ein jeder, der meynt, er vermöge es, immer mehr Stuben in seinem Hause haben will, sehr gram. Die Wohnstube hört dadurch eigentlich auf, Wohnstube zu seyn, und der Segen, den das viel und oft bey einander seyn von Leuten, die zu einer Haushaltung gehören, und der ehemals so groß war, mindert sich dadurch in einem hohen Grad. Man lernt sich bey so getrennten Stuben nicht mehr, wie ehedem, in der Liebe vertragen. Es ist gewiß, man lernt nicht mit den Leuten umgehen, ausser man sei bey den Leuten — man lernt sich nicht nach den

Menschen richten, ausser sie stehen einem im Weg, — man lernt die Welt nicht tragen, ausser man möge die Wohnstube tragen — man wird für die Pflichten gegen seine Oberen nicht angezogen, wenn man nicht viel um Vater und Mutter gelebt, und sich lange nach ihrem Wink, und nach ihrem Willen zu lenken, und zu biegen gelernt. Man muß das Allerley der Hausgeschäfte und Hausarbeiten sehn, man muß gemeinsam im Kreise seiner Hausleute daran Theil nehmen, wenn man sein Haus einst selber wohl zu regieren lernen soll. Auch wirst du es allen Menschen, die in den Waisenhäusern in großen Städten, und in andern solchen Anstalten und Schulen erzogen werden, ansehen, daß sie mehr lange Zeit haben, und weniger angreifen, als diejenigen Menschen, denen in der Jugend eine gute Hausübung nicht gemangelt. — —

Else. Aber unser Gespräch von der langen Weile hat uns ganz von der erbärmlichen Wunderfitzigkeit des armseligen Lemanns abgelenkt.

Joost. Das ist wahr, aber auch natürlich. Die lange Weile, die eigentlich die Mutter der Wunderfitzigkeit ist, ist uns vor ihrer Tochter in die Augen gefallen. Diese, die Wunderfitzigkeit, hängt der langen Weile an, wie der Schweif, den das Thier sich hintennach schleppt.

Else. Du hast recht. Aber wir haben heute so genug an der Mutter bekommen, daß uns die Tochter, wenn wir uns jetzt noch mit ihr beschäftigen wollten, selber lange Zeit machen würde.

Christoph. Also wollen wir enden. Fritz, wiederhole uns, was du von dem Gesagten behalten.

Fritz. Daß der Mensch alle seine Kräfte mit einander anwenden und eigentlich alles, was am Menschen ist, gemeinschaftlich mit einander arbeite, und arbeiten lernen müsse.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß die lange Weile daher komme, wenn der Mensch sich verkünstelt und seine Kräfte einseitig, unnatürlich, ohne in Uebereinstimmung mit sich selbst braucht, und sie dadurch ausser ihr Gleichgewicht unter sich selber bringt.

Christoph. Weiter!

Fritz. Das die lange Zeit auch etwas Gutes hat.

Christoph. Was denn?

Fritz. Daß sie den Menschen so plagt, daß wenn er nicht ein Narr, merken muß, woran es ihm fehlt.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß der Mensch, wenn er einseitig seinen Kopf und sein Herz füllt, sich damit leicht in eine Welt versetzt, in der er nicht zu Hause ist, und dadurch denn auch für die Welt, in der er wirklich zu Hause ist, gar leicht unbrauchbar werden kann.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß ohne Harmonie unserer Kräfte keine Ordnung in uns selbst denkbar, und daß hinwieder ohne innere Ordnung in uns selbst kein Einfluß auf die äussere Ordnung in unsern Umgebungen, der uns zu befriedigen fähig, denkbar ist.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß es den Menschen seine Gemüthsruhe,

seine Gesundheit und selber sein Leben kosten könne, wenn die Fundamente der innern Ordnung seiner selbst in sich selbst, bey seiner Erziehung nicht sorgfältig berücksichtigt werde.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß dieses Unglück gar leicht Menschen begegnen könne, die man, um sie das, was sie in der Wohnstube bey Vater und Mutter leicht lernen könnten und gerne lernen würden, in fremde Häuser schickt, und sie es durch fremde Leute lernen machen will, bey denen sie es nicht so gerne lernen, und nicht so wohl lernen können, als zu Hause.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß in Waisen-, Erziehungs- und Schulhäusern der Vater-, Mutter-, Schwester- und Bruder-sinn nicht belebt statt findet, und die Vater-, Mutter-, Schwester- und Bruderluft nicht wehe, der jeder guten Wohnstube eigen ist.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß die Alten den Segen der Wohnstuben-ordnung weit besser kannten und benutzten als wir.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß die lange Weile die Mutter der Wundergebigkeit sey.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß es jetzo Mode sey, aus Freundlichkeit viel zu schwatzen wie ehemals aus Freundlichkeit viel zu thun.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß die Liebhaberey-, Launen- und Caprizenmenschen viele lange Zeit haben.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß man weder mit dem Kopfe noch mit dem Herzen, noch mit den Händen allein arbeiten müsse.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß der Mensch ob allem, was er einseitig und unnatürlich treibt, am Ende masleidig werde und leicht dahin komme, es so weit von sich weg zu werfen, als er ihm vorher stark nachgelaufen.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß die Alten nicht so viele warme Stuben in einem Hause hatten, als wir.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß es nicht gut ist, daß wir so viele darinn haben.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß man nicht bey jedem Narren, der uns grüßt, stille stehen und mit ihm schwatzen müsse.

Die vier und zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Von siebenjährigen Kindern, denen der Neid schon zun Augen hinausguckt. — Von Unflätereyen. — Von der Betteley. — Von der Hoffart.

Von einer Caffeegeiß. — Von dürren Biren. — Vom Geld und Geldwerths. — Vom Kreutzersparen, und vom Heurathen. — Vom Lied, „Seidene Bändeli:" und von halbschönen, und halb jungen Weibern. — Von Bauern, die mit Roß und Wagen fahren. — Von reichen Bauern und Baumwollenhändlern, deren Väter bey Mannesdenken noch bettelten. — Vom Helf dir Gott! sagen. — Von dem alten Krummhölzler, von seinen Kindern, Flöh, und Fliegen. — Von dem krummen Schneider, und seinen Lügen. — Von Leuten, die vieles leiden; — von ihrer Erlösung. — Von Gallenfiebern — von der Schwindsucht; und vom Sterben. — ꝛc.

Es ist doch kaum etwas in der Welt, das den Menschen so durch und durch verderbt, und in allem, was er ist, und thut, entstellt, und häßlich machet, wie der Neid, sagte Joost, als Christoph den XXI. Abschnitt unsers Buchs gelesen. — — Und Else antwortete: Weiß Gott! ich habe schon Kinder gesehen, die noch nicht über sieben Jahre hatten, und denen er doch schon im eigentlichsten Verstande zun Augen hinausguckte. —

Fritz. Und ich auch, Mutter! Gewiß des Heinis Cäterli ist so. Wenn ein Kind etwas Schönes und Gutes hat, so macht es dir ein Maul, und ein paar Augen, wie wann, Gott bhüt uns, der Teufel aus ihm heraus-

guckte, — und es hat von diesem Neidhammel-Augenmachen, schon Rümpfe in der Stirne, wie eine alte Frau. —

Else. Du bist ein böser Bub, Fritz! daß du das sagst, du weissest doch, daß das Cäterli so viel krank ist. —

Fritz. Mutter! es ist nur darum krank, weil es hässig ist. —

Christoph. Ja, Frau: ich muß Fritzen darinn Recht geben, es ist ein garstiges Kind. Es hat die vorige Woche einen Bank mit Wagenschmiere angestrichen, wo es wußte, daß des Pfarrers gutes Betheli mit seinem neuen Rock absitzen würde. —

Else. Das ist freylich abscheulich, und ich hätte ihm das nicht zugetraut.

Christoph. Es ist kein Greuel, zu dem der Neid leidenschaftliche Menschen nicht hinführt.

Joost. Und es ist ein großes Unglück im Land, daß es seit einiger Zeit auch in unsern Dörfern so stark einreißt.

Christoph. Aber woher kommt es, daß es diesfalls so viel anders ist als ehemals?

Joost. Es ist natürlich. Je einfacher die Umgebungen sind, in deren die Menschen leben, desto weniger Gelüste werden in ihnen rege, die sie nicht befriedigen können; und wo das ist, hat der Neid auch weniger Nahrung. Je mehr und stärker hingegen Gelüste nach Dingen, die der Mensch nicht befriedigen kann, in seinen Umgebungen gereizt werden, desto mehr hat der Neid Nahrung

rung bey ihm; und je mehr er Nahrung hat, desto mehr gedeiht er.

Christoph. Das ist natürlich.

Joost. Und dann ist thatsächlich auch wahr, daß im Verderben unserer Zeitverkünstelung die Sinnlichkeitsreitze nach Gelüsten, die wir nicht befriedigen können, so allgemein und so stark sind, daß der Mensch in denselben den Mund kaum aufthun kann, ohne das ansteckende Gift dieses Zeitgeists in sich einzuhauchen; und dabey ist auch das noch wahr, daß die Menschen im Verkünstlungsverderben solcher Oerter so schwach werden, daß sie ihren Mund gegen die Ansteckung dieser Reitze kaum zuhalten können.

Christoph. Das ist fürchterlich.

Joost. Aber es ist wahr.

Christoph. Es muß doch an Ort und Stelle noch besondere Gründe haben, warum der Neid in denselben so allgemein und so verheerend einreißt.

Joost. Dergleichen hat es mehr als genug. Es ist bald kein Winkelnest in der Welt, indem nicht eigentliche spezielle Gründe obwalten, warum sich der Neid in demselben so allgemein einschleicht und so tief einwurzelt.

Christoph. Namse mir einzelne von den wesentlichsten.

Joost. Die Mittel, auch im ärmsten Kothnest in der Welt, etwas mehr als andere vorzustellen und sich Rangs- und Standes halber nicht unter die übrigen und Mitbürger des Winkelnests zählen zu müssen, werden immer allgemeiner. Siehe nur, wie es in jedem Dörfchen

alle Jahr mehr Pöstchen, Aemtchen, Kramläden und Wirthshäuser giebt, deren Besitzer sich über den Stand ihrer Mitbürger erhaben glauben und durch ihre Pöstchen, Aemtchen und Kramläden Mittel finden, ihrer Sinnlichkeit in allen Rücksichten besser als die andern zu pflegen und so wie verwöhnte Kinder es bey Leben und Sterben für sich und ihre Kinder besser haben wollen als andere Leute, ob sie gleich kein eigenes wahres Verdienst für sich selber haben, und oft auch ihren Kindern keinen Heller Geld hinterlassen, durch den sie einem solchen Ausspruch auch nur einen Schein geben könnten.

Christoph. Es ist wahr, es ist ein Unglück in unserm Land, daß dieses Pöstchen-, Aemtchen-, Dienst-, Kraumladen- und Wirthshauswesen immer mehr zunimmt, und die größte Kraft der Ehrenfestigkeit und Unabhängigkeit des häuslichen Lebens von den Anmaßungen des Knechten- und Dienstgeists aller Art immer mehr verdunkelt und in den Schatten gesetzt wird; und doch ist die Ehrenfestigkeit und Kraft des unabhängenden und anmaßungslosen Mittelstandes auch im geringsten Dorf mit Recht als das wesentliche Fundament des allgemeinen Landessegens angesehen worden.

Joost. Es ist bald kein Schatten von dem alten Geist, auf dem die Fundamente des häuslichen Lebens ruhn, mehr in unserer Mitte; und es läßt sich nicht denken, wie das dem Land wieder gegeben werden könne, was ihm jetzt diesfalls mangelt. Die gute Erziehung für häusliche Kraft, für häusliche Einschränkung und häusliche Selbstständigkeit mangelt von Tag zu Tag mehr.

Das Vaterhaus und der Vaterstand ist den Menschen und der Zeit nichts mehr. Je kraftloser die Menschen für beides erzogen werden, desto lebhafter werden die Gelüste der Kinder in allen Ständen, höher zu steigen als Vater und Mutter je zu steigen gedachten, und dann kriechen die armseligen, gelustvollen Geschöpfe Jahre lang als Würmer, um für ein paar Tage in Sommervogelflügeln zu glänzen, und in diesem Sinn Eyer zu legen, die dann, wenn sie aufgehen, wieder in eben den Koth herabsinken, aus dem sie für ein paar Tage als Sommervogel herumgeflogen.

Christoph. Du schreibst auch dem sich so allgemein vermehrenden Krämervolk einen großen Einfluß auf das Zeitverderben des Landes zu. Aber ich glaube, der große, neue Spinnerverdienst sey die allergrößte Ursache an dem Wachsthum des häuslichen Verderbens in unsern Dörfern.

Joost. Es ist wahr, das Volk war nicht dazu gezogen, den großen, neuen Verdienst wohl zu gebrauchen und anzuwenden. Die Sinnlichkeitsgenieſſungen, die die reichsten Bauern im Dorf nicht einmal kannten, fielen dem neuen Spinnervolk, das vorher eigenthumslos war und gar keine Mittel zu ähnlichen Sinnlichkeitsgenieſſungen hatte, in die Hand, wie den Leuten im Schlaraffenland die gebratene Tauben ins Maul fallen.

Christoph. Es ist wahr. Die Unhäuslichkeit ist durch diesen Umstand in unsern Dörfern allgemein geworden. Die alten Bauern mit den größten Höfen und ihre Weiber hatten es von Vater und Großvater geerbt, auf

jeden dürren Birnenschnitz acht zu geben, und jede Hand voll Heu und Stroh zu Rath zu ziehen; aber die Bettelhaushaltungen, die nichts hatten, wußten auch nicht, was Hausen und Sparen war, und jetzt, da sie mit Spinnen- und Weben viel Geld verdienen, so mangelt ihnen das; sie sind nicht dazu gezogen, mit Geld und Geldwerths umzugehen; daher denn auch an so vielen Orten aus ihrem Verdienst nichts erwächst, als ein unaussprechlich verderbliches Lumpenleben, das sich dann noch oft mit Schelmereyen endet. — — Es scheint mir auch unumgänglich, wenn man neuen Verdienst in die Dörfer bringen will, so sollte man zugleich alle Räder anspannen, vom Landvogt an, bis zum Schulmeister, die armen Leute, die vorher kein Geld in Händen hatten, recht zum Verstand zu bringen, was man damit Gutes, Nützliches, und Beruhigendes ausrichten könne, wenn man's recht brauche. — —

Christoph. Aber; wie wir jetzt auch vom Neid weg, und zum Geldbrauchen kamen? —

Joost. Ganz natürlich. Es ligt eine große Quelle des Neids im Nichtrechtbrauchen des Gelds.

Else. Das ist richtig. Ich habe tausendmal bemerkt, wer's hat und vermag, und in der Ordnung ist, der pflanzet mit seinen Ausgaben den Neid nicht so, wie der, so über seine Umstände, und über sein Vermögen viel ausgiebt. —

Joost. Eben darum sollte das Volk, wenn es neuen Verdienst erhält, recht lernen, was der neue Verdienst eigentlich auch für Ausgaben erleiden möge, und was er

nicht erleiden möge. Das Volk sollte es an den Fingern zählen lernen, daß alle Tage etwas beyseits zu legen, ein Mädchen in etlichen Jahren an Mann bringen kann, welches keinen findet, wann es ihn verthut. — Und daß —

„Seideni Bändeli"
„Leibeli dra"
„Die Ellen Kost ä Kronen"

in alten kranken Tagen, kein Stück Brod geben: — denn es ist gewiß, daß der Verschwendung des guten Wochenverdiensts Einhalt zu thun, die Hauptsache ist, wodurch man die Dörfer in wahrhaft bessere gesegnetere Umstände setzen könnte. — Und wenn mans nicht thut, und Verschwendung und Hoffarth allgemein mit einem neuen Verdienst einreißt, so frißt sich das Wochengeld, in Bettlerhänden, nicht nur auf, sondern verzehrt auch noch die Häuser und Güter derer, die vorher nicht Bettler waren. —

Else. Das Beste, das in der Welt ist, wenn mans nicht recht braucht, pflanzet nur Unglück und Elend. —

Joost. Das ist vollkommen richtig. Und so, wie's mit dem Geld ist, ists auch mit der Ehre. Auch diese, wenn man sie nicht recht braucht, wenn man nicht verstehet, warum man sie hat, und das nicht recht kann, und nicht recht thut, was man soll, wenn man in Ehre und Ansehen ist, so pflanzet auch sie nichts, als zuerst Neid, und hernach Schand. —

Else. Es giebt aber doch auch Neid, wo eben so wenig viel Geld, als viel Ehre um den Weg ist. —

Joost. Weder Geld, noch Ehre pflanzet eigentlich

den Neid, sondern die Unordnung, die Unvernunft, kindische Gelüste nach dem, was man nicht hat, und einfältiges Verschwenden dessen, was man hat, ist, was den Neid pflanzet. Wer rechtmäßig viel verdient, und das Seine spart, und wer von Alters her in Ehr und Ansehen ist oder durch wirkliche und wahre Verdienste zu Ehr und Ansehen gelangt, über den wird man nicht so leicht neidig. Das unverdient der Hahn im Korb seyn, und das Glück, wie eine blinde Kuh ein Roßeisen finden, ist das, was den Neid allgemein im höchsten Grad reizt.

Christoph. Man siehts bey den Weibern am deutlichsten; die halb jungen, und halb schönen sind es, welche einem armen Mädchen leicht mißgönnen können, daß es noch ganz jung und ganz schön ist. —

Else. Aber, daß du deine Exempel nur immer auf der linken Seiten suchest, Meister? — *)

Christoph. Ich denke, weil sie mir lieb ist, die linke Seite. —

Else. Und gar nicht, weil du sie gern neckst, Christoph? — aber, wieder von der Sache zu reden, auch die, so geschwind und plötzlich zu etwas kommen, werden leicht neidig.

Joost. Oft noch mehr als neidig, — nämlich unverschämt und hartherzig. — Die alten Bauren, so seit 100 Jahren bezahlte Erbhöfe haben, geben noch immer

*) Anmerkung. Zum Verstand dieser Stelle muß man wissen, daß die Weiber auf dem Land ihren Männern noch nicht allenthalben auf der rechten Seite gehen.

große Stücke Brod zu Allmosen; es kommt ihnen kein Sinn daran, daß sie anderst thun sollten, als ihre Großväter, und ihre Weiber bringen noch immer mit eignen Händen den Bettlerinnen, die Kinder herumtragen, Milch und Butter, und reines Stroh zum Nachtlager, und brauchen vielleicht für sich selber im Jahr nicht das doppelte, was sie zu Allmosen geben, — aber die Baumwollenhändler, von denen viele vor 20 Jahren auf dem Stroh in Baurenscheunen schliefen, die aber jetzt für ein Mittagessen im Wirthshaus mehr bezahlen als die alten Bauren, wenn sie mit Roß und Wagen zur Stadt fahren, diese geben den Bettlern schon keine Stücke Brod, und ich kann nicht bergen, es kommt mir immer übers Herz, wann ich da unsern reichen Nachbar tagtäglich zum Fenster hinaus, den armen Leuten, immer nur, „Helf dir Gott!" zurufen höre. —

Christoph. Er sagt nicht immer nur das, er fluchet oft noch, daß er nicht Zeit habe, das Fenster auf und zuzuthun, oder sagt dem T— — pack, daß es Garn bringen solle, wenn es Brod haben wolle. —

Else. Dieser Rath mag aber übrigens nicht der schlimmste seyn, den man dem Armen geben kann. —

Joost. Ich weiß wohl; aber wenn der Teufel die Wahrheit sagt, so ist er doch der Teufel.

Else. Es ist wahr; es ist vergebens, wenn mans nicht gut meynt, so redet man umsonst von dem, was recht und gut ist. —

Christoph. Und ich glaub, es seye kein Schelm so groß, der nicht einem ehrlichen Mann mit Wahrheit einen

Vorwurf machen, und kein Narr so groß, der nicht dem Gescheidesten eine gute Lehre geben könnte. —

Else. Und die Neidischen sind dann wie dazu gemacht, auszuspähen, wo einer etwan einen Fehler habe, den sie ihm vorwerfen können. —

Christoph. Es ist mir, man sehe gerade da unsern Lenk den guten Taglöhnern ihre Fehler an den Fingern abzählen. Der Neidische gönnt Niemand nichts, als sich selber; er meynt, es brauche Niemand nichts, als er selber, und er kann Weib und Kind, Bruder und Schwester, neben sich, leiden sehen und ruhig, wie dieser auf der Ofenbank liegen.

Else. Ich kenne einmal auch neidige Leute, die so unempfindlich und noch unempfindlicher gegen die Ihrigen sind, als die Thiere auf dem Felde. —

Joost. Desto empfindlicher sind solche Leute für sich selber. Du kennst den alten Krummhölzler, gerade der ist so ein Kerl. — Er gönnt auf Gottes Boden keinem Menschen keine gute Stunde; er schnarchet ganze halbe Tage auf der Ofenbank, ohne was zu arbeiten, und ist im Stand, wenn ihn eine Floh, oder eine Fliege unruhig machet, oder ein schreyendes Kind in der Ruhe störet, mit der geschlagenen Haushaltung zu zanken und zu fluchen wie ein Heid. —

Else. Der Narr meynt, die ganze Welt, bis auf Fliegen und Flöh, sollten für ihn eingerichtet seyn, und er für Niemand. —

Joost. Diese Gattung Leute sind sammt und sonders so, daß mans ihnen ansiehet, daß es sie kränket, wenn

sie für einen Dienst, den man ihnen thut, auch nur die Tabakpfeife zum Maul heraus nehmen, und danken müssen, auch zeigen sie oft deutlich, daß sie Freude daran haben, wenn denen ein Unglück begegnet, die ihnen Gutes gethan.

Christoph. Einmal Arbeiter kenne ich, die es dem Meister nie gönnen mögen, wenn die Arbeit, für die sie den Lohn haben, gut ausschlägt. —

Joost. Du kannst sicher sagen, daß dem Lenk z. E. im Herzen weh gethan, wenn ein Stein, an dem er arbeiten mußte, für den Maurer gut und vortheilhaft ausschlug, — und daß er sicher hinter den Stockzähnen lachen können, wenn dieß oder jenes hat fehlschlagen wollen. —

Christoph. So ein Kerl hat aber darum denn auch keine frohe Stund auf Erden. —

Joost. Auch sehen ihrer viele wirklich so aus, daß mans ihnen ansiehet, daß sie damit sich selber das Leben verbittern.

Christoph. Sie stellen das manchmal auch noch recht künstlich an; der krumme Schneider, wenn er sein Vieh, oder sein Futter theuer verkauft, und viel daran gewonnen, lügt bey den Nachbarn, und sagt mehr, als wahr ist, damit sie es ihm auch recht mißgönnen, und denn bey den Kindern daheim lügt er wieder, und sagt minder, als wahr ist, weil er ihnen die Freude nicht gönnen mag, daß sie glauben, es gehe ihm gut.

Joost. Weib und Kind haben von einem Neidigen, so lang er lebt, nichts, als daß sie ihm mehr thun, und

mehr von ihm leiden müssen, als die, so ihn nichts angehen. —

Christoph. Sie sind auch fast immer geplagte Leute, bis der Tod sich ihrer annimmt und so einen Vater ihnen ein wenig abseits und von der Seite schafft.

Jooſt. Das geschiehet denn aber auch meistens zu ihrem Trost nicht gar spät, und gar oft durch Gallenfieber, und die Schwindsucht. —

Christoph. Nun sind wir dem Neid doch fast von der Wiege bis ins Grab nachgelaufen, und das mag wohl genug seyn. Fritz! wiederhole! —

Fritz. Daß siebenjährige Kinder, die neidig sind, dir Augen machen können, als wenn der Bös' aus ihnen herausgucke.

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß sie dir aber davor auch Rümpfe bekommen, wie alte Weiber.

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß das Bettelvolk, das mit Spinnen und Weben viel Geld verdient, und nichts vom Hausen und Sparen weiß, ein Hauptgrund ist, warum der Neid so in den Dörfern einreißt.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß auch das immer mehr wachsende Aemter-, Pösten-, Kramladen- und Wirthshausleben, kurz alle Arten und Mittel, mit aufrechtem Rücken mehr und besseres Brod zu verdienen als mit dem gebogenen, Hauptursachen seyn, warum der Neid allenthalben im Land einreißt und Wurzel faßt.

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß man noch weit mehr Mühe nehmen sollte, das Volk in Stand zu stellen, Verdienst und Geld wohl zu brauchen, als selbiges zu erwerben und zu finden.

Christoph. Und noch?

Fritz. Daß Hausordnung erben wohl so viel sey als Haab und Gut erben.

Christoph. Weiter.

Fritz. Daß Geld und Gut in Händen, die nicht zum Hausen gezogen, Gift sey, womit der Mensch nur sich selbst, und andere noch verderbt. —

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß Hausverstand und Hausfertigkeiten die Haustugenden leicht machen und den Hausſegen herbeyführen.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß wer nie nichts hatte, gemeiniglich auch vom Hausen und Sparen nichts weiß. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein Mädchen sich mit täglichen Kreuzer sparen an Mann bringen könne. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß seidene Bändeli Leibeli dra, keinen Hungrigen speisen, keinen Durstigen tränken, und keinen Nackenden kleiden. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß weder Geld noch Ehr, sondern Unordnung und Thorheit den Neid pflanzen. —

Christoph. Ferner?

Fritz. Daß wer halb etwas hat, und halb nichts, am leichtesten neidig werde. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß Ehre und Ansehen, wenn sie nicht mit Verdienst zusammenhangen, eine armselige Sache sey.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß es Bauren giebt, die fast halb so viel, als sie brauchen, Allmosen geben. —

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß die Geschwind- und Neu-Reichen gemeiniglich nicht viel Allmosen geben. —

Christoph. Weiter! —

Fritz. Daß Helf' dir Gott! Niemanden speise — und daß der Bettler Wolle haben muß, ehe er Garn bringen kann. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß der Teufel bleibt, was er ist, er mag sagen, was er will. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß der Mensch bloß mit dem, daß er die Wahrheit sagt, sicher nichts richtet, wenn er nicht dabey auch zeiget, daß er's gut meynet. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß Knecht und Bettler selten über einen Herren so klagen, als über solche, die selber Knecht und Bettler waren. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß Narren und Schelmen auch gegen Weise und Fromme Recht haben können. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man einen Neidigen suchen muß, wenn man einen guten Spion braucht.

Christoph. Weiter. —

Fritz. Daß die Welt nur für die Geduldigen eingerichtet ist, daß die Ungeduldigen bey jedem Flöhbick und bey jedem Mückenstich finden, sie sey nicht gut eingerichtet.

Christoph. Noch mehr.

Fritz. Daß danken sollen für den Neidigen eine schwere Arbeit ist.

Christoph. Ferner! —

Fritz. Daß Neid und Schadenfreude gern bey einander wohnen. —

Christoph. Und noch?

Fritz. Daß der Neidige oft hinter dem Hause anderst, und vor dem Haus wieder anderst lüge. —

Christoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß Weib und Kinder um einen Neidigen ein elend Leben haben, bis der Tod sie erlöst. —

Die fünf und zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Von Privilegien; Freyheiten; Uebungen. — Vom Versprechen und Halten. — Von unserm Fürsten, seinen Nachbarn, seinem Interesse, und dem Interesse seines Volks. — Von Aemtern; Pösten; Pflichten. — Von Vorfahren; Collegen. — Von allerley Eiden. — Von der armen und blinden Gerechtigkeit. — Von dem Wasserstreit eines Dorfschulzen; von seiner überschwemmten Matten, seiner Klag, seinen Beweisen und seinen Zeugen; von einem andern Kläger, der nichts beweisen konnte. — Von der Volksverwilderung und ihren Ursachen. — Von dem * * Gebiet, mit Amtmanns und Pfarrers Zeugnissen belegt. — Von Hans Leuppi; von seinem Papier mit einem Modell, und einem Haus, das er Gott und einer gnädigen Oberkeit danket. — Vom Aussaugen, und wieder Frieden trinken. — Vom Vergeßwein — und von Bußgebeten. — Von Engeln, Teufeln, und dem Menschen selber. — Vom Zeugniß geben, und Zeugniß machen. — Vom Ausblasen, Auswinden, und Ausdrehen dessen, was Zeugen reden, geredt haben, und reden wollen. — Von den Folgen dieser Kunst. — Von einem Mann, der das Opfer war. — Von der Marschroute der Selbstverblendung. — Vom Meineid. — Und endlich von den Mitteln wider die vielen Uebel dieses Regiers; angefangen bey der Besetzung der Pösten, Aemter und Diensten, und geendet mit Vermaledeyung der Blutsaugereyen.

Das ist eine Gottserbärmliche Geschichte, sagte Else, als Christoph den XXIIten Abschnitt unsers Buchs gelesen. —

Man kann das Volk gewiß mit nichts so sehr verhär-

ten und verderben, als mit Eiden, die nicht allgemein steif und fest gehalten werden, antwortete ihr Mann. —

Joost. Und dieses geschieht allemal, wenn man die Leute im Land auf Sachen schwören läßt, die man nicht mehr im ganzen Sinn der eidlichen Worte verstehet, und fodert. — Es geschieht, wenn man Provinzen, Grafschaften, Gerichten, eidlich verspricht, sie bey Freyheiten, Privilegien, Vorrechten, Uebungen und Gebräuchen zu schützen und zu schirmen, die man ihnen nicht mehr ganz im einfachen, natürlichen Wortsinn ihrer Briefe und Siegel lassen kann, und lassen will —; — es geschiehet, wenn man eidlich Unterthanen Sachen zusagt, die ihnen sogar nicht gut und nützlich wären, wenn sie solche besäßen; — es geschiehet, wenn man die Beamteten im Land zweyerley Sachen, die ehemals freylich wohl zusammen passeten, aber, wie jetzt die Sachen einen Lauf und Gang nehmen, sich ganz nicht mehr zusammen schicken, mit einander beschwören läßt, wie z. E. den Nutzen des Lands zu befördern, und die Aeufnung einer das Land stark drückenden und allenthalben her, heiß hungrig, gegenwärtig benöthigte Gelder, eintreibenden Rentkammer. — Es geschiehet, wenn man Vorgesetzte und niedere Beamtete beeidiget, auf die Sachen ihr Aufsehen zu haben, und für sie zu stehen, von denen sie nichts verstehen, oder über die sie keinen Gewalt, und kein Ansehen haben. — — Es geschiehet, wenn man beeidigte Leute zu bösen Streichen, und zu Verletzung der Naturpflichten des Menschen verleitet und braucht. — Es geschiehet, wenn man von beeidigten Leuten Sachen fodert, die der Mensch nicht thut, bis sein Herz durch Nie-

derträchtigkeit zu Grunde gerichtet. — Es geschiehet, wenn mans zur niedern Amtstreu machet, Landbedrückungen zu begünstigen, die Titel der guten Rechten des Lands zu verläugnen, dem anscheinenden Augenblicks Vortheil des Regierungssäckels, Land und Leute zu verrathen, und diesem Götzen Gerechtigkeit, Treue und Wahrheit aufzuopfern. — — Es geschiehet, wenn mans zur niedern Amtstreue machet, die Oberamtleute, wenn sie gegen Land und Pflicht, gegen Fürsten und Bauer fehlen, blind zu bedienen. — — Es geschiehet, wenn man von Beamteten, als ihre Pflicht fodert, das Interesse ihrer Stadt, ihres Dorfs, und ihrer nächsten Naturverhältnissen dem Partikularinteresse, und den Partikulargesinnungen der oberkeitlichen Personen, und Stellen, darinn sie stehen, zu verrathen und aufzuopfern. — Kurz: die innere Quelle des Meineids ist Verhärtung der allgemeinen Güte, der geraden Gerechtigkeit, der reinen Unschuld, und der treuen, edlen Ergebenheit, und Anhänglichkeit des Menschen an seine Naturverhältnisse, Geburtsrechte und Mitbürger, so wie an Wahrheit, Liebe und Recht.

Christoph. Gott! erhalte uns, unsern Herrn und Vater! Er hält die Quellen des Meineids zugestopft, wie kaum ein Herr auf Erden. —

Joost. Auch ist sein Land gesegnet, und an allen unsern Gränzen hat kein Volk ein so sichers Hausglück, wie wir — und wer nicht ausser Land gehet, der weiß nicht, daß Menschen auf Erden leben, die von elenden Fürstenknechten, von raubsüchtigen Finanzkammern, und von hunderterley boshaften Leuten, die an öffentlichen Stellen stehen,

hen, beredet werden, Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Nachbarn und Mitbürger zu verrathen und zu unterdrücken, und dann zu glauben, sie thun nichts Unrechtes, weil es ein Bube fodert, der den Namen des Fürsten braucht. —

Christoph. Das ist das Bild einer entsetzlichen Landeslage. —

Joost. Sie ist wohl entsetzlich. Denn wo es so ist, so werden viel schlimme, Gottsvergessene, und an ihren Nebenmenschen untreu, falsch, und verfänglich handelnde Leute beeidigt, durch deren Thun und Lassen dann nothwendig alles Heilige, so der Eid im Volk hat, wegfällt, und die Landesämter vor jedermann in einem Licht erscheinen, als wenn sie nur ein Geldkloben wären, welchem zwar jedermann nachjagt, den aber nur Glückliche und Günstlinge erhalten, und dessen Eide und Pflichten, die an Platz kommen, immer nur also verstehen, wie ihre Vorfahrer und ältere Collegen durch ihre Ausübung sie angewiesen, und ihre Geldbedürfnisse es erlauben. —

Christoph. Unter diesen Umständen kann es nicht anderst seyn, als daß dann auch selber nach und nach das gemeine Volk über Eidsachen leichtsinnig werde. —

Joost. Die Erfahrung zeiget es auch jedermann, der es sehen will, daß, wo Amt- und Pflichteide laut und öffentlich verdreht und verkünstelt werden, dann auch die Eide in Rechtssachen und Zeugnissen nicht mehr mit der genauen, heiligen Achtung angesehn werden, wie sie sollten; sondern vielmehr dahin ausarten, der sicherste Deck-

mantel jedes verfänglichen, gewaltthätigen und boshaften Manns im Land zu seyn. —

Christoph. Der Fall im Buch redet das sehr heiter — — und der Vogt sagt ausdrücklich, da ihm das Gewissen wegen seiner Eidsverdrehung aufwachen will, „ich weiß auch, wie andere Leute, und eben die, so das am „besten verstehen müssen, den Eid nach ihren Auslegun„gen nehmen, und ruhig sind, wo ein anderer armer „Schelm, der, wie der Wüst denkt, meynen müßte, er sähe „mit seinen Augen sonnenklar, daß sie ihn verdrehen.“ Deutlicher glaube ich, hätt' er nicht sagen können, daß Beyspiele von verdrehten Amts- und Pflichtseiden dem Volk auch die Empfindung von dem Erschrecklichen in Zeugnissen und Rechtssachen, mit dem Eide zu spielen, benehmen. —

Else. Aber es ist doch, wills Gott, nicht möglich, viele Leute dahin zu bringen, daß sie, wie der Wüst und Keibacker den Eid zu Sachen und Zeugnissen thun, die nicht wahr und nicht glaslauter. —

Joost. Es ist mit den Eiden in Rechtssachen und Zeugnissen vollkommen, wie mit den Amts- und Pflichtseiden; es wird kaum ein Mensch in der Welt, wenn er in ein Amt oder an einen Posten kommt, mit Fleiß und Vorsatz meyneid und untreu gegen Land und Leute handeln wollen; aber die Leidenschaften verführen und verblenden Leute, die in oberkeitlichen Posten und Aemtern sind, so gut als andere Menschen. Der Mann am Plaz entschuldiget zuerst kleine Vortheile, die er gegen den Nutzen und gegen die Rechte im Land sucht, mit dem Interesse

seines Fürsten, und wenn er dann einmal das, was er aus Geiz und Hartherzigkeit, und eigner Bosheit anstellt, unter diesem Mantel recht wohl vor sich selber zu verbergen und zu bemänteln geübt ist, so ist er bald auf dem Punkt, auch das Größeste damit zu bedecken, und alle Untreu, und alle Verbrechen gegen das Land für nichts zu achten, und das Interesse des Fürsten und des Volks seinem eignen Störrkopf, und seiner Bosheit aufzuopfern, ohne daß ihm nur ein Sinn dran kommt, daß sein Thun nicht rechtmäßig, und nicht eigentliches Staatsinteresse seye. Es ist aber auch eine der gefährlichsten Verblendungen im menschlichen Herzen, die uns bereden kann, daß die Verdrehung der reinen Natur-Empfindung dessen, was recht und wahrhaft, was fromm und treu, was rein und edel ist, jemals das Interesse eines Staats seyn könne; obwohl diese Teufeley die allgemeine Narrenkappe der Leute ist, die gern drey, vier, fünf, sechs, bis sieben Eide auf sich nehmen, damit sie ihre Meyneide auf die hintern Numern mit ihren Pflichten auf die vordern, und ihre Pflichtverletzungen auf die vordern, mit ihren Eiden auf die hintern Numern verbergen können. —

Christoph. Der Mensch kann sein Herz verkünsteln, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte, wenn man davon erzählt, wie es wirklich ist. —

Joost. Und dann langt gewiß von allem, womit man das menschliche Herz verkünstelt oder vielmehr vergiftet, nichts so weit, und führet so zu vielen und unsäglichen Verbrechen, als wenn man das Volk in Eidssachen

von dem geraden Sinn der reinen Treu und Wahrheit ablenkt. —

Christoph. Es kann nicht wohl anders seyn. —

Jooſt. Es ist auch nicht anders, und allenthalben, wo viel Leute in Gerichtstellen und öffentlichen Posten ihre Pflicht- und Amtseide nach den Bedürfnissen ihres Seckels, oder nach dem launichten Belieben ihres Ehrgeitzes erklären, so gehet das innere Volksverderben des losgelaßnen Meyneids, in der ruhigen, kalten, gleichgültigen Uebung, seine Pflichten, gegen den offenbaren Wortsinn geschworner Eide zu verstehen, seinen ungehemmten Gang fort, und der Gedanke, daß man auch bey Eidssachen ein Auge zuthun, und Umwege und Schlupfwinkel gegen Wahrheit und Pflicht finden können, dringt dann bis in die niederſten Hütten des Lands, und weckt jeden kühnen und frechen Mann auf, die sicherſten Mittel zu ergreifen, ungestraft Verbrechen zu begehen, und die schwache, stille Unschuld, die um ihn her wohnet, zu unterdrücken; und dann, wenn es so weit kommt, wird die Handhabe des Eids, ich weiß, daß ich nicht zu viel rede, und daß ich mit meinen eigenen Augen gesehen, was ich sage! die Handhabe des Eids wird dann zu einer elenden Krücke, an der die arme Gerechtigkeit schwach, matt und wehrlos umherhülpet, und niemand als denen, die selber stark sind, mehr Schutz und Hülfe zeiget. — Es ist kein Greuel, zu dem ein infamer Mann, der sich aus dem Eid nichts machet, nicht fähig und reif ist; und das Volksverderben ist nicht auszusprechen, worinn sich ein Land befinden muß, wo unglückliche Umstände, oder unrichtige Regierungsgrund-

sätze Schuld und Ursache sind, daß es viel solcher Leute giebt. — Ich habe gar keine Freude daran, Gespenster zu sehen, oder zu glauben, wo keine sind, und will dir, Meister, damit du seheſt, daß ich die Sache um kein Haar schwärzer mache, als sie ist, ein paar Beyspiele erzählen, aus denen du das Volksverderben, und den eigentlichen Verbrechergeist, der sich durch Verdrehung des einfaltigen, geraden und reinen Wortsinns der Eide im Volk bildet, richtig abnehmen kannst. —

Der Schulz in * * hatte einen Wasserstreit mit seinem Nachbar, und klagte, dessen Wasser-Runsen verderbe ihm seine Güter; es war nicht wahr. Aber der Schulz both Beweis an, und um ihn leisten zu können, ließ er in einer dunkeln Gewitternacht von einer andern Wasserschwelle seine Matte, auf der er liegendes Futter hatte, hoch überschwemmen, stellte dann das heimlich eingelassene Wasser wieder ab, und ließ eilends mitten in der Nacht zwey Tagdiebe, die ihm schuldig waren, herbeyrufen, zeigte ihnen die überschwemmte Matten, das im Wasser liegende Futter und die Wasser-Runsen, durch welche nunmehr, da sie kamen, das Wasser allein in die Matte hereinfloß. Nun hatte der Schulz gewonnen Spiel. Denn diese Herren thaten einen Eid, daß sie die Matten zwey Schuhe hoch von diesem Streitwasser überschwemmt, und das abgehauene Futter ganz im Wasser schwimmend gefunden. Es merkte zwar hie und da im Dorf ein Nachbar, daß die eidlich bewiesene Ueberschwemmung nicht natürlich zugegangen, und daß das Schelmenstück dahinter stecken möchte, welches wirklich dahinter steckte; aber es

durfte, aus Furcht vor dem Schulz, niemand klar und deutlich sagen, was er hierüber dachte, bis der Handel verjähret, und der Schulz von der Wahrheit keine Gefahr und keinen Schaden mehr zu fürchten hatte. Da scherzte man dann wirklich ziemlich öffentlich darüber, und jetzt machte sich der Schulz, wo er unter 4 Augen ist, selber nichts mehr daraus, zu gestehen, daß es so war; aber er glaubt nicht im geringsten im Fehler zu seyn, und beredet sich, die Zeugen haben ihren Eid vollkommen in der Ordnung gethan, und nichts geschworen, als was sie wirklich gesehen. —

Christoph. Das ist eigentliche Vogtsarbeit aus dem Buche. —

Joost. Vögte und Schulze sind eigentlich auch ganz gleiche Personen.

Christoph. Es muß wohl seyn, da ihr Thun und Lassen so richtig eintrifft. —

Joost. Ich weiß vom gleichen Mann noch einen Streich, der diesem vollkommen ähnlich ist. —

„Er schalte vor einer ganzen Stube voll Leute den ehrlichsten und bravsten Mann, der vielleicht in seinem Dorf ist, auf eine Art, die dieser unmöglich auf sich liegen lassen konnte. Fünf Männer erzählten dem Gescholtenen, daß es wahr seye, und daß sie selber in der Stube gewesen, da das geschehen. Der Mann mußte also klagen, und klagte wirklich, nennte auch die fünf Zeugen, die er in dieser Sache zu haben glaubte; der Schulze aber machte Einwendungen gegen die Zeugen, und stellte 3 Männer, denen das ganze Dorf gewiß alles anvertraut hätte, wozu

es Treu und Glauben braucht, auf die Seiten. Gegen den ersten wandte er ein, er sey ihm feind, und sie haben Streit mit einander; gegen den zweyten, er seye der Frauen des Beklagten noch etwas verwandt; gegen den dritten, er habe vor ein paar Jahren einen Hasen geschossen, und seye nicht abgestraft, indem er es seit kurzem vernommen. Dies letztere war dann noch nicht einmal wahr; wenigstens konnte es hinten nach nicht erwiesen werden; aber der Richter war ein Jäger, und hielte bloß den Verdacht, und die Klage des Schulzen für wichtig genug, den Mann für einst in dieser Zeugnißsache auf die Seite zu stellen. Nun blieben noch zwey Zeugen, und gegen diese machte der Schulz keine Einwendungen, denn er war ihrer sicher; es waren Leute, denen Niemand in ihrem Dorf auch nur ein Wort, das verschwiegen bleiben sollte, vielweniger eine Sache, die auf Treu und Glauben hin besorgt seyn sollte, übergeben und anvertraut hätte; das sind aber wie ausgezeichnet die Leute, auf deren Zeugnisse Schelmen und Diebe, so lange die Welt stehet, gebauet haben, und bauen werden. — Der Schulze irrte sich auch nicht. Die Nachbarn redeten aus, sie haben gehört, daß am Tisch geredet worden, der Schulz habe den Mann gescholten, aber sie selber haben es nicht verstanden, sie haben das Wort Schelm und Dieb, wohl gehört, aber wem er's gesagt, davon wissen sie nichts, daß sie dazu stehen könnten; sie haben wohl geglaubt, daß er den Mann meyne, weil es die andern gesagt; aber darum können sie doch nicht wider den Schulz zeugen, daß ers wirklich gethan." Zu dieser Aussag thaten dann die Nachbarn den

Eid; worauf die Klage als unbegründet abgewiesen, und der Beklagte zu allen Kosten verfällt worden. Der Kläger aber sang, als das Urtheil gefällt worden, unter der Audienzthüre überlaut, „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden.“ Gieng dann ins Wirthshaus, gastirte die Zeugen, und die so gratulierten, und spottete mit Brüllen und Jauchzen über die Narren, die im * * Biet etwas klagen, das sie nicht zehnfach beweisen können. —

Christoph. Herr Gott, das ist über allen Glauben! —

Joost. Aber, es ist sicher so; und was ich nachbringen muß, ist noch zehnmal abscheulicher. —

Ich kannte diesen Schulz so gut als dich, Meister! und hatte vor Zeiten das ein und andere mit ihm zu thun; er war sonst ein verständiger Mann, und wenn man nicht in seinen Klauen war, und die Sachen verstund, ließ sich's wohl mit ihm handeln; er hatte auch Liebe für mich, ich weiß nicht, warum; denn ich sagte ihm die Wahrheit oft dürr und klar, und handelte sicher nie nach seinem Wohlgefallen; und doch hieng mir der Mann auf eine Art an, und war oft und viel, versteht's sich, wenn uns Niemand hörte, ganz vertraut mit mir; er gestund mir auch damals ganz unverholen, daß er dem Kläger Schelm und Dieb gesagt habe, fügte aber bey, daß er ein Schurk seye, daß er auf der Klage beharre, da er doch sehe, daß er es nicht beweisen könne, und daß er sich in Gottes Namen in seinem Herzen darüber ganz wohl beruhigen könne, daß die Eide vorgehen müssen, indem die 2 über-

gebliebenen Zeugen im Ernst nicht gehört, daß er ihn gemeynt, und also den Eid vollkommen, mit gutem Gewissen dazu thun können. — Ich schüttelte den Kopf und sagte ihm ganz deutlich, ich halte sein Gewäsch für eine verfluchte Verdrehung, die ich verabscheue. Nein, beym Donner, antwortete er, das ist nicht verdrehet! Es ist, bey Gott, so klar, als der Tag am Himmel, sie sagen nicht, ich hab's nicht geredet, sondern nur, sie habens nicht gehört, und ich wäre ein Ketzer, wenn ich den Eid nicht vor sich gehen ließe, er kanns nicht beweisen, und also gehört es sich, und ist recht, daß er den Handel verliere; warum treibts der Hund so weit? Er hätte schweigen sollen, er ist schuldig. — — Laß mich doch ruhig, Schulz, erwiederte ich, du willt immer, so unrecht als du hast, daß man dir noch recht gebe, aber du solltest dich schämen, du weissest und sagst es mir ja selber, der Mann hat recht, und du läugnest ihm das weg, was vor Gott wahr ist, und was du gethan hast. — O Nachbar! das kommt vor unserer Audienz gar nicht in Frage, und kann nie in Frage kommen. Alles, was in Frage kommt, und in Frage kommen kann, ist, ob eine Klage nach unsern Gesetzen erweisbar oder nicht erweisbar sey.

Aber quäle mich nicht, Schulze, ich kenne dein Audienzstubenrecht nicht, und will es nicht kennen; alles, was für mich in Frag kommt, ist dieses, ob du eine Klage, die wahr ist, wegläugnen und Eide gehen lassen dörfest, durch welche sie nach euern Gesetzen unwahr, und dem vor Gott und deinem Gewissen sich im Rechten be-

findenden Kläger zur Last und auf den Hals fallen muß. —

Jetzt wurde der Nachbar zornig und sagte: ich weiß wohl, daß du mir immer unrecht giebest und mich unterdrücken liessest, wenn du nur könntest; aber ich habe mit Leuten geredet, die das viel besser, als du, verstehen; der Anwald in * * hats vor meiner Frauen gesagt, daß sie es gehört hat, es gehe mich nichts an, was die Zeugen schwören, wenn es nur wahr seye, daß sie es nicht gehört haben. — Der Tropf rief sogar noch seiner Frauen aus der Kuchi: Babi! komm hinein und sage, obs nicht wahr seye, daß der Herr * * in * * ausdrücklich gesagt hat, der Eid, den die Zeugen thun müssen, gehe mich ganz und gar nichts an. Die Frau betheuerte dann heilig und steif, daß sie steif und genau acht gegeben und aufgemerkt, und daß er einmal und in Gottes Namen deutsch und klar gesagt habe, daß der Eid ihn nichts angehe. — —

Ich fieng an unwillig zu werden und sagte ihm, ich weiß nicht, was du für eine Freude daran hast, mich mit deinem Trölhandel, und mit deinem Eid zu plagen; schwöre in Gottes Namen, was du willt, und lasse schwören, was du willt, das geht mich alles, Gottlob, nichts an; alles, was ich sagte, und was ich immer sagen werde, so lange du mit mir über diesen Fall redest, ist dieses: du läugnest die Wahrheit weg, und bringst den, der im Rechten ist, ins Unglück: das ist wahr, und wird wahr bleiben, so lang Ja Ja, und Nein Nein ist; der Herr * * in * * und der Herr in * * mögen inzwischen für sich sehen, wie sie in einer andern Welt das verantworten, was sie dir

für deine Thaler, und nach ihrer Handwerksordnung angeben und rathen. —

— Ha: — Wir dörfen doch auch noch mit einander reden, erwiederte er; — was du anbringst, will eben nicht viel sagen. Mit dem Läugnen ists nichts anders, wer wollte trölen und nicht läugnen? und daß ich ihn ins Unglück bringe, ist nicht wahr, er hat es so wollen; es ist mir selber leid, aber man muß das nicht klagen, was man nicht beweisen kann. — Zu meinem Glücke öffnete eben, da er dieses sagte, der Weibel von * * die Thüre, und erlößte mich von diesem herzbrechenden Stand. — Der Schulze fieng im Augenblick ein ganz anders Gespräch an, und ich nahm ungesäumt Abschied. — — Nach der Zeit hab ich für sicher vernommen, daß der Mann, als sein Richter den sämmtlichen Zeugen und Partheyen vorgestellt, wie wichtig es sey, einen Eid vor sich gehen zu lassen, geantwortet: „Ich einmal, gnädiger Herr, mache mir nichts daraus, alle Stunde einen zu thun, wenn ich recht habe." —

Christoph. Man kann nicht begreifen, wie der Mensch mitten im Laufe der entsetzlichsten Verbrechen noch für unschuldig, und im Rechten befindend halten kann. —

Joost. Das Sittenverderben der vielen beeidigten Leuten, und der unzähligen Menge der öffentlichen Posten, sind an den meisten Orten die fast unbekannten Quellen der Volksverwilderung, die an Ort und Stelle so gränzenlosen Fortgang hat! —

Ich habe es aus dem Munde des Herrn von St. * *,

der unzweydeutig einer der erlauchtesten Personen im * * Gebiet, und jetzt Staatsminister im * * ist, daß, so viele Männer er, so lange er Oberamtmann war, ins Gericht und an andere öffentliche Posten angenommen und beeidigt, so viel sey er betrogen und angeführt worden. Die Leute, so gut sie im Anfang schienen, haben inner Jahr und Tag alle umgeschlagen, daß man sie nicht mehr kennen könnte, und für Jedermann, der nicht tief in den Geist der Gesetzgebung und der Umstände dieser Leute eindringe, seye es die unerklärlichste Sache von der Welt, wie schnell die öffentlichen beeidigten Posten, das Herz und die Sitten der niedern Dienerschaft auf dem Lande verderbe, auch von den Pfarrherren in diesem * * Gebiet bezeugen es alle, welche Augen haben zu sehen, und Herz zu reden, daß, wenn ihnen ein junger Mann ins Gericht, oder an einen öffentlichen Posten weggenommen werde, so seye es, wie ansteckend; innerhalb Jahr und Tag werd er hinterlistig, verschlagen, geldgierig, falsch und gewaltthätig, so unschuldig, und treu, und bescheiden, und redlich er vorher immer gewesen seyn möge; — aber es kann unmöglich anders seyn. Ich habe sieben Jahre in diesem * * Gebiet gedienet, und kann gewiß so gut, und vielleicht noch besser als der Staatsminister St. * * aus Erfahrung sagen, wo das Uebel eigentlich herrühret. Die Rechtssachen werden in diesem Land verworren und verfänglich behandelt, und immer auf höchst gefährliche Spitzen gestellt, und es ist nirgends kein Trieb, und kein Eifer bey den Regierungsstellen Prozessen auszuweichen, und die Sachen im Anfang in Güte und Freundlichkeit auszuma-

chen, ehe sie von den Advokaten verflochten, und durch Erbitterung und Kosten auf einen Punkt gebracht werden, auf welchen beyde Partheyen fast immer alles gegen alles setzen müssen; und wo das Recht im Land einen solchen Lauf nimmt, da ists nicht anders möglich, der unterste Beamtete, der den entferntesten Antheil an öffentlichen Geschäften und Rechtesachen haben muß, wird dir alsobald, wenn er einige Abende unter seinen ältern und beeidigten Mitbrüdern zugebracht, aufhören, ein muthvoller, mit geradem Sinn, und in aller Einfalt, der Wahrheit und den Rechten zustehender Mensch zu bleiben. — Wann mir je was die Erfahrung deutlich und klar gezeiget, so ist es dieses, daß solche Leute unter diesen Umständen immer entweder ängstliche, sorgenvolle Weiber, denen nie nichts klar und heiter genug ist, oder schlaue, hinterlistige, verfängliche Bursche werden, denen nichts schlimm, und krumm, und arg, und verflucht genug ist, das sie dir nicht rein und gut, und recht scheinend zu drehen versuchen.

Es dünkt mich darum, besonders in verderbten Zeiten, unumgänglich nothwendig, daß die Sachen des Rechts immer fest und stark, und still, und ruhig in den Händen der höhern Ständen bleiben sollten; ich halte auch das Unglück eines Lands entschieden, wo viel Dorfleute und Bettelbürger in die Sachen des Rechts sich einmischen können; und ich bin sicher, man giebt mit nichts in der Welt das Volk so sehr preiß, als wenn man dasselbe zu viel und zu genau in den Detail hineinschauen läßt, wie jetzt die liebe Gerechtigkeit an den meisten Orten administriert wird, und administrirt werden kann. —

Es sind fast in allen Rechtshändeln, die vorkommen, immer beyde Partheyen zum Theil im Unrecht, und es ist nach den Gesetzen und unter den Umständen, unter welchen man sitzet und richtet, da fast nie möglich, alles gar genau mit dem Haarsieb zu läutern, man muß in Gottes Namen fast immer der einen Parthey um eines Hauptgesichtspunkts willen ganz recht, und der andern ganz Unrecht geben, so aber müssen dann nothwendig die bürgerlichen Rechtssprüche, in den weit mehrern Fällen, die eine Parthey weit glücklicher, und die andere weit unglücklicher machen, als beyde es verdienen; und die Frage, wer am Rechten und am Unrechten sich befinde, ist in tausend Fällen so verworren, daß nach Jahrelangen Untersuchungen die erleuchtesten Richter oft ganz ungleicher Meynung bleiben, und endlich über das große Glück des Gewinnes, und über das große Unglück des Verlierens, oft mit beynahe gleichgetheilten Stimmen entscheiden; — überdas ist die Kunst Unrecht und Betrug in einem falschen und beschönenden Licht vorzustellen, in unsern Tagen auf einem solchen Punkt, daß es ganz wider den Sinn des gemeinen Manns, wider die Natur seiner Bedürfnisse, wider die Ruhe seiner Lage, und den Geist seiner Pflichten und seiner Sitten streitet, vielen Detail von Rechtsangelegenheiten im Kopf zu haben; und der gemeine Mann, der dem Abmehren und Austheilen dessen, was Recht und Unrecht seye, nahe und viel beywohnet, wird immer unendlich leicht den geraden Sinn, der das Glück seines Standes ausmachet, verlieren, und gar bald vom Recht und Unrecht nichts denken, als daß eine Stimme mehr das Recht

— und eine Stimme minder, das Unrecht ausmachet, und daß der Geſcheide Stimmen findet, wenn er Lügen ſagt, und der Einfältige keine, wenn alle Wahrheit für ihn iſt.

Deßwegen dünkt es mich, daß es vielleicht das weſentlichſte Kennzeichen des wahrhaft und allgemein geſicherten Glücks eines Volks iſt, wenn es ohne viel Kunſt, mit Zutrauen auf ſeinen Richter, in aller Einfalt auf ſeine gute Sache baut, und allgemein, und feſt, und ſteif glaubt, das Recht könne faſt gar nicht verloren, und das Unrecht faſt gar nicht gewonnen werden. Und ich halte dafür, ein Volk ſey entſetzlich Preis gegeben, wenn es dieſes einfache gerade Zutrauen auf ſeinen Richter und auf ſein gerades Recht verloren; und glaube ein Land ſicher in weſentlichen Hauptſtücken vernachläßigt, wenn der Bauer im Dorf, der einen Streit hat, ſeinen Richter vom Geſetzbuch des Landes und von der Nummer und der Seite deſſelben, die ſein Recht beweiſen, redet, und reden zu können glaubt. —

Chriſtoph. Man iſt ſicher da nicht brav und nicht glücklich, wo alles Volk bis auf Weiber und Kinder alle Tag bey Stunden ſchwatzen, warum, und wie dieſer Narr recht, und jener unrecht hat. Der Menſch muß ſeinen eignen Sachen ſtill nachgehen, nichts Krummes ſuchen, und thun, was er weiß daß er ſchuldig iſt, und dann hernach auf Gott, und eine liebe Oberkeit trauen, ohne viel nachzuſinnen, wie er dieß oder jenes drehen oder kehren könne.

Jooſt. Das iſt wohl gut in unſerm Land, und unter unſerm Fürſten; aber es giebt Länder, wo man dich doch mit deiner guten Meynung auslachen würde, und

wo du dich mit derselben auch schwerlich aus allen Schlingen, die Bösewichter der Unschuld legen, herausziehen würdest; aber in diesen Gegenden ist denn auch das Gefühl für Recht und Pflicht und Wahrheit fast bey jedermann so entstellt und verhunzt, daß man sich bey uns von den widrigen, unnatürlichen und empörenden Auftritten, die einem fast alle Augenblicke vor Augen kommen, fast keine Begriffe machen kann?

Ich erinnere mich Zeitlebens, was mir vor dem Wirthshaus des Haus Leuppis — — — begegnet. Es ist jetzt auf Martini 8 Jahre: ich trieb damals vielleicht die schönsten Stiere, die ich unter meinen Händen hatte, durch sein Dorf auf einen Markt; der Leuppi hatte aber vor wenigen Tagen einen Prozeß gewonnen, den er schon bey Jahren mit seiner Schwester Kindern hatte; der Handel traf wirklich selber das Wirthshaus, in dem er jetzt wohnete, an, und rief mir denn in seiner Freude überlaut zum Fenster hinaus: Joost! du mußt einkehren, heut giebts ein Glas Wein, wofür ich keinen Kreuzer abnehme. Warum so barmherzig, Herr Wirth? antwortete ich, ich habe noch nicht völlig ausgefecklet, daß ich nöthig hätte auf Kapuzinerzehrung zu reisen. Nein! du Narr! rief er zurück, heute würde ich es dem Pfarrer umsonst anbieten, dem ich sonst die Uirten Zeche) gar nicht nach Kapuzinerordnung mache, ich weiß bey Gott nicht, was ich sage und mache, so freuts mich, daß ich einmal auch sicher und ganz ruhig sagen kann, daß ich meinen Stock *) von Gott

*) Anmerkung. Stock ist in des Bauren Sprach ein gemauret Haus.

und Rechtswegen besitze. — Wie kannst du das jetzt, Leuppi? antwortete ich. — Da that er ein großes, gesiegeltes Papier auf und sagte: siehe da: du sagtest immer, ich habe Unrecht. Siehe da jetzt das Modell und lerne glauben: dem darf, hoff' ich, der Teufel nicht widersprechen; ich trieb meine Stieren schnell weiter, und trank weder umsonst, noch um's Geld bey diesem Meister.

Ein andermal ist mir begegnet, daß ein Mann, der, wie ich sicher wußte, mit dem größten Unrecht, einem Nachbar ein Stück Land abgedrückt, da er den Prozeß gewonnen, und seine Nachbarn ihm auch Glück und Segen zum gewonnenen Handel gewünscht, sich vor meinen Augen gegen dieselben also ausgedrückt, „er habe das Stück Land Gott und einer gnädigen Oberkeit zu danken!" So entsetzlich sind die Begriffe von Recht und Unrecht in diesen Menschen verunstaltet; und es ist zum rasend werden, wenn man noch von den Umständen hört, wie denn solche Landsverbrecher mit Leuten, die sie durch Betrug und Meyneid vervortheilt und um das ihrige gebracht, oft wieder Frieden trinken und sich versöhnen wollen. — Vom Zurückgeben des Gestohlenen ist ganz die Rede nicht; aber hingegen sind sie mit diesen Unglücklichen alsdann oft gar freundlich, wenn sie nun alles haben, was sie wollten, sie lassen ihnen links und rechts sagen, es wäre ihnen leid, wenn sie weiter zörnten, sie sehen ja jetzt, daß sie Unrecht gehabt, und wenn sie ihnen in anderm dienen können, so wollen sie es nicht abseyn. Solche Bursche können sich bereden, wenn sie mit Leuten, die sie also vervortheilt haben, Frieden und Vergeßwein trinken, so sey ihr Unrecht

hiermit auch für jene Welt abgethan, wie es durch Spruch und Siegel für diese Welt abgethan sey, und sie glauben, wenn die Gegenparthie sich zufrieden stelle, und nicht mehr so gar wider sie seufze und bete, und sie hingegen ihre Bußgebeter am Morgen und Abend richtig verrichten, so könne der liebe Gott auch nicht wohl mehr anderst, er werde und müsse auch wieder auf ihre Seite kommen, ihnen verzeihen, und das auf dem rechtmäßigen, von ihm selbst eingesetzten Weg des Rechten, gewonnene und zugesprochene Gut, auf Kind und Kindeskind hinunter schützen, schirmen und segnen. Solche Freundlichkeitsanstinnen lassen sie besonders gern, wenn ihnen etwan eine Krankheit zustoßt, an diese Elenden gelangen, und sind im Stand, wenn es etwan den Anschein hat, als ob es gefährlich stehen wolle, ihnen so gar einen kleinen Schuldrest zum Abschied zu schenken, um so von ihnen Verzeihung, und ein gut Geleit auf den weiten Weg mit zu bekommen.

Ich kenne persönlich so einen Mann, der seinen abgethanen Feinden für den Frieden und für die Versöhnung so zu Leib gehet. Er glaubt steif, wenn er diese Leute nur abhalten könne, über ihn zu beten, zu klagen, oder gar ihn zu verfluchen, so habe es dann mit der Verzeihung seiner Sünden keine Noth. — Dieser Mann lebt mitten im Besitz eines durch Meyneid und Betrug erworbenen Guts ruhig, er giebt hie und da armen Leuten, deren Väter und Großväter er um das Ihrige gebracht, Allmosen, und einen guten Rath, und es freuet ihn in der Seele, wenn Leute, die er vor altem beraubt und bestohlen, jetzt freundlich mit ihm sind, er schenkt ihnen auch

dann und wann gar gern ein Glas Wein, wenn sie dafür gut mit ihm sind, und ihm die Zeit, die ihm immer lang und zur Last ist, mit neuen und alten Historien vertreiben. Er redet auch so gar in guten Abendstunden, wenn er keinen Verdruß gehabt, zur Kurzweil dann selber mit ihnen von seinem alten Leben, und erzählt die hundert Streiche, die er gemacht; vergißt aber nie beyzufügen, wie er ein ganz anderer Mensch seye, und entsetzlich viel bete und lese, und selber dem alten Kirchmeyer verziehen, der ihn doch so gottlos herumgeschleppt, aber doch auch Gottlob nie Meister geworden. Ich habe ihn erst kürzlich so mit einem Unglücklichen reden gehört, den er beynahe an Bettelstab gebracht; er rühmte im Angesicht dieses Elenden, wie er jetzt keinem Menschen auf Gottes Boden um einen Heller mehr unrecht thue; der Elende ward sichtbar blaß, und ich sah es, wie er bey einem jeden Wort, das der Bösewicht redete, litte, er antwortete zwar kein Wort; der Bösewicht verstund aber dennoch sein Schweigen, und es mißfiel ihm so, daß er mürrisch ward ob dieser Unhöflichkeit.

Else. Aber, Jooss! deine Predigt war beynahe so lang, als des Pfarrers seine am Sonntag.

Christoph. Er hatte auch eine Materie darnach!

Else. Es ist doch aber keine Pfarrersmaterie.

Jooss. Warum das?

Else. Die Pfarrer müssen uns Engel aus dem Himmel und Teufel aus der Hölle abmalen, und dörfen uns nicht mit Menschen aus der Nachbarschaft kommen.

Jooss. Dünkt dich das nicht recht, Else?

Else. Nein, wahrlich, wir gaffen die heiligen Engel an wie Fürsten und Prinzen, und denken nichts weniger dabey, als daß wir auch werden könnten und sollten, was sie, und von Teufeln laufen wir in Gottes Namen fort, so gut und so weit wir können und mögen; wo man uns aber von Menschen und unsern Nachbarn redet, und uns auch recht und den geraden Weg sagt, wie sie sind, so merken wir sicher, daß alles, Gutes und Böses, auch in unserer Haut stecke, was in einer andern Menschenhaut reif worden.

Joost. Aber, Else! Um von Menschen zu reden, muß man Menschen kennen; von den Engeln und den Teufeln aber kann man gar viel erzählen, ohne einige Menschenkenntniß.

Christoph. Aber wir sind wahrlich beym Eid und Meyneid — — nicht bey der Menschenkenntniß. —

Joost. Meynst du, Meister! daß man die zwey Dinge gar nicht zusammenhängen könne? —

Else. Nein: um aller Liebe willen hänget sie doch nicht zusammen. Ich habe so genug von dieser Materie, daß ich jetzt kein Wort mehr davon hören mag.

Joost. Aber ich bin noch nicht fertig. —

Else. Nun so red' weiter, aber ich gehe in die Küche, und back' euch lieber einen Kuchen, als daß ich euch weiter zuhöre.

Christoph. Nun, jetzt mußt du, Else, weils du geredt hast. —

Es ist mir keine Strafe, erwiederte Else — packte das Garn auf und gieng in die Küche — und der Joost

fieng ungesäumt wieder also an — das, was ich dir noch nicht sagte, ist dieses — wie es so abgeseimte Bursche angreifen, die Leute zu falschen Aussagen, Zeugnissen und Eiden zu bereden und zu verführen.

Christoph. Sag' mir doch das noch! —

Joost. Sie machen es also. Wenn sie etwas gethan oder geredet, das nach den Landesgesetzen ihnen Gefahr bringen könnte, und Männer da sind, durch deren Zeugnisse die That wider sie bewiesen werden könnte: so suchen sie zuvörderst auf alle Art und Weise den Zeugen auf den Leib zu kommen; sie versäumen keinen Tag, keine Stunde, entweder selber, oder durch ihre Apostel mit ihnen zu reden, am liebsten werden sie sich in den Wirthshäusern bey einem Glas Wein mit ihnen absetzen, und dann, wenn mit behöriger Vorsicht die ersten Krüge unter ganz gleichgültigen Gesprächen geleeret worden, nach und nach von dem leidigen Handel anfangen, aber sich wohl hüten, und alle Künste dazu brauchen, daß der Zeug ja nicht selber zur Red komme, und wo möglich, der Sache nicht einmal nachdenke, sondern sie reden lasse, und ihnen zuhöre; dann erzählen sie ihm das Geschehene der Länge und der Breite nach, zu ihrem Glimpf und Vortheil vor, setzen Umstände zu ihrer Entschuldigung hinzu, die nicht wahr sind, lassen andere, die ihnen schaden, aber wahr sind, aus, und behaupten kühn und muthig gegen alle Wahrheit, daß es so — und so — und so — geschehen, mischen aber Wahrheit und Lügen so fein, und verdrehet unter einander, daß der Zeuge nach und nach selber eintritt, die Sache so verdrehet, um falsch, wie sie solche ihm vormalen, anzusehen,

und ihnen Beyfall giebt. Sie sind im Stand, Leuten, die nicht ganz besonders aufmerksam auf das, was sie hören und sehen, sind, eine Erzählung, die im Wesen und in allen Hauptstücken falsch ist, so einzuschwätzen, daß die eigentliche Geschichte ihnen nach und nach zweifelhaft wird, ja oft ganz völlig aus dem Kopf fällt, und statt derer das drinn bleibt, was diese Bösewichter ihnen beym Trank eingeschwätzt, und wenn sie dann den Kopf eines Manns in ihrer Sache dahin gelenkt, wo sie ihn wollten; wenn sie die Hauptgesichtspunkte ihres Fehlers ihm entstellt, und ihn über die Thatsachen, die er gesehen und gehört, irr und zweifelhaft gemacht, dann fügen sie laut und stolz, aber doch gutmüthig und liebreich bey, „sie begehren nichts als die reine Wahrheit" und er solle nur sagen, was er gesehen und gehört „sie wünschen nichts weiter, als daß er um seiner selbst, und um seiner Seele Heil willen, nicht mehr sage, als was er gewiß wisse;" sie sind froh, wenn eine ganze Stube voll Volk da ist, wenn sie dieses sagen, und werden dir auch gute Sorge tragen, daß alle die, so an den hintern Tischen, und alle die, so an den vordern Tischen sitzen, es eigentlich verstehen und hören; auf diese Art bringen sie es hundertmal dahin, daß schwache Leute Umstände zu ihren Gunsten ausreden, und bezeugen, die platterdings nicht wahr sind, noch weit mehr aber erhalten sie auch von verständigen und sonst ganz nicht unbesonnenen Männern, daß sie über die Hauptumstände anfangen zu zweifeln, und nur halb und ungleich ausreden, in welchem Fall sie wieder entschlüpfen. Die hauptsächliche Kraft der Streiche dieser entsetzlichen Leute bestehet in ihrer Men-

schenkenntniß; auch ist es der meisten ihre Hauptarbeit zu wissen, zu erforschen und auszuspähen, was jedermann thut; daher kennen sie ihre Leute auch aufs Haar, und kommen dann dem einen mit einem Glas Wein, wann er dürstet, dem andern mit einem Stück Geld, wenn er's braucht, dem dritten mit einem guten Wort, wo er's nöthig hat, dem vierten mit einem Wink, wo er sich fürchtet, dem fünften mit einer Drohung, wo ihm Angst ist, und dem sechsten mit einer Hoffnung, wornach er gelüstet, auf den Leib; sie wissen in allen Haushaltungen ein Hacken (Haft) wo man anpacken kann. Weib und Kind, Knecht und Magd, Vorgesetzte und Aelteste, Vögte und Weibel, Wirth und Müller — Säufer und Huren — Juden und Hebammen — Sigristen und Schulmeister. — — Kurz, aus allem Volk, wer sich anpacken, zukaufen und anschnüren läßt, wird angepackt, zugekauft und angeschnürt, Hand zu bieten, die Wahrheit zu verdrehen, und die bösen Zeugen, die noch zu viel wissen, von dem, was sie sahen und hörten, irre zu lenken, zu geschweigen abzumahnen: — Kurz: zu verfälschen und zu tödten, und dann auch den armen Kläger zu verschreyen, zu erschrecken, Böses über ihn zu sagen, Sünden von ihm auszutrommeln, Feindschaft gegen ihn zu stiften; und besonders die Zeugen gegen ihn aufzubringen und Geschichten bis auf die Großväter herfürzusuchen, wo er diesen etwan ein saures Auge gegeben, oder einen faulenden Zaunstock niedergedrückt. — Solche Anstalten helfen auch gemeiniglich für gut, und schützen den Beklagten, der gescheid war, vor der armen Gerechtigkeit ganz nachdrucksam; der ute u nd

der böse Zeuge stehet dir armselig vor dem fragenden Recht — und ist mehrentheils ganz aufgebracht gegen den guten Kläger, daß er ihn in einen so gehässigen Handel hineingezogen; und man siehets den meisten solchen Zeugnißgebern an den Augen und an den Füßen an, daß ihnen angst und bang ist, und daß sie gern wieder zur Stube hinaus wären, sie künsteln und drehen auch gemeiniglich in ihrer Furcht und in ihrem Schrecken, sowohl mit sich selber, daß sie es mehrentheils auch nicht geradezu selber wissen, wenn sie Sachen ausreden, die eigentliche Lügen sind, und dann wann einmal einer wahr oder falsch ausgeredt, so kommen gleich Umstände und Sachen hinzu, daß nicht leicht einer seine Aussage zurücknimmt; doch weiß ich einen Fall, da es geschehen. —

Es klagte ein Zehendenbesieher einen Mann an, daß er unrichtig gezehendet und bey Nacht und Nebel Garben von dem unverzehenden Land weggetragen; es waren Zeugen, die bestimmt ausredten, sie haben ihn gesehen und angetroffen, da ers gethan; der Beklagte aber brauchte alle Künste, die oben berührt, gegen die Zeugen, und einer von ihnen war so unglücklich, daß er sich dahin verleiten ließ auszureden, es könne seyn, daß er sich vielleicht geirret und ihn für den unrechten angesehen, aber der Kläger verstunde den Spaß nicht also, sondern foderte, daß der Mann, der sein Zeugniß zurücknehmen wollte, den Eid dazu thue, daß er wirklich in seinem Herzen glaube, er habe sich irren können, und er seye nicht gewiß, daß der Mann, den er gesehen, wirklich der Beklagte gewesen.

Das konnte nun der Zeug nicht auf sein Herz brin-

gen, weil er, wie von seinem eigenen Leben, überzeugt war, daß er den Mann gesehen, und über der im Streit stehenden Handlung wirklich angetroffen; er weigerte sich, den Eid zu seiner zweyten Aussage zu thun, mit dem Beyfügen, seine erste Aussage sey wahr, und er wolle eidlich zu derselben stehen. — Der Richter hat die ganze Last des Handels auf den Unglücklichen geworfen, der das Opfer des beklagten Bösewichts war.

Christoph. Auf diese Art wird unendlich viel mit Unrecht durchgedrückt und weggeläugnet, was gestraft werden sollte, und was, wenns nicht gestraft wird, Land und Leute verderbt — und viele Leute werden Meyneid, ohne daß sie es wissen. —

Jooss. Es ist mit den Eiden in den Rechts- und Zeugnißsachen vollkommen, wie mit den Amtseiden, von denen wir im Anfang geredet. Mann wird durch Umstände, Bedürfnisse, Leidenschaften, Beyspiele, durch Menschenfurcht, durch Geiz, kurz, durch seine Fehler von dem geraden, einfachen Sinn seiner Pflicht abgelenkt und verleitet, den Gegenstand in hunderterley schiefe Gesichtspunkte zu stellen, und darüber so krumm und überzwerch zu denken und zu reden, bis man sich eine Meynung eingeschwatzt, die nachsichtig genug für die Lieblingswünsche unsers Herzens, und unsere Pflichten richtig so weit vor uns selber bedeckt, als wir sie nicht gern sehen. Das ist der Weg, auf welchem der Mensch in den Sachen des Eids Schritt für Schritt in der Selbstverblendung vorrückt, bis er endlich auf dem Ruhepunkt sich festsetzt, auf

welchem er sich auch aus den offenbaren Thaten des unverkleisterten Meyneids gar nichts mehr macht.

Christoph. Du hast so viel von diesem großen Landesübel geredet; du mußt mir einmal jetzt auch noch sagen, wie du glaubest, daß man ihm abhelfen könne. —

Joost. Es dünkt mich, die Hauptsache bestehe in der Wahl der Leute, die man beeidiget, und es sey unumgänglich nöthig, daß die Regierungen mit der äusserſten Genauheit darauf sehen, daß keine Personen, die des Geizes, der Verschlagenheit, oder auch der Schwäche und der Forchtsamkeit halber bekannt sind, zu Diensten und Posten gelangen, die beeidiget werden. Deßgleichen, daß man alle Arten meyneidiger Handlungen gegen alle Arten Beamtete mit großer Schärfe ahnde und bestrafe, besonders sollte man, wo ganze beeidigte Brüderschaften und Corps sich ausgeartet zeigen, und in ihren Sitten, und in ihrem Wandel die Grundsätze der Untreue und des Meyneids sichtbar herumtragen, dann mit Ernst darein fahren, entsetzen, abhauen, ausstoßen, ausputzen, einsperren, fortjagen und die Brut in ihrem Nest so rütteln und säubern, bis die Sitten und der Lebenswandel dieser Leute bewiese, daß ihre Meyneide sich mindern. —

Christoph. Das möchte ein recht großes Stück Arbeit seyn.

Joost. Es müßte sie aber auch ein recht Großer zur Hand nehmen, sonst würde gewiß nichts herauskommen, als daß die Brüder den reinen Ertrag ihrer Meyneiden etwas sorgfältiger genießen, und das Gepräng ihres

Hochzeitlebens in Klosterordnung und stille gute Fastenspeisen verwandeln würden.

Christoph. Nun weiter, was wolltest du mehr thun? —

Joost. Ich würde verhüten, daß die beeidigten Männer im Land nicht leicht zu etwas gebraucht würden, wodurch das Menschenherz gemeiniglich verderbt und hart gemacht wird, und diejenigen Leute, welche zu solchen Sachen müssen gebraucht werden, würde ich gar nicht beeidigen. Denn die Erfahrung hat mich gelehret, daß allenthalben, wo die Menschen, die in öffentlichen Posten stehen, zu wenig liebreichen, hülfreichen und menschlichen Thaten gebraucht werden, sondern von Amtswegen, glatterdings nichts thun müssen als pfänden, strafen, auflauren, eintreiben und brandschatzen, allemal die Inhaber dieser Posten zu einem solchen Sinn und Denkungsart anwachsen, welche dem treuen, unschuldigen, ungekünstelten Pflichtsinn, den der beeidigte Mann immer haben sollte, in seinem Wesen entgegen. — Ich würde allen Leuten, die man zu dieser Art Geschäften brauchen muß, kurz und gut sagen, das und das ist deine Arbeit, und dein Lohn ist, so lange du deine Pflicht thust, so und so, dabey werde ich dir aber so auflauren und dich beobachten lassen, daß mir deine Fehltritte unmöglich entgehen werden; und entdecke ich, daß du wider deine Pflicht handelst, so ist der Lohn, wenn es einmal geschehen, deine Entsetzung, und wenn es zum zweytenmal geschehen, die höchste Strafe, die ich einem Verbrecher anzuthun vermag. Eine solche Pflichteinschärfung, deren ernste Meynung ein wenig mit Exem-

peln erläutert werden müßte, würde ganz gewiß die Treue in den niedern Dienſten im Land, und in Poſten, die faſt nur Profoſengeiſt und Profoſenhände fodern, weit beſſer verſichern, als wenn man ſie durch hohe und große Eide zu Pflichten verbindet, deren Vernachläßigung in leichten Fällen mit kleinen Verweiſen, und in ſchweren mit 2 oder 3 Pfund Buß ab- und gutgemacht werden.

Chriſtoph. Biſt du jetzt fertig? —

Jooſt. Nein, noch nicht. — — Das Uebel der Meyneide in den niedern Poſten im Land ganz in ſeinen Wurzeln anzugreifen, iſt auch nöthig, daß ſelbe in den obern Poſten Pflichterfüllung, Frömmigkeit und Tugend zu Aemtern und Ehren führen, und daß beſonders keine höhere Landesämter dem Hunger oder dem Geiz Preis gegeben werden. Denn wo das iſt, da ſind Amt- und Pflicht- und Dienſteide ſicher nichts als ein leichter ſtroherner Maulkorb für einen hungrigen Ochſen, der an einem vollen Bahren gebunden; der Ochs wird dir ſicher am Korb reiben, bis das Maul frey iſt; das übrige folget dann von ſelbſt, und verſteht ſich, daß es hinabgreift bis zu unterſt am Boden.

Jener wäre mein Grundſatz, wenig Eide, aber ſcharfe Strafen für jeden, der im Sold und Dienſt ſtehet, und wider ſeine Pflicht fehlt; und zuletzt muß ich noch das ſagen, wenn ein Fürſt von ſeiner Höhe herab ſichtbar zeigen würde, daß er jedermann, der mit Unrecht im Land Geld fiſchen will, verachtet und hintanſetzt; ſo würden ſicher alle, die es thun, ſo gut von unten herauf vermaledeyet werden, als ſie von oben herab verachtet würden. —

Das sagte Jooſt, und eben kam Elſe mit ihrem Kuchen wieder aus der Küche, den aßen ſie dann ganz ruhig, doch vergaßen ſie ob ihm nicht völlig die Meyneide des Landes. So bald ſie fertig waren, ſagte der Vater zum Fritz: „Du muſt uns einmal wiederholen, was geſagt worden; es iſt zwar ſpät, aber es muß dir bey ſo etwas auf eine halbe Stunde mehr Schlaf nicht ankommen.“ — —

— Ich wills gern wiederholen, antwortete Fritz. —

— Nun dann, ſagte der Vater! —

Fritz. Ihr ſagtet zuerſt, daß niemand mehr verſprechen ſoll, als er halten will und kann.

Chriſtoph. Weiter. —

Fritz. Daß leere Worte falſche Herzen machen. —

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Eidesformeln klar, deutlich und verſtändlich ſeyn ſollen.

Chriſtoph. Was mehr? —

Fritz. Das man aus denſelben ausmuſte müſſe, was in der Uebung nicht mehr da iſt. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß ein dünner Geldſeckel und viele Bedürfniſſe ein böſer Umſtand für die richtige Anerkennung der Eidspflichten ſeyen.

Chriſtoph. Weiter! —

Fritz. Daß kaum jemand mit Fleiß und Vorſatz meyneidig werde. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß es viele Leute durch Umstände, Leidenschaften und Versuchungen werden. —

Christoph. Und dann?

Fritz. Daß einer leicht verirren könne, wenn er ganze Schubtrucken voll Eide auf sich hat. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß der Mensch seine erste Pflicht Gott und den Seinigen, und die zweyte seiner Oberkeit schuldig. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß Vater und Mutter, und Weib und Kind, den Menschen von Gotteswegen angehen und er sie folglich dem wohl- oder übelverstandenen Interesse einer Landesbehörde nicht verrathen dürfe.

Christoph. Und noch?

Fritz. Daß keine oberkeitliche Person meiner Treue gegen sie sicher seyn könne, wenn ich aufhöre, gegen Gott und die Meinen treu zu seyn.

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß verfängliche, auf Gefahr handelnde Menschen immer auch unsichere Beamtete seyn.

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß ein krummer Sinn über Recht und Pflicht den Menschen zu allen Infamien und Meyneiden leitet. —

Christoph. Und mehr? —

Fritz. Daß das Volk in einem reinen, treuen und frommen Sinn zu erhalten unumgänglich nöthig sey, daß die beeidigten Leute im Land ihre Pflichten genau und steif erfüllen.

Christoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß man alle arme Leute in der Kirche lehren sollte, daß sie und ihres gleichen nicht leicht Leute finden, die für sie zeugen. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man Prozesse nur durch Beweise gewinnen könne. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß allenthalben das Ableugnen in dem Grad leicht, als das Beweisen nach Rechtsform schwer ist. —

Christoph. Was noch? —

Fritz. Daß Obrigkeiten oft Landesübel sehen und ihnen doch nicht gleich abhelfen können, so gern sie wollen. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß es hie und da besser wäre, das Volk würde mehr seinen eignen Sachen abwarten, als viel von Rechtssachen sehen und hören. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß es sehr gut ist, wenn das Volk in einem Lande ein reines und frohes Vertrauen auf seine Obrigkeit und auf die gute Sache eines geraden Rechts hat, und nicht viel von Rechtsformeln, Pandekten, Gesetzsammlungen und ihren Nummern und Seiten weiß. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß der Leuppi sein Haus doch nicht von Gott und Rechts wegen besitzt, wenn schon der Teufel seinem Papier mit dem Modell nicht widersprechen darf. —

Christoph. Fahr fort! —

Fritz. Daß die meisten Dorfteufel bey ihren Streichen sich doch nicht recht über das Grab hinübertrauen, und dann und wann den armen Tropfen, die sie unterdrückt, gern Vergeßwein und allerley Kleinigkeiten zahlen, damit dieselben sie in einer andern Welt auch nicht gar zu hart verklagen.

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß sie von dem Recht in der andern Welt gar unvernünftig nach der Form und Ordnung des Audienzstubenrechts denken. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß der Mensch ein Mensch ist, und sich ob Engeln und Teufeln nicht so erspiegelt, wie ob seines gleichen. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein schlauer Teufel, der es darnach anstellt, einem einfältigen Nachbar in den Kopf hinein und aus dem Kopf herausschwatzen könne, fast was er wolle.

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß diese Kunst das A und O des Tröllerbuchs ist, welches so oft die guten Gesetzbücher meistert. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß, wer den Menschen kennet, alles wider ihn vermag, und sich allenthalben durch die Formalitäten, die, den ehrlichen Mann wider den Bösewicht zu schützen da sind, wie die Schlange durch Stroh und Stoppeln hindurch windet.

Christoph. Ferner?

Fritz. Daß also auch der, der etwas für den Menschen

schen ausrichten will, und besonders, wer sich in den Kopf kommen lassen will, die Formalitäten zu leiten und zu bestimmen, die den Schelmen in dieser Welt dem ehrlichen Mann drey Schritt vom Leib halten sollen, nothwendig den Menschen nahe und genau kennen soll. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Und daß folglich tiefe und allgemeine Volkskenntniß der eigentlich wahre Fuß einer guten Gesetzgebung ist. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß wo ein Verklagter gar viel Zeit hat, sich zu kehren und zu drehen, der Kläger gar oft ein geschlagener Mann ist, wenn er schon recht hat.

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß, wo es so ist, ein gescheider Mann nicht gleich klagt; aber dann auch fremde Sachen, und wenn es Zehenden wären, denen überläßt, die gern spielen. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß, wenn ein Mann verschrieen ist, sicher auch von allem dem, was man über ihn erzählt, nicht die Hälfte wahr ist.

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß man besonders an ausgeposaunten Sünden und Lastern solcher Leute zweifeln dörfe, die mit größern als sie sind, im Streite stehen. —

Christoph. Fort. —

Fritz. Daß Eideauflegen, eine gar leichte Sache, aber sie halten machen, eine etwas schwerere sey. —

Christoph. Und noch?

Fritz. Daß es hiezu recht gut, wenn man die Augen aufthut, um so genau als möglich zu entdecken, wer der eigentlich sey, den man in Pflicht nimmt. —

Christoph. Dann? —

Fritz. Daß man auch dem unterst beeidigten Mann im Land nicht viel Schergen- und Profosenarbeit aufladen solle. —

Christoph. Was mehr? —

Fritz. Daß man solche Art Arbeitsleute nicht beeidigen, sondern am Seil halten und mit Staupbesenbeyspiel in Ordnung und Pflicht zu bleiben, lehren müsse. —

Christoph. Sodann? —

Fritz. Daß zwey bis drey Pfund Buß für Vernachläßigung eidlicher Pflichten zu wenig ist. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß man zu Dienst und Posten, die recht versehen seyn sollen, nicht den Hungrigen, nicht den Reichen, sondern den Mann aussuchen müsse, der gewohnt ist, seine Pflicht zu erfüllen. —

Christoph. Hast noch etwas? —

Fritz. Daß die Oberbeamtete ihre Unterbeamtete, und die Unterbeamtete das Volk bilden. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß man Leuten, die auf unrechtmäßigem Weg Geld im Land fischen, aufs wenigste wie Falschwerbern nachstellen und nachjagen solle. —

Christoph. Und endlich? —

Fritz. Daß das Volk seine Blutsauger nur da vermaledeye, wo es darf. —

Die sechs und zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Von Criminalgesetzen. — Von der Kirchenzucht. Von dem Thron und seinem niedersten Fußschemel. — Von Knechten, die man liebt, von Knechten, die man nicht liebt. — Von dem Dienst der Amtsmänner — und von dem Dienst der Pfarrer. — Von der Religion und dem Religionsmangel. — Von der Weisheit und vom Schellen der Nußkernen. — Vom Amtsschreiber Dreheler, seiner Frau und ihren Kindern. — Vom Städtchen Puderburg und dem hölzernen Görg auf ihrem Thurm. — Von allerley Berufsarbeiten, die auf die Heucheley einen Einfluß haben. — Von Töchtern — Pfarrern — Klosterleuten, Frömmlern, die oft allerseits weniger Menschenkenntniß haben als ein gemeiner Heuchler. — Von den Kenntnissen des Heuchlers, von seiner Scheitel hinab bis auf die Sohle seiner Schuhe. — Von Katzen, die gähnen und freundlichen Leuten. — Von einem Sigrist, seiner Frauen, seinem Wasserzuber und seiner Klage. — Vom Ueberwinden der Kinder, den Gründen dazu und allerley verderblichem Zuckerzeug.

Da sind wir jetzt bey dem Mann, der im Stand wäre, seine Frau ins Grab zu pfeiffen, sagt Christoph, als er den XXIIIsten Abschnitt unsers Buchs gelesen. —

Und Else. Aber daß so ein Mann in einem Land,

wo noch ein Galgen und ein Rad ist, ungestraft herumwandelt?

Joost. Das ist gar einfältig, Else. — Es werden fast immer mit Galgen und Rad nur übereilte Handlungen unglücklicher Leidenschaften und Thaten bestraft, wozu elende Leute meistens durch erbarmungswürdige und klägliche Umstände, oder plötzlich und gewaltsam hinreissende Versuchungen veranlasset worden. Das stille, anhaltende Räuber- und Mörderleben, das innerhalb der Hausthüre der Menschen langsam und mit etwas Behutsamkeit raset, ist nicht gewohnt, mit Galgen und Rad gestraft zu werden.

Christoph. Aber das ist erschrecklich! —

Joost. Es ist wohl erschrecklich! aber ganz sicher wahr. Es kommt bey den Blutgerichten nicht darauf an, ob ein Mensch durch und durch verabscheuungswürdig, nicht, ob sein Leben eine ganze Reihe Gott beleidigender und die Menschen kränkender und schädigender Handlungen gewesen, sondern ob er eine bestimmte, rechtsbeständig, beweisbare, von den Gesetzen als Criminal bezeichnete Handlung gethan habe. —

Else. Aber ists denn gar nicht möglich, solchen stillen, Menschen aufreibenden Hausverbrechen Einhalt zu thun? —

Joost. Es gab Zeiten und Orte, wo eine verständige und menschliche Kirchenzucht vielem solchen Hausunglück Einhalt gethan hat; aber dieses gute Mittel gegen die Ausbrüche der Hauslaster ist so mißbraucht worden, daß man jetzt fast allgemein annimmt, daß es besser, gar

keine Kirchenzucht zu haben, als eine, die nicht ganz rein ist. —

Else. Man mag aber unrecht haben in dieser Meynung.

Christoph. Es ist vollends, wie wenn man sagte, es sey besser kein Schutz im Land als ein schwacher, besser gar keine Gesetze, als keine vollkommene; gar keine Gerechtigkeit, als eine, die etwas hart, oder etwas blöde, oder sonst in einigen Stücken nur halb gut wäre. —

Joost. Aber wo Schutz, Gerechtigkeit und Gesetz ganz die Sache des Herrn, und die Religion und Kirchenzucht ganz die Sache des Knechts ist; da passet deine Vergleichung nicht! Die stiftsmäßigen Damen werden dir auch ihren schlechtesten Flitterprunk nicht mit den sehr guten Juwelen einer Kaufmannsfrau vergleichen wollen; und die große Mehrheit der Gewaltsmenschen unsrer Tage (der Verfasser redet von einem Zeitpunkt, der sich seit vierzig Jahren merklich verändert hat); verachtet den Stand der Geistlichen noch weit mehr als die stiftsmäßige, denen nicht eine altadeliche; und dann ist natürlich, daß diese Menschen auch das Gute nicht viel achten, welches diejenigen unter ihren Knechten thun könnten, welche sie nicht lieben. Ueber das hat die wahre ernste Religion den Hoffehler, gerne ohne Larve zu erscheinen und den Fehlern der Hofleute und Gewaltsmenschen so wenig zu schmeicheln als den Volksverbrecher. Zu dem kommt noch, daß sie, diese ernste Dienerin des Gottes der Wahrheit und der Liebe, sich gar oft mit unhöflichen Zudringlichkeiten des Armen, Elenden, des Unterdrückten im Land sich laut an-

zunehmen und selbst Fürstenlieblinge zu beleidigen, wenn diese die Unschuld beleidigen und der Gerechtigkeit trotzen. — — Alle Religion lenket auch immer dahin, den Sinn der Hohen an das Tiefe zu binden, und die Majestät der Fürsten ihnen immer durch ein reines, menschliches Bescheidenheitsgefühl zu mäßigen. — Die heilige Dienerin der Menschen veredelt alle Kräfte unserer Natur nur dadurch, daß sie selbige dienstbar machet; und es ist eine von ihren segensreichsten Wirkungen, daß sie dem Fürsten den Scepter aus der Hand des menschenfreundlichsten Gottes, zum Dienst der Menschen in ihre Hand legt, — indessen, daß Religionsmangel, Kron und Scepter gedankenlos, willkührlich, ohne Menschenliebe und ohne Gottesliebe brauchen läßt! Auch ist sicher immer der Grund der rechten, gesegneten Reichsgerechtigkeit, in diesem Unterschied zu sehen, ob sich der Fürst um Gottes willen als Diener seines Reichs fühle, oder ob er seinen Gewalt ohne Beherzigung dieses seines Verhältnisses gegen Gott und die Menschheit sonst brauche? Und es sind keine, noch so künstliche Menschenanstalten möglich, das Glück der Völker zu befördern und zu sichern, wie es durch das reine Band der Religion, welches jeder Unterthan seinem Fürsten von Gottes wegen ans Herz bindet, erzielet und gesichert wird. — *).

*) Anmerkung. Der Autor. Mein Joost scheint auf dem Punkt zu seyn, den Esprit der Conflikten zwischen der Krone und der Kirche, wie er sich in unsern Tagen (d. h. vor etwa einem halben Jahrhundert) allgemein äussert, entwickeln zu wollen. Aber ich darf den guten Bauern nicht länger reden lassen.

Christoph. Ich verstehe dich nicht recht, Jooſt; doch zeigt mir die Erfahrung auch, daß allenthalben, wo das Volk ohne Ehrfurcht für die Religion gelaſſen wird, auch ſein Hausglück unendlich viel Zerrüttungen unterworfen iſt.

Jooſt. Du kannſt ſicher ſeyn, daß alle die Zucht- und Fündelhäuſer, der Veſtungsbau und alle Hochgerichte zum eigentlichen Hausglück der Nation nicht ſo viel beytragen, als das ſtille Thun eines einzigen Pfarrers, der Kopf und Herz für ſeinen Poſten recht in der Ordnung hat. —

Elſe. Aber wo ſind die? —

Jooſt. Frag das nicht, Elſe, ſie ſind gewiß allenthalben, wo der, ſo Macht hat, ihnen zu ſagen, was ſie ſeyn ſollen, im Ernſt, d. h. im Geiſt und in der Wahrheit und in Uebereinſtimmung mit dem heiligen Willen Gottes auch will, daß ſie etwas ſeyen; wo aber dieſer will, daß ſie Nichts ſeyen, ſo iſts denn ja für ihn, der es will, auch recht, daß ſie Nichts ſind. —

Elſe. Aber bey allem dem waren doch auch in den Zeiten, in welchen das Volk allgemein viel mehr Achtung

---

Der Leſer. Der Kerl braucht ſein Maul ſchon lange über die Grenzen ſeines Standes.

Der Autor. Verzeihet, es iſt mir leid, wenn ihr, ungeachtet deſſen, was ich im Anfange dieſes Aufſatzes ſagte, meinen Jooſt dennoch wie einen Hüterbuben unwiſſend, wie einen Lettenbauern hartherzig und wie ein Laſtthier bemaulkorbt erwartet.

für die Religion hatte, dennoch solche Heuchler, wie dieser, eben so wenig etwas Seltenes als jetzt. —

Jooſt. Das ist so; doch mit dem Unterschied, daß die Elenden, die unter ihren Händen seufzeten, in diesen Zeiten dennoch immer mehr Troſt, Hülfe und Rath fanden.

Elſe. Das ist aber ein Umstand, der den Unterschied gar groß machet.

Jooſt. Sicher! Alles Leiden machet dem Menschen gar unendlich viel weniger, wo er Troſt, Unterstützung und Theilnehmung findet, als wo ihm das mangelt, und wo wenig Religionsachtung beym Volk ist, da ist immer auch wenig Troſt, wenig Unterstützung und wenig Theilnehmung an dem Leiden des Menschen.

Chriſtoph. Und im Gegentheil wo Religionsachtung ist, da haben auch selber die Cerimonien und unwesentlichen Meynungen der Religion auf Hülf und Rath und Troſt gar viel Eindruck. —

Jooſt. Das ist sehr nothwendig. Denn die meisten Menschen tragen das Wesentliche der Religion fast immer nur am Stab dieser Cerimonien und geheiligter Meynungen mit sich herum; übrigens aber sind die Religionsmeynungen gemeiniglich auch in ihrem Wesen so wahr, daß einmal ich, so weit ich die Menschen kennen gelernt, immer gefunden, die wahre Weisheit seye das Letzte, was ihn hindert, sich auch von Meynungen und Cerimonien der Religion zu laben und zu erquicken. Ich fand immer wahre Weise mit Andacht in den Tempeln ihrer Kirche, indessen daß auch allenthalben tausend schlechte Leute aller

Tempeln und aller Kirchen spotten, und je erleuchteter und bedächtlicher der Weise, über die unwesentlichen Worte und Cerimonien seiner Religion denkt, desto heiterer siehet er, daß der Vorzug, den er hierin vor dem Volk hat, im Unwesentlichen der Sache bestehet, und das Volk sehr wenig verliert, wenn es hierüber dunkler, aber herzlich und warm denkt; — — je weiser der Mensch ist, desto mehr ist ihm Religion allgemeine Nahrung, die sich weder an Weltgegenden noch Schullehren bindet, und der Weise sagt es gerne und mit Ueberzeugung zu dem Volk, daß es eine und eben dieselbe Nahrung ist, wenn der Mensch gute Kernen von Mandeln oder Nüssen so isset, wie sie gerade aus der Schale fallen, indessen ein anderer sie noch schälet, und von einem kleinen Häutchen reinigt, eh' er sie speißt. —

Else. Wenn man's nur immer von dieser Seite ansähe, daß die Meynungen der Religion nie das Wesentliche derselben ausmachen, daß sie selber durchaus nicht eine Meynungensache, sondern eine Kraft Gottes zum Heil eines jeden, der da glaubt, sey, und daß menschliche Kraft zu allem Guten das wesentliche und untrügliche Kennzeichen der wahren Religion und des heiligen, göttlichen Mittels der unerschütterlichen Gemüthsruhe, zu welchen sie den Menschen zu erheben vermag, sey.

Christoph. Einmal unsere gute Cathrine möchte wohl von einer Kirchen gewesen seyn, von welcher sie wollte, so zeiget ihre Gemüthsruhe, ihre Standhaftigkeit und ihr Vertrauen auf Gott, daß dieses heilige Kennzei-

chen aller wahren Religion, die Kraft Gottes zu ihrem Heil, in ihr sey.

Jooſt. Unter allen Völkern wird der Menſch, der wie dieſe arme Frau, in ſeinem Leiden Gott ſucht, ſeine Hülfe finden, mit welchem Namen er auch immer den Vater nennen wird, den er anbetet — denn Gott iſt allen denen, die auf Erde wohnen, nahe, und wer immer auf ihn hoffet, wird Ruhe finden in ſeinem Leiden. Denn ſein Dienſt beſtehet nicht in Worten und Cerimonien, ſondern in der Liebe zu ihm, und zu allem, das uns an ihn mahnet; und ſo wir dieſen Dienſt erfüllen, und ihn lieben, den Vater der Menſchen: ſo werden wir auch unſere Brüder lieben, und ſo in der Liebe Gottes Arbeit für ſie auf Erde finden; die uns edler beſchäftigen wird, als wenn wir allerley Meynungen unterſuchten. — —

Elſe. Wenn's ja nur wäre, hie und da einer armen Tröpfinn, wie dieſe da, die unter Heuchlerhänden leidet, mit Rath und Troſt beyzuſpringen, ſo wäre wahrlich eben viel Arbeit für den Frommen in der Welt. —

Chriſtoph. Ja wohl; denn es iſt nicht leicht ein Leiden in der Welt ſo groß, als dasjenige, ſo eine ſolche arme Tröpfinn hat, die unter Heuchlerhänden ſeufzet. —

Jooſt. Ganz gewiß — Heuchler legen meiſtens das Drückendſte ihres Fehlers auf die, ſo das Unglück haben, mit und neben ihnen zu wohnen. —

Chriſtoph. Woher rührt das auch eigentlich? —

Jooſt. Ein Heuchler haſſet nichts ſo ſehr, als wenn man ihn kennet, und da es unmöglich, daß einer, ſo verdrehet er auch immer iſt, ſich beſtändig vor denen, die ihm

nahe wohnen, verbergen kann, so wirft er auch gemeiniglich einen ganz besondern Haß auf diese. — Zu dem kommt noch gar oft hinzu, daß z. E. die Weiber oft gar zu geschwind nach der Hochzeit merken, wo sie mit einem solchen Herrn Liebsten zu Hause sind, und dann auch gemeiniglich ihr ganzes Maul und ihre beyde Augen, so groß sie sie machen können, dazu brauchen, einer solchen lieben Hälfte deutlich und klar begreiflich zu machen, daß sie dasjenige vollkommen einsehen und durch und durch begreifen, was man eigentlich vor ihnen verbergen und verstecken will.

Christoph. Es hängt mit vielen Weiberfehlern zusammen, daß sie oft einem Herr Liebsten in Augenblicken, wo es ihm gar nicht recht ist, gerne zeigen, daß sie ihn durch und durch kennen.

Joost. Das ist wahr und bey einem Heuchler so gefährlich, daß es vielleicht der größte Kunstgriff eines Weibes wäre, sich vor seinen Qualen zu schirmen und es mit einem Weib zu verrathen, daß es ihn durch und durch kenne.

Christoph. Dazu aber sind gewiß auch wenige Weiber fähig.

Joost. Aber zu etwas anderm sind hingegen sehr viele fähig.

Christoph. Was das?

Joost. Wenn ein Heuchler einmal weißt, daß seine Frau ihn durch und durch kennt, und überzeugt ist, daß er das nicht mehr ändern kann, so überwindet er sich leicht, wenn er nur sicher seyn kann, daß sie ihm nicht ausbringt,

was es eigentlich mit ihm sey; und in diesem Zustand ist es einem recht gescheiten, kraftvollen Weib wohl möglich, zwischen Ja und Nein, zwischen Furcht und Hoffnung schweben zu lassen; und je gescheider ein Heuchler ist, desto leichter hat es eine Frau, ihn an diesem Leitfaden zahm zu machen. Aber wie gesagt, es kommt alles darauf an, daß die Leidende ihre Ruhe in sich selber erhalte und den Böse-wicht darüber unbesorgt lasse, noch in Furcht und Schrecken hinein jage. Der Heuchler ist in dieser Lage nur so lange still als die Waage zwischen Furcht und Hoffnung schwebend steht, und er ist fähig, Gift und Dolch zu brauchen, wenn er sich, wie man's heißt, geprellt siehet. —

Christoph. Die Erfahrung zeiget alle Tage, daß der Heuchler, wenn ihm das Menagement nichts hilft, sich zu verbergen, ein Wüterich wird. —

Jooſt. Eben darum ists die sicherste Handhebe des Leidenden, den Heuchler immer fühlen zu machen, daß dieses Menagement ihm noch etwas helfe. —

Christoph. Aber wenn zwey Thiere beysammen wohnen, die beyde gleich Heuchler sind, dann ist ihr gegenseitiges Menagement eine Sache, die einen oft zum Sterben lachen machen kann. Der Amtsschreiber Dreheler schließt allemal, wenn er mit seiner Frau zanken will, eine halbe Viertelstunde vorher die Fensterladen gegen der Gasse zu, und die Nachbarn wissen so wohl, was das zu bedeuten hat, als die Burger in Puderburg, wenn der hölzerne Görg auf ihrem Thurm seine alte Nase zupft oder seine Zunge herausstreckt, daß ihre Glocke schlagen wird, und so wartet dann seine Frau auch allemal bis ihre Mägde alle

auf dem Estrig unter dem Dach im Bett sind, eh' sie den täglichen Nachthagel mit ihrem Herrn Liebsten anfängt. —

Else. Aber dünkt es dich nicht, die Heucheley hange gewissen Ständen und Berufsarten ganz besonders an? —

Joost. Das ist sicher, alle Stände und Berufsarten, die beym Einschmeicheln und Ausforschen, und überhaupt beym Einmischen in anderer Leuten Geschäfte viel Vortheil finden, sich immer am stärksten in Gefahr, von diesem bösen Geist angesteckt und besessen zu werden. Die Vorgesetzten und Geschwornen im Land, die Kirchgängsagerinnen: die Schulmeister: die Wäscherweiber: die Sigristen: die Laden- (Buden-) Jungfern: die Lehrjungfern: Hebammen: kurz alles Volk, das viel mit dem Maul und auch mit der Feder, in so fern sie als eine Dienerin des Maulwaschens gebraucht wird, verdient, und bey seinem Beruf viel Anlaß hat, durch Gesprächigkeit, durch Zurechtlegen, und alle tausend Künste des Zungendreschens, eine schöne Zugabe zu seinem Arbeitslohn zu erhalten, alle diese Leute werden gar leicht vom Heuchlergeist eingenommen und besessen, da hingegen diejenigen Menschen, die bey ihrem Beruf von Zungendreschen nicht viel Vortheil finden, und nur in dem Grad größern Vortheil von ihm ziehn als die Arbeit, die man ihnen aufgetragen, gut ausfällt, gemeiniglich gar viel weniger heuchlerisch sind.

Else. Die Erfahrung bestätigt diese Meynung allgemein. Der gemeine Bauer und der Handwerker zankt dir auf der Stell mit seinem Weib, wenn er zornig ist, und ist dann eine Viertelstunde hernach auch wieder gut. —

Christoph. Je mehr der Mensch für sich allein lebt,

und je weniger er in allerhand Verbindungen stehet, desto weniger hat er Versuchung zum Heuchlen, und hingegen je mehr der Mensch Ansprüche, Einbildungen und Verbindungen hat, desto leichter kommt er ans Heuchlen. —

Jooſt. Und eben so, je mehr der Mensch voll Einbildungen, Ansprachen ist, desto mehr lenkt er sich zu Lebensarten und Berufsgattungen, bey denen die Vortheile am allergrößten sind, wenn man recht heucheln kann.

Elſe. Dieses Hinlenken zu solchen Berufsarten gibt den Heuchlern allgemein viel Menschenkenntniß.

Jooſt. Sie brauchen sie auch. Ohne sie würden sie wahrlich bey ihrem Handwerk nicht gut fahren; aber meistens sind sie ganz gut hiezu eingerichtet; denn der Heuchler liebt gemeiniglich auch den Müßiggang, und nimmt sich Zeit, allem nachzuforschen, alles auszuspähen, links und rechts zu spioniren und hin und her zu spintisieren. Er ist gemeiniglich gesprächig und gesellschaftlich, und weiß fast immer allerhand, einen jeden zu unterhalten, der lange Zeit oder viel Verdruß hat. Dieses sind auch just die Leute, bey denen sich ein Heuchler am liebsten einnistet, und seines Fangs gemeiniglich am sichersten ist; unter diesen Umständen ist es aber auch nicht anderst möglich, daß ein Heuchler nicht immer zu ziemlicher Menschenkenntniß gelangt, durch welche er dann Leute, die, weil sie weniger Menschen ausforschen, auch weniger Menschenkenntniß haben, leicht in die Schlingen und Fallen locken kann, die er ihnen legt. Daher sieht man oft verschmitzte Heuchler gute Töchter mit Geld wegkapern; daher sieht man nicht weniger oft die allergrößeste Böſewichter sich in Pfarrhäusern

und Schlössern einschmeicheln, und sich ganzen, sie aufs Haar kennenden Dörfern zum Trotz Jahre lang in Freundschaft setzen und erhalten zu können. — Man siehet sie oft, so gar auch die Gutherzigkeit der Klosterleute überlisten und sie ihren ausgemachtesten Grundsätzen entgegen bis zum Seckelziehen bringen.

Else. Man sollte den Heuchler mit seinen Zeichen und Merkmalen so abschildern und auszeichnen, daß jedermann leicht auf die Spur käme, wo ein solcher um den Weg wäre. —

Joost. Ich will versuchen, ob ichs könne. Der Heuchler schlägt gern die Augen nieder, wenn man ihn steif ansiehet; achtet man aber seiner nicht besonders, so guckt er mit großen offenen Augen in allen Ecken und alles und alle an, er legt seinen Zeigfinger nicht selten an die untere Lippe, und drehet ihn zu Zeiten über seine Nase; er ist gesprächig, höflich und gegen jedermann gefällig; er wird dich oft über Sachen ausfragen, wo du unmöglich wissen kannst, wohin es langt und wie er eben auf das kommt, wenn er mit dir redet, und ein dritter dazu kommt, oder auch, ohne daß du es errathen kannst warum, wird er gar oft einsmal hinterhältig, springt plötzlich und gezwungen auf andere Materie; du wirst ihn über die gleiche Sache zu ungleichen Zeiten ungleich reden hören, aber er wird seine alte Meynung immer leicht und geschliffen umkehren, daß der Unterschied nicht auffällt; er wird das oft wie im Spiel thun, ohne daß du weissest warum; er wirft Fragen auf und bringt Gegenstände vor, die ganz nicht an den Ort gehören, wo er redet; er mischt sich in Sachen, wo ihn kein

Mensch braucht, und stellt sich nahe hin zu horchen, wenn ihrer zwey auf der Seite stehen und wie allein reden; er horchet und forschet auf das Mißliche und redet selber nur vom Gleichgültigen; er stellt seine Worte auf Spitze, und wenn ihrer zwey streiten, so findet er gar oft Gründe auf beyden Seiten; gemeiniglich hat er auch ein gutes, im Lauschen und Achtunggeben geübtes Gehör; er versteht deine Worte durch Vorhänge und Wände, und kennet alle, so im Haus wohnen, am Ton ihres Fußtritts von ferne; er drücket dir gern die Hände und lächelt dir sicher, wenn du ihn grüßest; wenn er zu seinen Nachbarn hinzusteht, so grüßen ihn diese ehrerbietig und schleichen still und schnell ihm links und rechts ab der Seite; und selber die Nachbarsweiber, die sonst mit jedermann ganze Abende unbesorgt klatschen, werden zurückhaltend, und trauen sich nicht mehr ganz, wenn er um den Weg ist, er trägt auch selten schwere Schuhe mit dicken Sohlen, hat auch keinen muthigen, kühnen Schritt, und es tönt dir nicht laut, wenn er im Haus herumgeht; er schleicht viel in Pantoffeln und Socken herum, und er findet sich gar oft oben auf dem Dache, wenn du ihn unten in der Werkstätte glaubest; er ist gern ehrbar und achtbar bekleidet, und wenn es zum Feuer läutet, wird er seine Schuhe nicht anziehen, bis sie geschmiert sind. Mit dem allem, so schön es ist, und so ordentlich sein Aussehen machet, haben seine Hausleute immer ein abgehärmtes Aussehen, und dieses abgehärmte Aussehen der Seinen ist für einen Erfahrnen das sicherste Merkmal, daß dem stillen ordentlichen Hausmeister nicht alles zu trauen! —

Chri-

Christoph. Ich traf gestern den Amtsschreiber an, der mit seinen zweyen Kindern in die Reben spazierte; sie hatten beyde noch rothe Augen in ihren gelben armen Köpfen, und dem lieben Vater war sein Kinn noch nicht trocken vom Geifer, denn er kam eben von einem erschrecklichen Hauszank; aber er lächelte freundlich auf sie herunter, wie eine Katze, die gähnet. —

Else. Der Tropf träumet noch immer, es kenne ihn niemand. —

Joost. Das ist eben auch immer die Narrenkappe des Alteraden Heuchlers, daß er denkt, es kenne ihn niemand. —

Else. Wenn auch hierin die Erfahrung bessern könnte, so hätte heut vor 8 Tagen auch unser Sigrist und seine Frau zu ihrem Heil erfahren, daß man sie kenne. —

Christoph. Was ist das?

Else. Ihre Magd war krank, und sie ließ alle ihre Nachbarn bitten, ihr durch ihre Mägde Wasser reichen zu lassen, es schlug ihr es auch von den Nachbarn niemand ab, aber es kam doch keine Magd, bis es Nacht ward, da dann endlich der Herr Sigrist mit dem Wasserzuber selber zum Brunnen hülpen mußte; morgen darauf klagte er denn auch das Unglück seinem lieben Herr Pfarrer, der dann gar Mitleiden mit ihm hatte und ihm sagte: eure Nachbarn müssen doch erzböse und unbienstfertige Leute seyn; wenn euch das aber ein andermal wieder begegnet, Sigrist, so schicket nur ins Pfarrhaus, und wir wollen schon sehen, daß man helfen könne: Der Sigrist wollte eben danken, aber des Pfarrers Tochter fiel ihm

ins Wort und sagte, o jeh, Papa! das ist bey weitem nicht so wie es Sigrist erzählt, ihr kennet doch des Geschwornen Frau, und des Hans Joggen Elsbeth, und des Hans Rudis Susann, es kann niemand sagen, daß das undenstbare Weiber seyen, und das sind des Sigristen nächste Nachbarn, aber deine Frau, Meister G'vatter! will allenthalben Henne im Korb seyn und richtet die Nachbarn hinter einander, denn kommts zuletzt wie ihrs jetzt habet, daß euch niemand ins Haus hinein will, ich weiß eure Historie ganz, und du hast sie sicher nur deiner Frauen zu danken, und es ist gar viel besser, Papa! ihr saget dem Meister G'vatter, daß seine Frau sich weniger in anderer Leute Sachen mische, und die Nachbarn weniger hinter einander richte, als daß ihr ihm unsere Magd anbietet. —

Christoph. Wer hat dir die Historie erzählt? Sie ist gar lustig? —

Else. Die Jungfer im Pfarrhaus selber. — —

Christoph. Aber nach allem und allem, was wir über das Heuchlerwesen geschwätzt, möcht ich doch auch noch wissen, wie man seine Kinder vor dieser unglücklichen Gewohnheit am besten bewahre.

Joost. Das Wichtigste hierin ist sicher, daß Eltern, die diesen Fehler bey ihren Kindern verhüten wollen, ihn selber nicht haben, und dann das zweyte, daß sie dieselbe auch niemand unter die Hände geben, der ihn hat, oder etwas treibt, wodurch man ihn gern bekommt; und das will viel sagen, es schließt alle die Maulhelden, die aus Worten und Geschwätzen viel Wesens machen, von der Erziehung aus, denn du kannst nur wegen armseliger

elender Dinge Kinder viel rühmen, so hast du bald Heuchler, und das ist wahrlich unter den Landschulmeistern fast sammt und sonders wie eine ansteckende Krankheit, sie machen dir Rühmens und Wesens über Sachen, die nichts und aber nichts sind, und die sie nicht einmal verstehen, und das verderbt den Menschen mehr als man glaubt. —

Christoph. Die Exempel stoßen einen drauf, solches zu glauben. Besinne dich, Else! an die Susanne, die des alten Schulmeisters Baase war, und immer zu oberst saß, was für ein Mensch aus ihr geworden, und des alten Vogts Rudi, du weissest, wie selbst der Pfarrer einen ewigen Lärm ob seinem Verstand und ob seinem Lernen gemacht, und im 25sten Jahre hat er seinen Hof verlumpt, und im 30sten mußte er als ein Schelm zum Land hinaus. —

Else. Aber du redest nur von Schulmeistern; ich weiß auch einen ganzen Haufen Eltern, die mit eben diesen Narrheiten allen Schulmeistern Trotz bieten; du weißt, wie die Frau Amtsschreiberin ihren verbissenen Gelbschnabel immer rühmt, daß das Kind auch so gar über die Maaßen verständig und auch so gar nichts mehr Kindisches thue, ob es gleich immer ein paar Jahr jünger seye als es wirklich ist; ich habe sie vor seinen Augen es rühmen gehört, es verstehe die Religion wie ein altes, das Kind drehete sich in der Freude über der Mutter Lobpreisung um, und streckte die Zunge heraus. —

Joost. So pflanzet die Thorheit der Großen die Verbrechen der Kleinen, und Verstellung der Heucheley ist der Mittelpunkt, durch welchen der eigentliche Geist der

Verbrechen im menschlichen Herzen Wurzel fasset. Ich habe eben so einen thörichten Vater seinen Knaben loben gehört, daß er ganze Wochen lang lernen und thun könne was man wolle, wenn er dadurch etwas erzwingen und auspressen wolle, das man ihm nicht gerne thue. Von einem andern Kind hörte ich, es habe seiner Gespielin zu Leid, auf Anstiften des Schulmeisters, hinterrücks und ganz im Geheim, den neun und sechzigsten Psalm auswendig gelernt; und wieder ein anders rühmte ein Vater, es habe ein Hauptstück des Katechismus für ein halb Pfund Zuckerbrod auswendig gelernt.

Elise. Man kann nicht genug auf die Gründe und Ursachen, um deren willen Kinder sich stark überwinden, Achtung geben.

Joost. Das ist ganz gewiß, das Ueberwinden ist wider die Natur des Kinderalters. Es muß ihm angewöhnt seyn und kann ihm nur durch Liebe ohne Schaden wohl angewandt werden. Wenn er wohl erzogen werden will, so muß es in der Unschuld viel frei seyn. Wird es ohne Noth, mit Unvernunft und lieblos zuweilen gezwungen, so artet sein Karakter sehr leicht in Heucheley aus. Denn wenn diese Gründe, warum ein Kind sich viel überwindet, schlimmer sind, und ihm für sein künftiges Leben mehr schaden können, als ihm das, was es durch Ueberwinden lernet, je nützen wird, so muß man hier, wie in allen Sachen, das Kleinere dem Größern, und die Hauptsache der Nebensache aufopfern; und daß Kinder brav und keine Heuchler werden, ist immer weit aus die Hauptsache,

für die man hiermit auch hauptsächlich und zuerst bedacht seyn solle. —

Christoph. Wir wollen bald weiter. — Fritz, wiederhol uns! —

Fritz. Daß nicht die größten Verbrecher, sondern meistens nur einzelne, unter verführenden Umständen und Reitzen begangene Verbrechen mit Galgen und Rad bestraft werden.

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß die Kirchenzucht vor Zeiten vielen Hausverbrechen Einhalt gethan habe. — —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß die Kirchenzucht doch eine gute Sache ist, wenn sie schon mißbraucht worden. —

Christoph. Noch mehr! —

Fritz. Daß man in der Welt, im Civil- und Militärstand, sich so gut mit dem Unvollkommnen behelfen müsse, als im geistlichen Stand. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß es an der stiftmäßigen Dame keinen Verstand zeiget, wenn sie die Juwelen der Kaufmannsfrau verachtet. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß ein Herr keinen Knecht, den er braucht, unwerth halten, sondern eher diejenigen ganz wegschicken soll, die er nicht recht brauchen will, als sie unter Spott und Verachtung ihren Dienst fortleisten lassen. —

Christoph. So dann? —

Fritz. Daß die Religion ein Bescheidenheitsgefühl in Fürstenherzen bringe, welches der Segen der Völker ist. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß die Religion mehr Einfluß in das Hausglück einer Nation haben könne, als Criminalgesetze und Polizeyanstalten. — —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß wenn man nichts aus einem Menschen mache, man auch nichts zu zörnen habe, wenn er nichts ist. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man Priester recht machen könne, wann sie nicht recht sind. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß Gemüthsruhe ein vorzügliches Bedürfniß unserer Natur ist. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß ein Volk, welches ohne Religionsachtung gelassen wird, Mangel an einer reinen Bildung zu stiller Heiterkeit und reiner Gemüthsruhe habe. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß in Zeiten, wo viel Religionsverachtung im Volk ist, der Leidende unter allen Umständen viele Hülfe und Trost finde.

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß Religionsmangel den Menschen unachtsam auf das Leiden seines Nebenmenschen mache. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß das Volk das Wesentliche der Religion

fast immer nur in geheiligten Meynungen, Cerimonien und Bildern kenne und sehe.

Christoph. Noch weiter? —

Fritz. Daß Religionsvergnügungen, auch wenn sie wörtlich unrichtig und unwahr ausgedrückt sind, in ihrem Wesen dennoch auch von dem Weisesten als richtig und wahr anerkannt werden können.

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß wahre Weise sich ihren gemeinen Brüdern eben so nähern, wie Stölzlinge und Thoren sich von ihnen entfernen. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß das besonders im Gottesdienst wahr seye. —

Christoph. So dann? —

Fritz. Daß Nußkerne gut nähren, ob man sie schält oder nicht. —

Christoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß das Volk eben nicht alles verliert, wenn es die Religionsmeynungen zu seiner Nahrung braucht, ohne sie selber zu erlesen. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß es vielleicht das größte Leiden auf Erden, unter Heuchlerhänden zu leben. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß einem Heuchler nichts so wehe thue, als wenn er siehet, daß man ihn kennet. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß die Weiber oft allzufrühe nach der Hochzeit ihren Männern zeigen, daß sie sie kennen. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß man einen Heuchler zwischen Furcht und Hoffnung schwebend halten müsse, wenn man ihn im Zaum halten will. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein Heuchler raset, wenn er sich in seinem Karakter erkannt und verrathen sieht.

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß einige Stände und Berufsarten den Menschen eher zum Heuchler bilden und stempeln als andre.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß das vorzüglich diejenigen Berufe seyen, bey denen man das Maul und die Feder viel braucht, sich mit fremden Sachen abgiebt, und Ehrenanlässen und Unglücksfällen abpasset. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß der Heuchler seine beste Fische in Häusern fange, wo viel lange Zeit oder viel Verdruß und Unordnung ist.

Christoph. So! dann noch?

Fritz. Daß er sein Handwerk ohne viel Menschenkenntniß nicht wohl treiben könnte. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß Nachbar und Nachbars Weiber einen Heuchler am richtigsten kennen. — —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß man gute Nachbarschaft machen müsse — wenn man gute Nachbarschaft haben wolle. —

Christoph. Was noch mehr? —

Fritz. Daß wenn man mit Narren gern zu gutmüthig ist, man nichts richte als daß sie desto steifer und länger Narren bleiben. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß selber nie Heucheln das beste Mittel sey, seine Kinder vor diesem Fehler zu bewahren. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß man sie aber dafür auch keinen Maulhelden unter Händen geben müsse. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß viel Rühmens den Menschen zum Narren mache. —

Christoph. Fort? —

Fritz. Daß viel Schulmeister und viel Pfarrer hierin Hauptfehler machen. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß thörichte Eltern oft von Kindern sagen, sie seyen nicht mehr kindisch, die es noch so gar sind, daß sie selber noch die Zunge herausstrecken, wenn sie diesen Ruhm hören.

Christoph. Was mehr? —

Fritz. Daß sich viel überwinden wider die Natur des Kinderalters. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß man genaue Achtung geben müsse, aus

was vor Gründen es geschehe, wenn sich Kinder in dem oder diesem gar stark überwinden. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß Ueberwindung in einzelnen Sachen ohne allgemeine Biegsamkeit des Kopfs und des Herzens sicher eine Mißgeburt ist. —

Christoph. Und endlich?

Fritz. Daß Brav werden immer des Menschen Hauptsache ist; und alle Kinderordnung, die an diesem etwas verderbt, fehlerhaft ist. —

Die sieben und zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Von der Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit der Menschen nach Zeit und Ort. — Vom Chorrichter Fliegenjäger. — Vom alten Hirtenvolk auf Berg und Thal — von der ausgespitztern neuen Welt — von dem Unterschied der Zeiten und Menschen; und woher er komme? — Von des alten Hillaari's guter Meynung über die Schaafszucht, über Stall und Hut, über Futter und Tränki, und über den Menschen. — Von der Straße Davids — von Amerika — Ostindien — und der Fußsteig auf der Kühweide. — Von Vorgesetzten mit Soldatenzöpfen am Kopf und allerhand geschriebenem Zeug, von dem sie nichts verstehen, in den Händen. — Von der alten Frau Pfarrerin, und von der neuen. — Vom Aufs und Abschlagen des Menschenwerths in seinen ungleichen Klassen, vom Hausvater an bis auf den Comödianten.

Das ist mir jetzt auch ein recht lieber und guter Mann, sagt Christoph, als er den vier und zwanzigsten Abschnitt gelesen. — — Und Joost antwortete: so im Buch abgemalt zweifle ich nicht, werde ihn jedermann schön finden, aber sicher würde ihn auch jedermann, wenn er wirklich so neben uns lebte und handelte, für einen Schwarbelkopf ansehen, der zu nichts recht brauchbar wäre.

Christoph. Meynst du das, Joost? — —

Joost. Ja: ich meyn's — und glaube dannoch, du solltest es selber finden; der gute Aebi hat keine Ader im Leib, wie die Leute, so in unsern Zeiten recht brauchbar sind.

Christoph. Du sagst doch auch zu viel. —

Joost. Nein, gewiß nicht — — nimm doch nur auch seine Sprache: Zum Nachtmahl gehen will ich und jauchzen, und Gott danken. — Das ist gar nicht zusammengesetzt, wie man's jetzt einen in der Schule lehrt — und ihr glaubet selber, der Ehrrichter Fliegenjäger würde einen Anzug vor der Ehrbarkeit thun, wenn er einen Menschen aus seinem Dorf so reden hörte — und auch alles andere, was er sagt, ist wieder so durch einander, daß gewiß einmal der Kaufmann selten zu finden wäre, der so einem Mann von seinen Waaren anvertrauen würde. —

Else. Es ist doch alles so natürlich und unschuldig was er sagt, daß ein Kind von 5 Jahren nicht unschuldiger und natürlicher reden könnte.

Joost. Eben — — nur gar zu natürlich und unschuldig ist der gute Mann, aber man will das nicht und kann das nicht wohl brauchen in unserer Welt, und so einem Menschen, der so mit sich selber durch einander spricht, und ein altes Huhn tödten, und zum Nachtmahl gehen so durch einander bringt, traut niemand zu, daß sein Kopf wohl in der Ordnung. —

Christoph. Es fangt mir an zu ahnden, du habest recht. —

Else. Der Mann sollte doch einem gefallen, weil er so wenig seines gleichen hat. — —

Christoph. Das aber würde ihm nicht viel helfen. —

Joost. Natürlich: er hat wenige seines gleichen,

weil die seines gleichen auch ihr Glück nicht finden würden. — So ein Kerl, dem nach 8 Jahren noch der Kopf von seinem Hochzeittag schwindelt, wäre wohl ein guter Pursch unter ein altes, sorgenfreyes Berg- und Hirtenvolk; aber in unserer aufgemutzten und aufgestutzten Welt würde er sicher aller Leute Narr und Gespött seyn. Unter gewissen Umständen könnte er leicht noch ein Bettler werden.

Else. So einem Bettler gäbe ich dann doch gern Brod, so lang ich hätte. —

Joost. Ja; wenn du dann wüßtest, daß er so seiner wäre. —

Else. Würde ich es ihm nicht ansehen, meynst?

Joost. Was weiß ich! Einmal ists gewiß immer schwer, bey einem magern Menschen einen recht guten Herzenswinkel zu entdecken. —

Else. (Mit einem Seufzer). Das ist wahr! —

Joost. Tröste dich, Meisterin! du wirst hierüber nicht leicht verirren. In unsrer wohl- und steifgezogenen Welt gibt es wenig Menschen, die diesem Uebi gleichen, und in denen Hausfreunden und Hauspflichten sich nebeneinander mit gleicher Freude aussprechen und darlegen.

Christoph. Indessen ist ein Land gewiß glücklich, wo die Leute auch wie vor altem, mit Leib und Seel an den ihrigen hangen, und eines für das andere im Glück und Unglück, wie hier der Uebi, fast mehr als für sich selber empfindet! —

Else. Das ist, was mich an unsern Zeiten am meisten fehler- und mangelhaft dünkt. —

Christoph. Es rührt einen zu Thränen, wenn man

die recht alten Männer erzählen höret, wie es noch zu ihren Zeiten so traut und herzlich in ihren Haushaltungen zugegangen. —

Jooſt. Und doch giebts Leute, Meiſter, die dir behaupten, die Zeiten ſeyen immer gleich, und die Alten ſeyen um kein Haar beſſer und glücklicher geweſen als wir. — —

Chriſtoph. Ich kann nicht begreifen, wie man das behaupten kann. —

Elſe. Ich einmal auch nicht. —

Jooſt. Aber ich. Die ſo das am eifrigſten behaupten, wohnen meiſtens in großen Städten, und aus allem, was ich von den Stadtgeſchichten der Nachbarſchaft erfahren, dünkts mich, die Städte ſeyen zu Zeiten unſerer Großväter wohl ♭ ſchlimm, wo nicht ſchlimmer geweſen als jetzt. Aber für den eigentlichen Landmann, da mag ich denn auch von keiner Vergleichung nur nichts hören. — Der Unterſchied iſt offenbar zu unſerm Nachtheil! —

Elſe. Da möchte mir einer noch viel ſagen, ich habe nur in unſerm Dorf mehr als 20 Greiſen gekannt, die mit ihren Mütterchen mit einer Zufriedenheit und Gemüthsruhe lebten, die man jetzt nicht mehr kennt, und mit ihren eisgrauen Haaren, mit ihren Enkeln auf den Armen ſpielten, daß mans ihnen anſah, daß ſie bis ins Grab ganz in und für ihre Haushaltung lebten. —

Chriſtoph. Ja — zeige man ſie uns jetzt! Die hochgewachſenen frohen Greiſe und die alten Mütterchen mit ihren röthlichten Backen. — Nein — die alten Frauen mit ſo vergnügten Mienen, mit dem ſtillen, frohen, lächelnden Auge, ſo voll Heiterkeit, Erfahrung, Ordnung

und Geduld, so voll ruhiger, nicht huschender Arbeitsamkeit, so voll Sparsamkeit und Dienstfertigkeit sind in unsern Tagen nicht mehr da und nicht mehr zu hoffen! —

Jooſt. Nein: sicher unser Zeitalter macht die Leute nicht so! Wildes, gieriges Geldsuchen, ohne eine stille, gleichgeordnete, häusliche, anhaltende Arbeitsamkeit, und dann mitten unter dem geldhungrigen Zusammenscharren, Verschwendung und zügellose Unordnung zerrüttet täglich mehr die Kräfte unserer Zeitgenossen und ihr Hausglück. —

Elſe. Einmal, ich mag meine Augen hinwenden auf welche Seite ich will, so kann ich unter uns die Leute nicht finden, welche zu einem solchen Alter emporwachsen. —

Jooſt. Der Unterschied einer Zeit vor der andern ist einmal auf dem Land so auffallend als der Unterschied der guten und bösen Jahre, und ich denke, er müsse es allenthalben seyn, die Menschen werden ja allenthalben unter gewissen Umständen brav und unter entgegengesetzten schlecht. — Es ist also natürlich, wo viele Umstände sind, die sie brav und glücklich machen, da sind sie überhaupt brav und glücklich — — und umgekehrt, wo viel Umstände sind, die sie liederlich, schlecht und elend machen, da sind sie liederlich, schlecht und elend. —

Der alte Hillaari verglich die Menschen immer mit einer Heerd Schaafe, der es wohl oder übel gehe, je nachdem man sie in einem guten oder schlechten Stall, und auf eine gute oder auf eine schlechte Weide treibe; und es ist nicht zu läugnen, daß er recht hatte, und daß Stall und Hut, Futter und Tränke, auf den Menschen gar viel

Einfluß haben und machen können, daß er in den einen Zeiten etwas ganz anders ist als in den andern. — Die Menschen haben freylich zu allen Zeiten ihre Leidenschaften und ihre Plagen, und werden sie auch immer haben, aber in den einen Zeiten werden diese Leidenschaften mehr gereizt, und in den andern Zeiten mehr zurück und in Ordnung gehalten, und darinn liegt, wie's mich dünkt, der Hauptunterschied der Zeiten.

Christoph. Man greift mit Händen, daß dieser Unterschied sie so ungleich machen kann, als Tag und Nacht. Wo viel Sachen im Schwang gehen, wodurch unsere Leidenschaften beständig in Wallung gehalten werden, da müssen uns diese natürlicher Weise mehr abschwächen und unglücklicher machen, als wo weniger solche Sachen im Schwange gehen. — Und wiederum, wo die meisten Leute gar weit über ihr Vermögen und ihre Umstände Aufwand machen, und wo es im Volk am festen Gefühl der Mäßigung, Bescheidenheit und Ordnung in ihren Ausgaben mangelt, da machen die Leidenschaften, die Fehler, die Gelüste, den Menschen weit unglücklicher, als wo Ordnung, Einschränkung und Bescheidenheit in den häuslichen Ausgaben Mode ist! — Der Mensch ist fast gar wie der Aff, will alles mitmachen und auch haben, und es giebt Zeiten, wo einer so zu sagen dem ganzen Strom seiner Zeitgenossen entgegen leben muß, wenn er im Kreis seiner Hausgenossen ein stilles, mäßiges und anspruchloses Leben führen und genieſſen will. — Und dann kommt noch hinzu, daß man eben in den Zeiten, wo man so viel Kräfte nöthig hätte, dem Strom entgegen zu schwimmen, gar und

ganz nicht dazu gezogen wird, mit tapferm Muth und Entschlossenheit, auf seinen eigenen Kopf und auf seine eigene Hände zu bauen, hingegen giebt es andere Zeiten, in denen die Sitten und Gewohnheiten des Volks den Menschen an einem stillen, häuslichen Leben gar nicht hindern, sondern ihn vielmehr dazu auffodern und bilden.

Jooſt. Unsere Alten genossen diesen glücklichen Umstand, und wir müssen ihn entbehren. Ihr ordentliches Hauswesen, ihre Säuberlichkeit, das Steifehalten auf Ehrenfestigkeit, das stille, geräuschleere Zusammensparen, das behutsame Abwägen auch der geringern Ausgaben, die Sorgfalt und Bedächtlichkeit in den kleinsten Sachen, und der Muth, und die Entschlossenheit in den größten, das war die Weisheit unserer Alten; dazu brauchten sie ihren Verstand, und dazu leiteten sie ihre Sitten. — Und dieses machte andere Leute aus ihnen als diejenigen werden, die jetzund unter uns aufwachsen, — in der Unordnung, die täglich mehr in allem Landhauswesen herrschet: — In dem täglichen Steigen der unsinnigsten Bettelhoffarth: — In dem Stolze des allenthalben sein Vermögen mehr spiegelnden als geniessenden Aufwands: — In der Niederträchtigkeit ihre mäßige, bescheidene, häusliche Einschränkung nur zu verspotten: — In dem raubgierigen Herumjagen, einander mit List und Betrug um das Seine zu bringen; und in dem täglichen Abnehmen der stillen, anhaltenden und ansprachlosen häuslichen Arbeitsamkeit und Ordnung. —

Chriſtoph. Das ist wahr, aber man muß es doch

nicht zu weit treiben; die Alten hatten dann auch wieder ihre eigene und besondere Fehler. —

Jooſt. Ich läugne das nicht: ſie waren dann auch in vielen Abſichten hinter uns zurück. — Wir verſtehen vieles beſſer als ſie — wir ſind weniger plump — wir hangen weniger an veraltenden Thorheiten — weniger am Aberglauben — am Lachsnen und Segnen — an den dummen Religionszänkereyen — am Hexenverbrennen, — am Katholikenverläſtern, — an Lutheranerverläumden — und Heidenverdammen. — Aber dieſes Zeug alles, ſo armſelig es iſt, hieng dann auch wieder mit vielem Guten in den alten Köpfen zuſammen, wovon in den neuern auch gar viel weniger da iſt. — Zum Exempel: mit Muth: Standhaftigkeit: Unverfänglichkeit: Tapferkeit: — Mit brüderlicher Anhänglichkeit an die Seinen; — deßgleichen mit mehr Gewiſſenhaftigkeit — — mit mehr Treu und Glauben: mit mehr Liebe zu Gott — mit mehr Furcht vor der Ewigkeit: — mit mehr Glauben an die Religion: — mit mehr Zutrauen auf ihre Diener. — Und was das Wiſſen des Volks betrifft, ſo hat es immer ein ſehr beſchränktes Maaß, welches es ſelten viel überſchreitet, es wechſelt gemeiniglich nur ab, und vernachläßigt eine alte Reihe von Sachen, wenn es ſeine Aufmerkſamkeit auf eine neue lenkt, ſo daß ſein Wiſſen faſt immer das alte kleine Stückwerk iſt und bleibt, welches es immer war, und es iſt gar ſchwer auszurechnen, bey was für Meynungen und Vorſtellungsarten es am meiſten gewinne, indem die Meynungen eines Volks, ſein Wiſſen und ſeine Kenntniſſe, gemeiniglich weniger zu ſeinem Hausglück beytragen als an-

dere Umstände. Das, was weit sicherer entscheidet, ob ein Zeitpunkt gut oder schlecht ist, ist das mehr oder mindere Hausglück des Volks, — die andere Sachen sind meistens Zierrathen, Mittel und Werkzeuge, deren Endzweck diese Hauptsache ist und seyn solle. —

Christoph. Und doch höret man oft Zeiten und Oerter als gute Zeiten und glückliche Oerter lobpreisen, wo das sichtbar mangelt, und selber unser einer mit seinen kurzsichtigen Baurenaugen tausendfaches drückendes, häusliches Elend erblickt. —

Joost. Já — das kommt daher, weil viele von denjenigen, die sich so leicht anmaßen, die einen Zeiten als gut zu lobpreisen und die andern als schlimm zu verschreyen, gewöhnlich nicht immer gerne ihre Augen in der Nähe und in den niedern Tiefen, in denen die Baurenhütten stehen, brauchen; sondern meistentheils lieber nach den Sternen und nach Leuten gucken, die wie Sterne zu glänzen suchen.

Christoph. Solche Leute müssen sich nothwendig hierinn irren! —

Joost. Sie thun es auch für gut: es kann aber nicht anderst seyn. — Sie haben gemeiniglich ganz etwas anders im Kopf und Herzen als das arme Volk. Ihrer viele haben weder Weib noch Kind und leben ein künstliches Leben, indem sie nie keine Zeit für gemeine Dinge haben; sie wissen auch vom Hausglück des Bauren unter dem Strohdach so viel als nichts; denn sie beschäftigen sich mit dem Wohl der ganzen Welt und haben gewöhnlich in ihren Häusern, ein jeder, sein Spiel aufgerichtet, für wel-

ches sie dann leben, schweben und sind — und wenn ihr Spiel hoch an's Brett kommt, so lobpreisen sie dir die gute Zeit in der Welt. — Ich weiß einen Baurenort, wo es ein solcher Held der neuen Zeit dahin gebracht, daß die fähigsten Jünglinge des Dorfs, welches er bedient, dir auf der Karte die Straße Davids und den Weg nach Ost- und Westindien wissen; aber die alten Fußwege auf der verdörneten Kühweide weiß beynahe niemand mehr als der alte Hirt, und der fleißige Pfarrer meynt, er habe sich um die ganze Welt verdient gemacht, und sein Volk um hundert Schritte den Sternen näher gebracht als seine Nachbarn. —

Christoph. Die Pfarrer sollten das Volk nicht den Sternen, sondern der Menschlichkeit näher bringen. —

Joost. Was machens? Der Mensch ist ein eiteles Geschöpf — und hält immer gar viel auf dem, was er weiß — und Modeliebhabereyen können einen Menschen unbegreiflich leicht vom natürlichsten und geradesten Weg, alle Dinge in der Welt anzusehn, ablenken; aber zuletzt ist immer das Ende alles Widersprechens über gute und böse Zeiten der Anblik des Volks selber, fette oder magere, gesunde oder sterbende, gekleidete oder zerlumpte, heitere oder niedergeschlagene, ordentliche oder unordentliche Dorfleute, und versorgte oder unversorgte Kinder, und Rinder, Häuser und Aecker. —

Christoph. Es wird wohl niemand widersprechen, daß das die rechte Probe des Unterschieds zwischen guten und bösen Zeiten sey! —

Joost. Was weiß ich, Modeliebhabereyen verblen-

den die Leute gar wunderlich; und es geschichet selten, daß man merkt, wo man mit solchen Dingen zu Hause ist, bis etwan große schreyende Siechtage im Volk die Leute wieder auf die Natur der Dinge und auf die ersten Bedürfnisse des Menschen zurückführen. —

Christoph. Es ist traurig, daß die Menschen immer nur mit ihrem Schaden klug werden. —

Joost. Es ist freilich traurig, wenn die Führer des Volks einen Augenblick vergessen, daß kein Geschwätz und kein Wissen, und keine Pracht, und keine Macht beweisen kann, ob die Zeiten gut oder böse sind — sondern allein das stille, gesicherte ruhige Hausglück des Volks; und daß alles, was diesem im Wege ist, die Zeiten bös machet, so blendend, und schön, und gut es, für sich allein betrachtet, auch seyn mag. —

Christoph. Und eben hierin scheint mir unser Zeitalter am meisten zu leiden. Es ist viel Geld da, es scheint alles schön; es ist viel Pracht, und man weiß viel und lernt viel; aber allenthalben mangelt es am stillen Hausglück. —

Joost. Es mangelt an Ordnung in unsern Zeiten, sowohl im Gelderwerben als im Geldbrauchen; und auch bey dem, was man weiß, ists so, daß man mehr auf Unwichtiges als auf Wichtiges, aufmerksam ist. — Wo man die Bauernvorgesetzten am Soldatenkopf und gepuderten Haar erkennt, da muß man mir lange schwatzen, bis ich glaube, das Volk sey da so bescheiden, glücklich, haushälterisch, und in Ordnung, als da, wo die Vorgesetzten Baurenkleider und graue Haare tragen, und bezahlte eigene

Heerd besitzen. Es ist unmöglich, daß ein Ort, wo die Vorgesetzten den Kopf mit Baurensachen und Hausordnung voll haben, nicht glücklicher seye, als wo sie ihn mit Bußen Rödeln, mit Muster Rödeln und mit tausenderley papiernen Ordnungen voll haben, von dem sie nichts verstehen. Und wenn mir nichts bewiese, wie ungleich die Zeiten sind, so wärens die zwo Frau Pfarrerinnen, die wir hinter einander hatten. Aber du, Else, kannst den Unterschied besser erzählen als ich. —

Else. Er ist so groß, daß man auch ohne Nachsinnen Stundenlang davon erzählen könnte. —

Die alte hatte in ihrer Kammer einen Spiegel, ein Waschbecken, ein Kammfutter und eine messingene Kleiderbürste.

Und die neue braucht Schmutz und Puder, Bley und Eisen, Kälber- und Geißen-, Roß- und Menschenhaare bey Pfunden auf ihrem Kopf, ehe ihre Gespensterhaube so sitzt, daß sie ihr vor dem gepeinigten Spiegel Zufriedenheit lächelt. Ihre Magd hat ein Verzeichniß von mehr als tausend Wörtern auswendig lernen müssen, um im Stand zu seyn, die Modesachen alle zu verstehen, die sie dem dürren Gerippe alle Tage hundertmal aus einer Stube in die andere, meistens aber ins Bett und vor's Bett tragen muß. —

Christoph. Ja. — Da muß einer wohl blind geboren seyn, wenn er denken will, so eine werde auf einer Pfründ so viel versparen als die alte Selige. Keine Kinder haben sie, das ist wohl, Gottlob! Der Pfarrer selber hat keine Frau, sie lebt ganz für ihre Kleider, für ihre

Haut, für ihr Haar, für ihre Umhänge, Sessel und Sopha — und was für tausend solches Zeugs, das sie nur halb vermag. — Und was hätten wohl Kinder an einer solchen Mutter? Genug, Präceptoren und Französinnen vermöchten sie auch nicht, so wenig auch gemeiniglich, wie man mir sagt, mit diesem Kunststück herauskommt, und die Frau ist doch sonst ein gutherziges, mitleidendes Geschöpf, das zu einer andern Zeit, und bey andern Sitten einen lieben Mann und liebe Kinder gewiß recht besorgt hätte. So groß ist oft der Unterschied für des Menschen wahres Glück, ob einer fünfzig Jahre früher oder später an seinen Posten gekommen. —

Joost. Was machens? Es ist in allem so; der eine Soldat dinget heute, muß morgen an Tanz und kommt um, der andere dienet 30 Jahre, siehet kein Feuer, gehet heim und wird bey dem Invalidenbrod 80 Jahre alt. —

Christoph. Uebel aber ists, daß das Feuer so nahe bey uns ist, und die Sitten, welche das Hausglück des Volks verderben, täglich mehr die niedern Stände und die gemeinen Dorfleute angreift. —

Joost. Ich wünschte mir nur auch ein Jahr an einem Orte zu leben, wo noch viel solche herzgute Schwarbelköpf sind, wie der Aebi einer ist. —

Else. Ja viel solche Männer wären gewiß das sicherste Zeichen eines recht allgemein gesicherten Hausglücks und einer recht guten Zeit.

Christoph. Ich glaub' es auch. —

Else. Ja, Hausmeister! so einen Mann würde ich vor Liebe fast fressen — der, wenn ihm ein Glück begeg-

nete, mit Springen und Juchzen nur an mich, und nichts dächte, als wie er damit Freude machen könnte. — Indem sie das sagt, umschlingt sie Christoph, und dieser drückt seinen Kahlkopf an ihr Herz. Beyde sind gerührt, und Else sagt: ich möchte noch einmal hören, was diese gute Seele in ihrer Freude alles thut und sagt.

Christoph. Lies es du doch selber.

Else nimmt das Buch. Sie kann das Blatt nicht finden, und sagt: — zeig' mir auch, wo es ist. —

Christoph. Wenn es dir so lieb ist, so darfst du ihn doch auch aufsuchen. —

Else. Ae — du böser Mann! Sie besinnt sich; und sagt dann: aha, es ist der vier und zwanzigste Abschnitt; jetzt solle er bald da seyn. — Sie findet ihn und liest. —

„Als dieser hörte, was ihm begegnete, jauchzte er „vor Freuden und sprang auf, wie ein junges Rind am „ersten Frühlingstage auf der Weide aufspringt; — das „will ich jetzt auch meiner Frauen sagen, daß sie sich recht „freue! Ich warte bis Morgen, es sind just Morgen „8 Jahre, daß sie mich nahm, es war Josephstag, ich weiß „es noch, wie wann's gestern gewesen wäre; wir haben „seitdem manche saure, aber auch manche frohe Stunde „mit einander gehabt, Gott sey Lob und Dank für alles! „aber ja Morgen, so bald Sie erwachen wird, will ichs „ihr dann sagen. — Wär's doch schon Morgen!" „Es „ist mir, ich sähe es jetzt schon, wie sie weinen und lachen „wird durch einander, und wie sie ihre Lieben und mich „in ihrer Freude ans Herz drücken wird. — Ach! wärs

„doch schon Morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr zur „Freude — und koch es, ohne daß sie's merkt, in der „Suppe; es freut sie dann doch, wenn es sie schon reuet. „Nein, ich mache mir kein Gewissen darüber, es ist für „diese Freude nicht Sünde — ich thue und tödte es — „den ganzen Tag bleib ich daheim und freue mich mit ihr „und mit den Kindern. — Nein: ich gehe mit ihr zur „Kirche und zum Nachtmahl, jauchzen und freuen wollen „wir uns, und dem lieben Gott danken, daß er so gut ist. „— So redete der jüngere Aebli in der Freude seines Her„zens, über die gute Bottschaft, mit sich selber, und konnte „vor Sehnsucht den Morgen fast nicht erleben und that „dann, was er eben gesagt hatte." — —

So las die Frau und sagte dann: — Darf man dann in der Welt auch wieder Zeiten hoffen, wo viel solche Leute leben? —

Christoph. Was weiß einer? Ich möchte wohl selber fragen! —

Joost. Ich glaub es! Es fangen jetzt Leute, die in der Welt das meiste zu ordnen haben, an, zu begreifen, daß die Baurenhütten in der Ordnung seyn müssen, wenn die Reiche blühen sollen, und wenn diese auch noch das ganz begreifen werden, daß ein Hausvater dem Reich mehr werth ist als ein Lieutenant und ein Doktor, und eine Hausmutter mehr als eine Puzkrämerin, und daß auf dem Lande das graue Alter mehr Kenntniß und mehr Erfahrung hat, und also auch mehr werth und brauchbarer ist als die rasche Jugend, so haben wir dann alles zu hoffen. —

Christoph. Aber es ist spät. Fritz! komm; wiederhol. —

Fritz. Daß in bösen Zeiten die guten Leute uns doch auch in den Büchern und abgemalt, gefallen! —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß sie aber in ihrer eignen Haut dieses Schicksal nicht haben, sondern auf's höchste mißfallen, und wenn der Wind darnach geht, leicht Hunger leiden müssen. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß Jauchzen und Beten sich wohl mit einander vertragen.

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß, Trotz allen Fliegenjägermeynungen, alles, was natürlich und unschuldig ist, und von Herzen gehet, nicht gottlos seyn kann. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß vorsichtig, mißtrauisch und bedächtlich, jetzo mehr brauchbar mache, und eher Brod bringe, als treu, unschuldig und natürlich.

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß die Menschen gemeiniglich wirklich das werden, was man aus ihnen haben will. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß die Geschichte der großen Städte für den Landmann gar nicht die Geschichte seines Volks sey. —

Christoph. Fort. —

Fritz. Daß die großen alten Männer und die frohen

grauen Mütterchen die Güte der alten Zeit am besten beweisen. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß der Hillaari die Menschenordnung im Schaafstall fand. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß die Umstände in uns die Leidenschaften groß oder klein, und die Zeiten gut oder bös machen. —

Christoph. Noch mehr! —

Fritz. Daß der Mensch fast gar ist wie der Affe, und alles mitmachen, und auch haben will. —

Christoph. Ferner. —

Fritz. Daß die Menschen nur dann recht glücklich, wenn sie so, wie sie einander nahe sind, auch recht an einander hangen. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß es Zeiten gebe, in denen einer, wenn er recht glücklich leben will, wie ganz dem Strom entgegen schwimmen muß. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß man in eben diesen Zeiten ganz nicht zu den Kräften angezogen wird, die es braucht, wider den Strom zu schwimmen. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß Unruhe und Fretten, und Rennen und Jagen nicht immer gute Zeit bedeuten, so laut auch diejenigen jauchzen, die Beute machen. —

Christoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß die windstillen Jahre in unserm Land die

beſten; — und das Hausglück des Landmanns in geräuſchleeren Zeiten am ſicherſten gedeyet. —

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß die alte Zeit ordentlich, ſtill, geräuſchlos, arbeitſam und genügſam war, und die neue raſch, haſtig, windig, liederlich, geldbegierig und hoffärtig iſt. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß die Stimme des Volks von einer jeden Zeit wohl die Wahrheit ſagen würde; welches aber die Stimme der Poſaunenblaſer, die Stimme des Volks überſchreyt.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß die Alten auch ihre Fehler und Mängel hatten; daß aber dieſe Fehler immer auch wieder mit Gutem verbunden geweſen, welches uns aber mangelt. —

Chriſtoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß das Wiſſen des Volks allenthalben ſeine Schranken habe und mehrentheils einſeitig ſeye, ſo aufgeblaſen und dick es an einigen Orten damit thut. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß Liebe zu Gott, und Gewiſſenhaftigkeit, und Treue, und Furcht vor der Ewigkeit dem gemeinen Mann gar vieles Wiſſen erſpare. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß wohlgewachſene Bauern, und geſunde und ſtarke Kinder in dem Dorf weit ſicherer eine gute Zeit beweiſen, als der Flor aller Arten von Liebhaberey und Paradenmoden, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß wer ins Unermeßliche hinguckt, leicht an einem nahen Kieselstein stolpert. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß der Bauernlehrer mehr auf das Ausreuten der Kühweid als auf das Verstehen der Landkarten dringen soll. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß die Geistlichen das Volk nicht den Sternen, sondern der Menschlichkeit näher bringen sollen. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß die Unordnung der ersten im Volk, das Hausglück der niedern Hütten im Land verderbe.

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß in guten Zeiten Bauernvorgesetzte Baurenröck am Leib, Bauernliebe im Herzen und Bauerngeschirr in Händen haben. —

Christoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß sie in bösen Zeiten keine Bauernkleider am Leib, kein Bauerngeschirr in Händen, keine Bauernliebe im Herzen und keine Bauernangelegenheiten im Kopf haben. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß die alte Reinlichkeit wenig foderte und viel befriedigte. —

Christoph. So dann? —

Fritz. Daß man an der neuen und alten Frau Pfarrerin den Unterschied der alten und neuen Zeit am besten abnehmen könne.

Christoph. Wie weiter? —

Fritz. Daß in der alten Zeit die Weiber sich für ihre Männer und ihre Kinder einrichteten und daß sie sich jetzt just einrichten, wie ehemals die alten Jungfern, die keinen Mann fanden und ihren Nothstand sich mit allerley Spielzeug ausfüllen mußten. —

Christoph. Meynst? — Fahr fort! —

Fritz. Daß Prunk und viel abwechselnde Mode die Hausväter aussaugen, die Hausmütter verlegen und unruhig machen, und den Töchtern des Lands in ihrer Blüthe die Schwindsucht anhängen. —

Christoph. Weissest noch mehr? —

Fritz. Ja — daß Präzeptoren (Hauslehrer) und Französinnen in großen Häusern so wenig Vater und Mutter ersetzen, als Pfarrer, Schulmeister und Sigristen in dem Kleinen. —

Christoph. Und endlich? —

Fritz. Daß in guten Zeiten Hausväter und Hausmütter und das graue Alter, und in den bösen Zeiten die Aerzte, die Advokaten, die Lieutenant und die jungen Bursche, Buben und Mädels in Achtung und Werth stehen. — —

Die acht und zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Michel. Du Narr! Was soll ich mit diesen?

Vogt. Aufbauen und Ausputzen das Haus des Herren in Bonnal und seine Mauern am Kirchhof. —

Michel. Im Ernst? —

Vogt. Bey Gott! —

Michel. Aber wer hat hiezu die Blinden und Lahmen ausersehen. —

Vogt. Mein Wohledelgeborner, der Wohlweise und Gestrenge Junker. —

Michel. Ist er ein Narr? —

Vogt. Was weiß ich?

Als Christoph den acht und zwanzigsten Abschnitt gelesen, sagte er: — Das ist jetzt ein Kerl aus unserer Welt, und für sie. —

Joost. Sicher bliebe dir der da und dort Jahr und Tag im Dienst, wo der gute Aebi in der ersten Woche seinen Abschied bekommen hätte oder selber fortgelaufen wäre. — —

Else. Aber b'hüt mir Gott seine Frau; denn so ein Mann, denk ich, behütet sie übel. —

Christoph. Einmal schwindelt ihm sicher der Kopf nicht mehr von seinem Hochzeittag, wie dem Aebi. —

Joost. Nein; der lauft dir, wenn er etwas Gutes oder Böses hat, in einen Winkel, damit die Frau nicht auch etwa davon kriege. —

Else. Es dünkt mich. —

Jooſt. Wer viel Krummes hat und thut, der lauft immer gar gern, wenn jemand Fremder zum Haus kommt, von Weib und Kind weg und in einen Winkel, um da, wo ihn niemand ſiehet noch höret, zu erfahren, was es gebe und ſeye. —

Else. Aber da möcht ich nicht Frau ſeyn. —

Chriſtoph. Ha — Else! eine Frau verliert ſelten etwas dabey, wenn ſie das nicht vernimmt, was man vor ihr geheim halten will. —

Jooſt. Und manchmal iſt es ganz gewiß, auch bey ſonſt recht böſen Buben wirkliche Gutherzigkeit und Schonung, daß ſie ihren Weibern verhehlen, was ihnen oft Kopf und Herz groß macht.

Else. Ich glaube es — aber ich zweifle, ob dieſe Tropfen nicht hie und da bey ihrem Stillſchweigen ſich ſelber Schaden bringen. —

Jooſt. Daran zweifle ich nicht; es iſt ſicher, daß ſie ſich damit Schaden thun; aber auch ſonſt ſehr böſe Leute haben oft auch ihre recht gute Seiten, und können ihre natürliche Gutherzigkeit nicht verläugnen, wenn ſie ſich auch ſelber Schaden damit thun. —

Chriſtoph. Dieſer Michel ſelber ſcheinet eher ein leichtſinnig verführter, als ein eigentlicher Böſewicht — und hat gewiß ſeine recht gute Seite.

Jooſt. Das iſt wahr; er hat ſo viel frohen Muth in ſeinem Thun und ſo viel Treffendes in ſeinem Reden, daß er einem faſt lieb werden könnte.

Else. Aber seine Frechheit im Reden ist zum Erschrecken. —

Joost. Das ist aber auch der Fehler unsers Zeitalters. —

Christoph. Es ist traurig. —

Joost. Aber wahr. Es dienet in unserm Zeitalter Schaaren von Schurken, wie zu einer Empfehlung, und zu besserm Fortkommen in der Welt, wenn sie ein gränzenlosunverschämtes Maul haben, und beym zweiten Wort einen Gedanken ausspeyen, der den frommen Mann im Land betrübt, den gehorsamen beschimpft, den einfältigen verwirret und den gerechten verletzt. —

Christoph. Das ist wohl das stärkste Kennzeichen der schlimmen Seite unsrer Zeit. — —

Joost. Es ist wahr; es wandelt ein Geist der unbesonnesten Frechheit und der unmenschlichsten Verletzung des Heiligen um uns her, und verheeret das Volk; und Buben am Karren, die die Gassen reinigen, reden an ihren Ketten so laut von Freyheit, daß ein Ehrenmann in unsern Zeiten dieses gute Wort der Alten nicht leicht mehr in Mund nehmen darf; die Freyheit ist nicht mehr was ehdem. Denn seitdem das Maul den Menschen fast alles ist, was sie haben, und das Geld fast alles, was sie wünschen, und Müßiggang fast alles, was sie genieſſen: so suchen sie auch nur Freyheit für das Maul — für den Geldsäckel — und für die Karten. —

Freyheit für Kopf und Herz, für den gemeinen Mann, für den unterdrückten und niedern Mitbürger, wird jetzt selten gesucht; diese Art von Freyheit fodert Arbeit, Ver-

stand, Treue, Mäßigung, Liebe und anspruchlose Gutherzigkeit; und das alles ist leider nicht Modeliebhaberey unserer Zeit; man will Freyheit zu einem unverschämten Betragen; und zu tausenderley ungebührlichen Anmaßungen, aber die wahre Freyheit ist nie unverschämt, sie ist immer edelmüthig, bescheiden und still.

Christoph. Und die größten Rechte der Menschen machen sie gewiß unglücklich und ungerecht, wenn sie sie unverschämt machen.

Joost. Das ist sicher. Immer, so lang die Welt stehet, waren die Menschen in eben dem Grad tyrannisch, anmaßlich und gewaltthätig, als sie unverschämt frey unter sich selber lebten, und man siehet oft die zügelloseste Gewaltthätigkeit an Orten, wo man nur Einfalt, Unschuld, bescheidene Gutmüthigkeit, reine Freyheit, und zum Genuß der sichersten Lebensglückseligkeit wie privilegirte Menschen suchen sollte. —

Christoph. Es ist ein Unglück, daß der Mensch, so bald er aufhört Knecht zu seyn, immer so gewaltsam und zudringlich sucht ein Herrscher zu werden. —

Else. Der Mensch muß eine Plage haben; plagt ihn kein anderer, so plagt er sich selber. — Der Knabe ist kaum der mütterlichen Ruthe entronnen, so klettert er auf Bäume, spielt mit Degen und Gift, oder brennt sich mit Pulver. —

Joost. Und die Plage unverschämter frecher Sitten, und eines gewaltigen, trotzenden, unbescheidnen Lebens ist gewiß nicht klein, und ihr Schaden wird gewiß keinem Volk durch die Größe seiner Rechte und Freyheiten ver-

gütet; die Zerstörung der stillen bescheidnen Gutmüthigkeit des Lebens, ist weder mit Reichthum noch mit Hoheit, noch mit irgend einem andern Regierungs- oder Lebensprunk zu ersetzen. —

Christoph. Viel Freyheit gehört ganz gewiß nur dem viel Guten und viel Weisen. Der viel Dumme und viel Böse kann sie nicht brauchen, und es ist sicher besser, er habe wenig. —

Else. Mit der Meynung würdest du vielen Leuten das ihre nehmen. —

Christoph. Ob einer bloßen Meynung verliert endlich niemand, was er hat; aber sicher ist, ich kann sonst auch allerley Menschen, mit allerley Fehlern um mich sehen und leiden; aber ein Mensch, der um seiner Freyheit willen unverschämt ist, ist für mich die widrigste und unerträglichste Kreatur auf Gottes Boden. —

Joost. Es muß einem jeden Menschen, der ohne Anmaßung lebt, und keine Rodomontade im Kopf hat, so gehen; aber es werden Schaaren Leute zur Freyheits-Unverschämtheit so angezogen, wie der Adel zu seinem Stolz, und der Schneider zu seiner Nadel. —

Christoph. Aber es giebt doch auch Leute, die höchst unverschämt und frech sind, fast ohne die geringsten Rechte und Freyheiten zu besitzen. — — Die zwey Gaudiebe da im Buch, können der Beschreibung nach, vor Leibeigenen nicht hundert Schritt voraushaben, und doch reden sie über das Thun ihres Erbherren so unbesonnen und dummfrech, als kaum zum Schmähen und Schelten wie

gebohrne Bürgerlumpen in Reichsstädten gegen ihre Oberkeit es thun werden. —

Jooſt. Der Narr und der Lump, und der Böſewicht iſt ſich in jedem Stande gleich. Der Leibeigene, der Bauer, der Kammerdiener, der Bürger und der Edelmann brauchen, wenn ſie verdorben, ihr Maul über Geſetz und Ordnung, und ihre Herren, mit gleichem Herzen und mit gleichem Sinn. —

Chriſtoph. Aber ſo viel Verſtand dieſe zwey Tagdiebe ſonſt haben, hätte ich nicht geglaubt, daß ſie ſo dumm über Arners Thun urtheilen würden. —

Jooſt. Die Leidenſchaften umnebeln uns, Meiſter! wenn wir Verſtand haben, ſo gut, als wenn wir keinen haben, und ein Schelm glaubt von ſeinem Nebenmenſchen, und beſonders von ſeinem Feind, immer, er ſey auch ein Schelm, das Gerade und Edle, ſo in den Thaten der guten Menſchen iſt und ſie ſchön macht, kommt dem Böſewicht, wie aus dem Kopf, daß er keinen Sinn mehr darfür hat, es nirgends ſuchet und alſo auch nirgends findet; und Laſter und Bosheit haſſen ihrer Natur nach allen Gewalt und alle Hinderniſſe, die ihrer Unordnung und dem Unſinn ihrer Gelüſten entgegen ſtehen; und in der Selbſtverblendung des Menſchen miſchet ſich, ohne daß er es ſelber weiß, und ohne daß er es ſich ſelber geſtehet, Unwillen über die Verhältniſſe ſeiner Natur gegen Gott, und über die Verhältniſſe ſeiner Umſtände gegen aller Obergewalt, in all ſein Thun. —

Elſe. Glaubſt du das? —

Jooſt. Es iſt ſo ſicher wahr, daß ſelber die Vorſtel-

lungen, die sich böse Menschen von Gott machen, sich immer dahin lenken und neigen, ihn als einen Herrn anzusehen, den sie um seiner Hölle willen fürchten müssen. Aber eben diese Höllenfurcht entfaltet dann im Bösewicht einen geheimen, ihm selbst verborgenen Haß gegen Gott selber. —

Christoph. Sagst du jetzt auch nicht zu viel? — Es ist zu erschrecklich! —

Joost. Meister, es bricht nicht jeder Haß in Worte und deutliche Vorstellungen aus. Man kann Eifer, Haß, Neid und Zorn mit sich in seinem Innersten herumtragen und weit davon entfernet seyn, es sich selber gestehen zu wollen, gänzlicher Mangel von Anmuth und Liebe, wo Anmuth und Liebe offenbar auffallende Naturpflicht ist meistens das einige, was der Mensch von einem unnatürlichen Haß, den er in seinem Innersten nähret, sich selber gestehet. Aber der Unwille, den der Bösewicht über alle Einrichtungen und Verhältnisse, die in Gottes guter Welt seinem Unsinn entgegen stehen, empfindet, und den er sich selber nicht verhehlen kann, ist wahrlich nichts anders, als unzweydeutiger Ausdruck des Hasses gegen den Urheber dieser Ordnung, die ihm nicht gefällt. —

Elise. Es ist entsetzlich zu denken, daß ein Mensch auf Erden Gott hasse! —

Joost. Und doch ists wahr, daß diese unnatürliche Empfindung in das Herz des tiefverdorbenen Menschen sich einmischet. —

Christoph. Man kanns zu Zeiten sich selber nicht verläugnen, wenn man Reihen von Thaten, denen alle Güte und alle Menschlichkeit mangelt, siehet und höret, daß im

Herzen der Menschen, die so handeln, Unwille gegen Gott, der in unsere Natur ein empörendes Gefühl gegen Unmenschlichkeit, Härte und Grausamkeit gelegt hat, einmischen müsse. —

Else. Es ist entsetzlich! —

Joost. Es ist entsetzlich, auch blos das vom Menschen zu sagen, daß er Eltern und Oberkeit hasse. — Und doch ists oft so unwidersprechlich wahr. —

Christoph. Man kann es nicht verläugnen. —

Joost. Und die Ursachen dieser unnatürlichen Gesinnungen sind den obenberührten ähnlich. — Wenn der Mensch böse und hartherzig wird, so mischt sich gegen alles, was ihn an Erfüllung seiner Wünsche hindert, Unwille hinein; das Ansehen der Oberkeit und der Eltern wird ihm zur Last und machet ihn unmuthig, und es keimt ein schwarzer Groll in seinem Herzen, dessen unnatürliche Empfindung er vor sich selber verbirgt; aber nichts desto weniger lieget wirklicher Haß in seinem Herzen, der alle seine Empfindungen, Gesinnungen und Thaten stimmt. — — Ich wiederhole, Mangel von Anmuth, Liebe und Dank, wo Anmuth, Liebe und Dank, Naturpflicht ist, setzt im menschlichen Herzen einen so empörenden Groll voraus, der sich ohne wirkliches Daseyn von Haß nicht denken läßt, sich aber freylich gemeiniglich mehr in der Sprache einer zügellosen Frechheit als in den geradern Ausdrücken eines offenen entschiedenen Hasses äussert.

Else. Diese Lage des menschlichen Herzens muß in Abgründe führen. —

Jooſt. Sie führt zu Sitten, Geſinnungen und Ausdrücken, genau, wie die Burſche in unſerm Abſchnitt zeigen. „Iſt der Junker ein Narr? Aufbauen und aufputzen „das Haus des Herrn in Bonal, wer hat hiezu die Blinden und Lahmen auserſehen?“ Das iſt Geiſt der Verſpottung — gegen das Heilige, welches dem Menſchen das Anſehen der Religion und das Anſehen der Oberkeit haben ſoll. —

Chriſtoph. Und die unglücklichſte Sitte, die unter einem Volk in Schwang kommen kann. —

Jooſt. Es iſt wahr, die unnatürliche Verläugnung der Verhältniſſe ſeiner Natur, ſeines Standes und ſeiner Lage, macht den Menſchen höchſt unglücklich. Es raubt dem Volk den Stecken und Stab, an dem es froh und fromm den kurzen Weg des Lebens hinwandelt, und übler kann man am armen Erdenmenſchen nicht handeln, als wenn man ihm dieſen Stab raubt, auf welchem geſtützt, er voll Gehorſam, Liebe und Hoffnung, ſtill und geräuſchlos zur Unſterblichkeit reif wird.

Chriſtoph. Aber, es iſt doch auch nicht mit jedem frechen, unverſchämten Wort gerade ſo böſe gemeynt?

Jooſt. Ich weiß es. — Aber es liegt in der Natur unſers Herzens, daß wir uns immer nach und nach dahin ſtimmen, das zu verachten und zu haſſen, was wir lange verſpottet; und ſo wird Spott über Religion, über Oberkeit und Eltern, unſer Herz täglich mehr von dieſen Verhältniſſen unſerer Natur entfernen und unſer Herz verhärten, und ſo bald unſer Spott dann gedankenloſe Gewohnheit wird, ſo wird ſie uns, wie es der Gedankenloſig-

keit in ihrer Natur ist, immer weiter führen als wir denken, wenn der Mensch seiner Reden und Handlungsart in so wichtigen Verhältnissen nicht mehr Meister, so ist er alle Augenblicke vor den abscheulichsten Folgen seines Thuns nicht sicher, so wenig auch im Anfang seine Gewohnheit wirkliche Bosheit gewesen seyn mag. —

Else. Fritz! Nimm dir doch das in Acht und spotte mir um Gottes Willen nie über etwas, das deinem Nebenmenschen heilig ist und ihm seine Ruhe und sein Glück versichert, die gute Ordnung auf Erden schützet, und des Menschen letzte Stunde erheitert.

Christoph. Ja, Fritz: der Mensch muß Gott fürchten, seine Eltern lieben, und die Oberkeit, und wer ihm vorgesetzt ist, in Ehren halten, wenn er will, daß es ihm wohl gehe auf Erden.

Joost. Thue das, mein Lieber, in aller Unschuld und Einfalt; aber dann fürchte dich auch nicht, die Wahrheit zu erforschen, so weit sie dich angeht, und zu ihr und zu deinem Recht zu stehen gegen jeden, der unrechtmäßigen Gewalt braucht, und dir Lügen aufbinden oder Unrecht thun will; besonders lasse dich unter dem Namen der Religion von den Priestern nicht blenden, wenn sie Geld suchen. — Wenn sie Unsterblichkeit lehren, mein Lieber, dann horch auf sie, mit Glauben und Dank; denn es ist Gottes Wort, und wenn du fromm seyn wirst, so wirst du darum glauben und den Mann verabscheuen, der dem Volk den Glauben an die Unsterblichkeit schwächet, und Gottes Wort vor den schwachen armen Menschen, die seiner so nöthig hat, verspottet: Ein solcher ist wie ein Unsinniger, der dir

dein tägliches Brod verachtet, und Heu frißt und Viehfutter. Lieber! fliehe den Rasenden, der das lästeret, woran sich ganze Schaaren deiner Brüder erquicken und erlaben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit liegt tief in deinem Innersten, und wer sie lehret, der lehret Gottes Wort, das in deinem Innersten lieget; darum fliehe den Mann, der sie läugnet, und am Glauben an Gott keine Freude und keine Lust hat, er hat keine Lust an der menschlichsten Speise.

Alles schwieg eine Weile. Staunender Ernst war auf jedem Gesicht. — — Endlich fieng Christoph wieder an. —

Fritz, du Lieber! Du mußt uns noch wiederholen.

Fritz. Ihr sagtet zuerst, daß wer den Kopf voll krummes und böses Zeug hat, gern von seiner Frau wegläuft, wenn jemand etwas mit ihm reden will. —

Christoph. Gut! — Ferner? —

Fritz. Daß es nicht lustig bey einem solchen Mann Frau zu seyn. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß ein gutes Weib nichts verliere an dem, was ihr ein böser Mann verbirgt. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß ein freches Maul jetzt hie und da einem Menschen, wie zur Recommendation dient. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß wahre Freyheitsliebe weiter ziele als nur auf's Maul, auf den Geldsäckel und den Müßiggang.

Christoph. So! — Und mehr noch? —

Fritz. Daß die ächte Freyheit keine leichte Waare

ist, und sich für dünne Leute, die keine gute Beine haben, nicht schicke.

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß sie sich auch für die nicht schicke, deren Kopf völlig halb nur Maul ist, und die gar kleine und dicke Ohren haben.

Christoph. Und dann?

Fritz. Auch für die nicht, denen der Puls gar ungleich schlägt, und die vielem Herzklopfen ausgesetzt sind. —

Christoph. Richtig! — Und mehr?

Fritz. Daß es für alle diese Leute gut ist, wenn sie Vater und Mutter, und Vogt, und Vormund ordentlich in Ehren halten, und Gott und eine liebe Oberkeit recht fürchten.

Christoph. So dann? —

Fritz. Daß wahre Freyheit edelmüthig und bescheiden, und nicht unverschämt mache.

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß die Völker, welche bey großen Freyheiten unter sich selber unverschämt leben, gemeiniglich auch gewaltthätig und tyrannisch sind, wenn sie Unterthanen haben. —

Christoph. Gut! — Und noch?

Fritz. Daß es dem Menschen wie angethan ist, daß er, so bald er frey ist, gerade auch einen Haufen Knechte unter sich haben will. —

Christoph. Fort! —

Fritz. Daß keine Knechte und keine Freyheiten einem

Volk den Verlust der sanften, gutmüthigen, menschlichen Bescheidenheit ersetzen könne. —

Christoph. Richtig! — Weiter? —

Fritz. Daß Freyheit dem Guten, Weisen, und ein Herr und Vormund dem Unweisen und Bösartigen gebühre.

Christoph. Und noch?

Fritz. Daß ein unverschämter, anmaßlicher und aufschneidender Herr und Bürger ein unleidentlich widriges Ding für jeden Menschen ist, der solche Kreaturen nicht jeden Tag vor den Augen hat.

Christoph. So! — Was mehr?

Fritz. Daß Schaaren von Menschen an gewissen Orten zu einer so widrigen und eckelhaften Freyheitsunverschämtheit wie angezogen werden.

Christoph. Noch weiter! —

Fritz. Daß der Lump und der Narr, und der Böswicht in einem jeden Stand, vom Leibeignen an bis zum Edelmann sich gleich ist und gleich thut. —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß die Leidenschaften die Augen des Weisen verblenden, wie sie die Augen des Thoren umnebeln. —

Christoph. Was noch mehr? —

Fritz. Daß der Böswicht dem lieben Gott nur darum etwas nachfragt, weil er eine Hölle hat. —

Christoph. So! Und dann? —

Fritz. Daß der lasterhafte, gewaltthätige Mensch für seine Oberkeit keine andere Empfindung habe, als Unwillen über ihren Gewalt. —

Christoph. Und weiter? —

Fritz. Daß der Mensch die unnatürlichsten und lasterhaftesten Empfindungen seines Herzens sich freylich vor sich selber verberge, aber nichts desto weniger sie mit und bey sich in seinem Busen trage.

Christoph. Ferner. —

Fritz. Daß man übel mit dem Volk handle, wenn man ihm den Stecken und Stab raubt, an dem es still und fromm den kurzen Weg des Lebens hinwandelt. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß der Mensch immer nahe ist, eine Sache zu hassen, wenn er sie gar oft verspottet. —

Christoph. Hast noch mehr?

Fritz. Daß Gedankenlosigkeit den Menschen, weiß nicht, wohin führt. —

Christoph. Nun — und weiter? — —

Fritz. Daß ein Mensch, der seinem Maul nicht Meister, alle Augenblicke nicht sicher ist, daß seine Unbesonnenheit die abscheulichsten Folgen habe. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß der Mensch zur Wahrheit und zu seinem Recht stehen müsse, so weit sie ihn angehe. —

Christoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß die Geistlichen, wenn sie Geldsachen behandeln, dann nicht eigentlich in ihrem Amt stehen. —

Christoph. Und noch etwas?

Fritz. Daß Glaube an Gott und an Unsterblichkeit die menschlichste Speise ist. —

Christoph. Und endlich?

Fritz. Daß wer die Unsterblichkeit läugnet, und Un-

ordnung und Zügellosigkeit liebet, ist wie ein Unsinniger, der Heu frißt und Viehfutter.

Die neun und zwanzigste Abendstunde.

Inhalt.

Von dem Unterschied des Lasters mit Geld und des Lasters ohne Geld — von dem ersten Grundsatze der Strafgesetzgebung. — Vom Menschenverbessern und vom Teufelaustreiben — von Richtern, die einen dauren, weil sie nicht weise, und von armen Leuten, die einen dauren, weil sie übel behandelt werden. — Von der rechten Allmosenordnung — und von einer irrigen Pfarrhausordnung. — Von der alten Kirchmeyerin, ihrer Heucheley, ihrer Wäscherin und ihrer Nandel. — Von der alten Jooslin, ihren Kindern, ihrer Frommkeit, ihrer Ruthe, ihren Aengsten und Nöthen, und ihrer gräulichen Unordnung. — Von einer Frau Schärerin, und von einem Weib, das ihren Mann gern pfeiffen hörte. — Vom Kilchwanger — von unserm Vetter — und dem seligen Apostel Petrus, auch sonst noch von allerley.

Das ist ein Heuchler von der abscheulichsten Gattung, sagte Christoph, als er den sechs und zwanzigsten Abschnitt gelesen, und Jooss antwortete: — Er mag es doch auch um etwas mehr scheinen, weil er arm ist.

Elise. Es ist möglich.

Jooss. Nicht blos möglich, es ist ganz sicher: der Arme kann das Schändliche des Lasters nie so bemänteln und bedecken, wie der Reiche, aber im Grunde ist er doch

selber um deßwillen um kein Haar abscheulicher als dieser, wenn er den gleichen Fehler hat — die erbarmenswürdigen Umstände, in denen das Laster des Armen seine ganze Unnatürlichkeit so leicht an offenen Tag bringt, sind nicht das Laster selber, und machen ihn eigentlich weder mehr noch weniger abscheulich, als er wäre, wenn alle diese Umstände mit dem Geldsäckel wären beyseits geschafft worden.

Christoph. Indessen entgehet der Reiche doch so der Schande und der Strafe des Lasters. —

Joost. Aber er gewinnt doch minder dabey als man glaubt. Strafloſigkeit, wo man Straf verdient, und ungekränkte Ehre, wo man Schimpf und Schande verdient, ist wie das Gift in einer süßen Speise; man ißt davon nach Herzenslust, so viel man mag, und gehet dann unwiederbringlich verloren.

Else. Das ist sicher so. —

Joost. Das Schändliche und Entehrende, das alles Laster mit sich führet, hemmet den Lauf der Verbrechen des Volks dadurch, daß der Arme das Schändliche und Abscheuliche des Lasters nicht bedecken kann, wird die zahllose Klasse von Menschen, die in ihren armseligen Umständen leicht zu verführen sind, auf das kräftigste von dem Bösen abgehalten, und dem Lauf des Lasters just bey denjenigen Menschen Einhalt gethan, die gemeiniglich durch dasselbe in die allermitleidenswürdigsten Umstände versetzt werden. —

Christoph. Aber es ist traurig, daß auch die allergrößeste Beschämung und Verwirrung den Menschen, der tief im Laster steckt, selten auf den rechten Weg bringt,

und auch der Höllenschrecken, den der böse Vogt dem armen Max in Leib jagt, den Tropf um kein Haar besser zu machen scheint, als er vorher war. —

Jooſt. Das ist in diesem Fall wahr, aber in vielem ist es anderst — beschämende Umstände machen oft und viel einen großen Eindruck; auch irrt man sich oft gar sehr und meynt, ein Mensch sey ganz verhärtet und unverbesserlich, der doch eine unberührte Saite hat, an der du ihn leiten könntest wie ein Kind; ein anderer scheint dir so leitsam und folgsam als das beste Lamm, das auf der Weid Hirt und Mutter, auf den kleinsten Wink nachlauft, und wenn du ihn nahe erforschest, so kannst du in ihm den härtesten Ochsenkopf finden. —

Christoph. Das ist sicher. — Ein Mensch soll von dem andern nie sagen, daß er ganz vollkommen, aber auch eben so wenig, daß er ganz unverbesserlich sey. —

Else. Aber immer ist sicher ein Unglück für einen Lasterhaften, wenn so ein böser Vogtsbube seine Fehler entdeckt. —

Jooſt. Dagegen ist nichts zu sagen. Elend, Noth, und ein gutes Beyspiel können den Lasterhaftesten retten, und vom Laster wieder abbringen; aber ein Bösewicht, wenn er einen Unglücklichen bey seinen Fehlern antrifft, verhärtet gemeiniglich den Elenden noch doppelt, und stürzt ihn endlich siebenfach tiefer in die Grube. —

Else. Die Gewalt, den Fehlenden zu bessern, ist ewig in der Hand der Natur, die ihn durch Umstände wieder zum Verstand und zu sich selber bringt, und in der Hand der frommen Unschuld und des ungesuchten Bey-

spiels, die dem Fehlenden, mit gleicher Liebe, Wahrheit und Einfalt, wie Gottes Natur die Augen öffnen.

Christoph. Aber was der Vogt gegen den Elenden thut, hilft zu nichts als ihn rasend zu machen. —

Else. Es war schon zu der Pharisäer Zeiten eine große Wahrheit, daß man den Teufel nicht durch den Obersten der Teufel austreiben könne. —

Joost. Ja. — Wenn Quälen, Aengstigen, Schweißaustreiben, an Prangerstellen, und solche Sachen dem Menschengeschlecht seine Fehler und Gebrechen abwaschen und reinigen könnten, so würde man freylich allenthalben Hülfe finden, dieses arme Geschlecht zu bekehren; selber die steife Ehrbarkeit und die lustigmachenden Herrschaften würden dann hiezu Hand bieten.

Else. Du bist aber unverschämt, Joost! —

Joost. Nein, Meisterin! Wenn man für die Armen und Elenden die Wahrheit redet, so ist man nicht unverschämt. —

Else. Das ist wohl wahr, aber du zieheſt immer die Geistlichkeit und die Herrschaften, wie mit den Haaren zu. Wenn man meynt, man habe nichts als den armen Vogt am Tische, so bringst du dann immer große Peruquen herbey, und wenns mir nur träumt, daß solche um den Weg sind, so stehet mir mein Maul still. —

Joost. Mir aber nicht, Else! unter den Peruquen sind die Köpf wie deiner und meiner. — Und eben solchen möchte ich's noch am liebsten sagen, daß alle Strafen den Menschen nicht bessern, wenn sie nicht menschlich sind, und

daß

daß mich alle Richter in der Seele dauren, deren Strafen das Volk nicht bessern. —,

Christoph. Laß dich das Volk dauren, Joost! denn die Strafen, die es leidet, verschlimmern es sicher, wenn sie es nicht bessern. —

Joost. Du hast recht, Meister! es muß einem tief ans Herz gehen, wenn man denkt, daß sicher keine Ahndung und keine Strafe den Menschen bessere, ohne sichtbare mitwirkende Güte und Liebe! —

Christoph. Dieser Gesichtspunkt ist bey dem Menschen, seye er Oberkeit oder Unterthan, Knecht oder Edler, in dem Grade lebhaft oder schwach, als er persönlich ein laster- oder tugendhafter Mensch ist; doch macht auch Uebung und Gewohnheit, daß man beym Schelten oder Strafen, ohne eben viel Bosheit gedankenlos werden kann; aber weit mehr verhärtet den Menschen hierinn seine innere Unsittlichkeit; und unter den Leuten, die zu büßen und zu strafen das Recht haben, siehest du es tausendfach, wie das Laster den Menschen in den Meynungen, wie man seinen fehlenden Nebenmenschen strafen müsse, das Maul, und was er sonst darf, so dumm und verderblich brauchen macht als hier der Vogt, der es gar natürlich und recht findet, dem Ruti Marx, weil er so ein Ketzer ist, das Wochenbrod, das er hatte, abzuschranzen, ohne daran zu denken, daß er dadurch seine elenden Kinder doppelt unglücklich machen würde. —

Joost. An so etwas zu denken ist das eigentliche Vorrecht der Frommkeit und Weisheit; der Lasterhafte aber strafet und quälet, schimpfet und schilt, martert und äng-

stigt, hungert aus, und verjagt, und denkt an nichts, als „er hat's verdient!" —

Else. Gottlob, daß der Pfarrer in Bonnal menschlicher dachte, und das Wochenbrod den Leuten um des Hungers und nicht um der Frommkeit willen austheilte. —

Jooſt. Es geht ſicher immer nicht recht in der Ordnung, wenn die Pfarrer das Wochenbrod für die Frommkeit austheilen. —

Chriſtoph. Einmal ich möchte den nicht zu meinem Knecht, der dann das größeſte Stück erhielte. —

Else. Es hat ſich in Kilerau gezeiget, wie ſchädlich es iſt, beym Allmoſengeben auf etwas anders zu ſehen als auf Noth und Mangel. — Die gute Pfarrerin hat mit ihrem Frommkeitsallmoſen das ganze Dorf voll Heuchler, Müßiggänger und Bettler gemacht, und dir eine Menge Leute im Grund und Boden verderbet, die unter dem alten Pfarrer arbeitſam und ganz in der Ordnung waren; indeſſen iſt des Pfarrers eigene Haushaltung bey dieſer Ordnung an Bettelſtab gerathen, und die wirklichen, nothdürftigen Armen im Dorf ſind bey Mannsgedenken nie vernachläßiget worden, wie unter dieſer Frommkeitswohlthäterin. —

Chriſtoph. So wahr das alles iſt, ſo natürlich war es, daß es dem Vogt in Sinn kommen mußte, dem Erzheuchler den Brodkorb weiter zu legen. Es iſt auch gar über alle Gränzen, wie weit ihn ſeine unſinnige Heucheley unnatürlich und unmenſchlich macht. —

Jooſt. Die Heucheley hat es dann auch wie an ſich,

daß sie den Menschen in allem seinem Thun verdreht und unnatürlich macht. —

Else. Das ist wahr. — Und der Heuchler zeiget sich auch in weit unwichtigern Vorfällen so verdrehet und krumm. Du kennest die alte Kirchmeyerin, und weissest, wie sie es mit allem Gewalt erzwingen wollte, daß ihre Stieftochter, die Nandel, des Vogts Bub heurathe, und seitdem sie weiß, daß sie des Christen Rudolf nimmt, hat die Alte alle Tage Zank und Streit mit ihr, und da die Tochter ihr vor 8 Tagen erklärt, sie wolle die Hochzeit verkündet haben, ra'ete sie, wie ein Thier mit ihr, und hieß sie hundertmal sich zum Haus ausscheeren; (packen) sie gieng endlich zu einer ihrer Verwandten, die Mutter aber strich hinter Hag und Bäume die ganze Gasse ihr nach, zu sehen, wohin sie doch gehe; ein paar Stunden darauf kam dann die Wäscherin zur Kirchmeyerin, und bezeugte nach ihrer Art der lieben Frauen ihr Mitleiden ob dem vielen Kreuz und Leiden, so sie mit ihren Kindern habe.

„Was meynet ihr mit dem, Frau Nachbarin? fragte „die Kirchmeyerin. — —" „Ae, — daß eure Tochter so „wider euren Willen heurathet, und euch jetzt noch zum „Haus hinausgelaufen" — antwortete die Wäscherin. „— — Ae — wer sagt euch doch so etwas? versetzte „die Kirchmeyerin — und ä: mein Trost das ganze Dorf, „die Wäscherin; b'hüt uns Gott, Frau Cathri! An dem ist „kein Wort wahr, erwiederte Kirchmeyerin, mein Kind ist „nur zu ihrer Schwester gegangen, ich bin gar wohl zu„frieden mit der Heurath, und es wird im Augenblick wie-

„der da seyn. — — Aber ach! wie denn auch die Leute „lügen können! sagte die Wäscherin. — Ja: eben kann „man keinem Menschen kein Wort mehr glauben, so bös „ist die im Argen liegende Welt, wie's in der Schrift „stehet, sagte die Kirchmeyerin; — und die Wäscherin: „Ich habe mirs auch wohl eingebildet, die Nandel ist euch „immer eine Kron in den Augen gewesen, und der Rudolf „ist der bravste Mann unter der Sonne, sie hätte es, weiß „treulich, nicht besser treffen können! — — Nein, nein, „Frau Cathri, 's ist sicher nicht, wie die Leute sagen, ich „bin der Heurath nie zuwider gewesen, Gott geb nur sei„nen Segen! Es freut mich in der Seele, daß sie einan„der so lieb sind, sie müssen grad nach der Weyhnacht Hoch„zeit machen, sagte die Kirchmeyerin;" und ließ denn bald hernach ganz im geheim, aber sehr eilend, die liebe Nandel mit guten Worten wieder heim zu locken. So verdreht und krumm machet die Heucheley den Menschen, und so viel Plage ladet sie ihm auf! — Selber die arme Jooslin hatte um ihrer Thorheit willen, anders zu scheinen, als sie ist, Kreuz und Leiden mehr als du glauben kannst; du weißt, wie sie ein Bibelmuster ist, wenn sie Besuche hat, und wie sie eine Sau ist, wenn sie allein ist. Vor acht Tagen mußte ich mit der Jungfer im Pfarrhaus, die ihre Gevatterin ist, zu der Töpfin; wir waren bey zwanzig Schritten noch nicht beym Hause, als ein Kind von der Gasse zum Fenster hineinrufte: Es kommt eine geputzte Frau zu uns; da fieng dann augenblicklich die Jooslin ein Geschrey in ihrer Stube an, daß wir uns halb krumm lachen mußten. — „O Herr Jesus! — Was für eine Sau-

„ordnung? — Lise! geschwind das Nachtgeschirr ab dem „Tische und das Brod. — Die Ruthe fort! — — Rudi „nimmt die Bücher und sitzt hinter den Tisch — — heb „keins kein Aug auf! — Babi — nimm einen Lumpen „um deinen L — — Grind — und kraz mir nicht, so „lieb dir Gott ist! — — und Herr je — die D — — Win„deln ab der Bibel! *) — — —"

„So giengs an einander, bis die Jungfer endlich die Thüre aufthat; da dann die Kinder, wie angeschraubt hinter dem Tisch saßen und kein Auge aufhebten."

Jooſt. Dieses Bibelmuster kann dir auf diese Gattung völlige Marxen aus ihren Kindern machen. —

Elſe. Wenn ich denke, wie verdrehet und heuchlerisch sie da gesessen: so kann ich in Gottes Namen auch nicht anderst, als es selber fürchten. —

Jooſt. Es ist mit allen Arten von Lastern, wie mit

---

*) Anmerkung. Ich empfinde als Schriftsteller das Unanständige dieser Stelle, aber als Mensch und Landsäß empfinde ich noch mehr das Bedürfniß, den unordentlichen Landweibern, die meistens noch die Vornehmsten sind, und oft selber noch mit den Pfarrhäusern wohl stehen, die Wahrheit so deutsch und verständlich zu sagen, als ichs eben gethan. Ich möchte eine jede Mutter ins Herz hinein beschämen, die sich getroffen findet; denn es ist nichts in der Welt, womit man seine Haushaltung und seine Kinder gewaltsamer zu Grunde richten kann, als eine solche Unordnung, und die armseligen, niederträchtigen Künste, die man dann hundertmal brauchen muß, sie zu verstecken und zu verbergen.

der Heucheley, daß sie den Menschen am Ende zum Eckelhaften und Unnatürlichen führen. Ich habe ein Dorfscheerers Weib gekannt, die im Besitz großer Reichthümer, ohne Kinder, und wider den Willen ihres Manns, einem jeden Bettelmann um einen Kreutzer den Bart schor, und sich so kleine Schächtelgen voll Bettlerkreuzer sammelte, die man bey ihrem seligen Absterben, ordentlich gezählt, mitten unter ihrem Gold und Silber im Kasten fand. — Und im Oberlaubach hütete ein begütertes Pfarrers Weib ihren Mann, daß er nicht zu viel Brod esse; der Mann schickte sich auch geduldig in seinen Dienst, und verrichtete gemeiniglich singend und pfeiffend viel Hausgeschäfte für seine liebe Frau. Als er einst in der Stube so in seiner Andacht Brod zur Mittagsuppe einschnitt, und das Singen und Pfeiffen nicht ununterbrochen in seiner Ordnung fortgehen wollte, rief ihm die liebe Frau überlaut aus der Küche: — Herr! — O! pfeifet auch. —

Christoph. Aber, was wollte sie damit? —

Joost. Du Narr! wenn man pfeift, so kann man nicht Brod essen. —

Christoph. Jä: — so! —

Joost. Noch ein Zug der Heucheley, der vielleicht der erschrecklichste ist, ist die fast allgemeine Kühnheit des Heuchlers mit Fluchen und Schwören das von sich abzulenken, was ihm auskommen will. —

Christoph. Und es begegnet dann noch so viel, daß ihm Trotz aller Betheurungen, die Wahrheit unter der Nase, wie dem Marx, weiß und wahr gemacht wird.

Else. Aber daß ein Mensch, wenn ihm so etwas begegnet, sich noch vor andern Leuten zeigen darf? —

Christoph. Hat dir denn noch niemand gesagt, daß das Laster dem Menschen die Haut so dick macht, daß er nicht mehr roth wird? —

Joost. Ein recht angezogener und erfahrner Lügner kann dir es wohl weiter treiben, als bloß nicht zu erröthen. —

Christoph. Was kann einer doch dann mehr thun? —

Joost. Ich will's dir sagen. Du kennest den Kilchwanger, und weißt, wie er sich bey meinem alten Meister einschmeicheln konnte, daß, wenn seine Frau und ich, und jedermann ihm sagten, daß er falsch sey, es doch niemand glauben wollte; endlich mußte es sich schicken, daß ihm ohne sein Wissen ein schriftlicher Aufsatz auf der Straße entfallen mußte, worinnen er dem Kilti Hans, der mit meinem Meister — einen Wasserstreit hatte, Wegweisung gab, und meine Meisterin fand diesen Aufsatz zufällig im Koth liegen; sie hatte die Klugheit, weder dem Meister, noch irgend jemand etwas von ihrem Fund zu sagen; aber beym nächstenmal, als der Kilchwanger zum Mittagessen wieder kam, sagte sie ihm vor dem ganzen Tisch unter die Nase, sie könne ihm nicht bergen, sie traue ihm zu, daß er dem Kilti Rath gebe; der Meister machte der Frauen Augen, wie wenn's zum Feuer läutete; der Kilchwanger aber sagte mit Lächeln, er denke wohl, sie sey jetzt in der Laune zu scherzen. — Die Frau aber fuhr fort und sagte: Nein, es ist mein wahrer Ernst, du ratheſt ihm, und wenns drauf ankommen muß, so meyne ich, ich wolle dirs

beweisen. — Das ist doch jetzt zu weit getrieben, antwortete der Kilchwanger, — und fieng an, alle Zeichen zu fluchen, daß er mit dem Hilti über den Handel kein Wort verloren; und der Meister war recht böse, wollte im Unwillen vom Tisch aufstehen und sagte der Frauen, es seye nicht recht, daß sie mit ihrem naseweißen Maulwaschen ihm Verdruß mache; — nur noch einen Augenblick Geduld, antwortete die Frau, es ist der letzte Verdruß, den du ob ihm haben wirst, ich habe seine eigene Hand im Sacke, darinn er dem Kilti Rath und Wegweisung giebt; und hiemit nahm sie dann das Papier aus dem Sacke, warf es auf den Tisch und sagte: Siehe da, du Erzschelm, du hast den Augenblick deine Seele dem Teufel verpfändt, daß es nicht wahr; siehe da jetzt deine Satanstatze, oder sage, daß sie nicht dein sey? — Aber, jetzt im Augenblick fort, vom Tische weg und zur Stube hinaus, du Gaudieb, und in Ewigkeit nicht wieder über unsere Schwelle! — Der Kerl stand auf mit einem Gesicht, wie ein polnischer Bärentreiber, nahm ganz ruhig das Papier von dem Tisch in Sack, gieng fort; er war aber keine Viertelstunde fort; so kamen zwey Geschworne, mit der rechtlichen Anfrage, ob wir ihm Satisfaction geben wollten, daß wir gesagt, er wiegle den Kilti gegen uns zu einem Prozeß auf. Wir stunden wie Narren ob dieser Anfrage; endlich merkten wir, daß der Satan den Beweiß unsrer Klag' mit sich im Sack weggetragen, und kamen nach langem und langem endlich so weit zu uns selber, daß wir begriffen, wir können nichts weiters thun, als ihm antworten, er solle uns beweisen, daß wir das über ihn sagen. — —

Christoph. Ihr habt euch gut herausgezogen. Denn das ist ein Erb- und Erzunglücksmacher; aber so weit habe ich doch diese Teufeley nie treiben sehen. Das Entsetzlichste, was ich von dieser Art erfahren, ist mir mit meinem Vetter selber begegnet. Er nahm auch den verfluchtesten Lug vor dem Rechten auf sein Gewissen, und Seel und Seligkeit; und als ich ein paar Stunden unter vier Augen allein mit ihm war, und ihm mit Wehmuth sagte, es sey doch entsetzlich, daß er das auf sein Gewissen habe nehmen können, da er doch wisse, wie es sey, antwortete er mir: Du bist ein Hund; gegen dich mache ich mir über nichts ein Gewissen; wer gab dir das Recht, mir etwas auf Seel und Seligkeit zu setzen? Und ein paar Augenblicke hernach setzte er hinzu: ich hab' es ja vergessen können, wenn's auch wahr wäre, du Hund! —

Else. Es vergehen einem fast alle Sinnen, wenn man solche Worte höret. —

Christoph. Wenn der Mensch sich in große Fehler verwickelt und sich dann mit Läugnen helfen muß, so ist er bald auf diesem Punkt. Und was willt du sagen? — Denk nur, selber der heilige Petrus, der doch ohne Widerred auch in seiner bösen Abendstund viel besser war als ich und mein Vetter, hat doch im Schrecken auch alsobald, wie du wohl weißt, sich verflucht und verschworen, er kenne den Menschen nicht; ich muß mich also auch über den Vetter nicht gar zu sehr aufhalten, und will gern denken, er habe auch wie Petrus gefehlt, daß der Hahn zu spät gekrähet! —

So redeten sie heute noch vieles über diesen Abschnitt;

aber ich will nicht alles wiederholen; wir hatten erst vor drey Tagen einen Heuchler am Tische. —

Sie redeten unter anderm von der Armseligkeit, mit der oft bemittelte Verwandte einem Elenden mit ihrem Allmosen auch die Pflicht auflegen, den Hunger und Mangel, den sie doch nicht ganz stillen, vor allen andern Leuten, ausser der Ehrenverwandtschaft zu verbergen. —

Sie redeten von der Hartherzigkeit der Eltern, die ihren Kindern ihre Bedürfnisse nicht befriedigen, und sie doch zum Hochmuth ziehen. — Ferner von der Unanständig. und Ungeschicklichkeit eines Manns, der im Hunger und Mangel nicht zum Haus hinaus darf. — — Deßgleichen, von der Hundsnase des Teufels, mit der er durch sieben Mauren hindurch riecht, auch wie er ohne Kompliment armen Leuten die Kammerthüre aufthut, wenn sie ihres Herzens Mist darinn verbergen wollen.

Sie vergaßen weder die ehrbaren Gastereyen noch die Fresserey en, die sich andere Leute ohne Ehrbarkeitsaffektation wohl schmecken lassen, und noch von vielen andern.

Am Ende wiederholte Fritz also:

Fritz. Daß der Arme seine Laster nicht bedecken und bemänteln könne wie der Reiche. —

Christoph. Ferner.

Fritz. Daß die Lasterthaten des Reichen daher oft erstaunlich weniger abscheulich scheinen, als sie vergleichungsweise sind. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß der Mensch um der Umstände willen,

die der Geldseckel meistert, eigentlich weder mehr noch weniger abscheulich ist. — —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß der Reiche dabey nichts gewinnt, daß er seine Laster bemänteln kann. — —

Christoph. Fort. —

Fritz. Daß Strafloſigkeit wie ein Gift ist in einer süßen Speise. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß unter den Menschen niemand vollkommen, aber auch selten jemand unverbesserlich ist. —

Christoph. So! — dann? —

Fritz. Daß der Mensch aber doch ein betrüglich Ding ist, und oft einer, der einen harten Ochsenkopf hat, so zahm wie ein Lamm, und einer, der gut ist wie ein Kind, so hart als ein egyptischer Treiber scheinet. —

Christoph. Noch fort? —

Fritz. Daß Zufälle, Umstände und Liebe die Menschen bessere, aber kein Teufel den andern. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein Böswicht den Elenden, dem er Fehler vorwirft, nur rasend mache. —

Christoph. Und noch?

Fritz. Daß es schon zu der Pharisäer Zeiten wahr war, daß man die Teufel nicht durch den Obersten der Teufel austreiben muß. —

Christoph. Und ferner? —

Fritz. Daß, wenn Aengstigen, Plagen und Martern unser Geschlecht besser machen würde, dann auch Men-

schen, die zu Henkern geboren zu seyn scheinen, an der Verbesserung des Menschengeschlechts heißhungerigen Antheil nähmen.

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß keine Wahrheit unverschämt sey, die man für den Armen und Elenden anbringt. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß die Köpfe unter den großen Perucken, wie unter dem glatten Haar leer oder voll seyn, je nachdem etwas drinn ist. —

Christoph. Gut! — Noch mehr? — —

Fritz. Daß ein jeder Narr schelten und strafen kann; aber daß nur der Fromme und Gute darmit etwas bessert.

Christoph. Auch recht! — — Und? —

Fritz. Daß der Mensch auch im Schelten und Strafen in eben dem Grad gedankenlos ist, als er lasterhaft ist. —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß aber auch Uebung, Gewohnheit *), Handwerksbrauch hierinn gedankenlos machen könne. —

Christoph. Noch fort? —

Fritz. Daß Heuchler und Lügner gemeiniglich am lautesten klagen: „ach mein Gott! es ist auch gar keinem Menschen kein Wort mehr zu glauben!“ —

Christoph. Meynst? Fahr fort! —

---

*) Anmerkung. Das Wort Handwerksbrauch mag viel in sich begreifen, unter anderm auch den Fehler, den man eher unter dem Namen Esprit du Corp kennt.

Fritz. Daß man die Allmosen für den Hunger und nicht für die Frommkeit austheilen müsse. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß sonst die Heuchler das Meiste erhalten würden. —

Christoph. Dann weiter? —

Fritz. Daß es eine erbärmliche Sache sey, wenn ein Mensch in seiner Wohnstube erschrecken muß, wenn jemand Fremder gegen die Hausthüre kömmt. —

Christoph. Was noch?

Fritz. Daß Unordnung im Haus und Hoffart im Herzen, eine Haushaltung höchst elend und heuchlerisch machen könne.

Christoph. Das ist gewiß! Und dann? —

Fritz. Daß ich die Frau, die ihren Mann pfeiffen macht, wenn er essen will, an den Biribing verheurathen möchte, der ihr auch pfeiffen würde. —

Christoph. Schelm! — nun was mehr? —

Fritz. Daß der Kilchwanger ein ausgestudierter Rechtsgelehrter, und daß ohne seine Studien und Erfahrung sich nicht leicht jemand so herzhaft, verständig und mit so viel Geistesgegenwart aus einem bösen Handel ziehen würde, besonders wenn sein Gegenpart schon seinen eignen Tatzen im Sack gehabt hätte. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß das Laster dem Menschen die Haut im Angesicht dick mache. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß ich des Vetters Wort, die er gegen dich brauchte, nicht wiederholen mögte! —

Christoph. Ist wohl so gut! — nur fort? —

Fritz. Daß ihm und dem Petrus der Hahn zu spät gekrähet. —

Christoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß es Leute giebt, die noch mit Fleiß dem Hochmuth in den Armen stecken. — —

Christoph. Und noch? —

Fritz. Daß man zuerst für den Hunger sorgen müsse, und dann erst für die Hoffart. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß man zur Stuben hinaus müsse, Brod zu suchen, wenn keines mehr darinnen ist. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß der Teufel eine Jagdhundsnase hat und durch sieben Mauern durchriecht. —

Christoph. Und endlich? —

Fritz. Daß der Fresseten und Fressereyen vielerley Arten sind. — Und auch eben so vielerley Arten und Weisen, wie man in die Pfarrhäuser und Schlösser Bericht schickt. — —

Die dreyßigste Abendstunde.

Inhalt.

Von den Rechten der Eltern und von den Rechten der Kinder. — Von der Natur ihrer gegenseitigen Pflichten und dem Unterschied des Zwangs und der Liebe. — Vom alten Renold. — Vom Claus von Oberhofen, von seiner Mutter, ihren 9 Kindern und ihrer Foderung. — Von des Junkers von Windburg herrschaftlicher Meynung hierüber. — Und von der natürlichen Menschenempfindung der Mutter Cathrine, über die gleiche Sache. — Von einer Quelle des Kinder- und Selbstmords. — Von dem Gewalt und der Meisterschaft älterer Kinder über ihre jüngere Geschwisterte, sammt ihren Gründen und Folgen. — — Vom alten Steffan, seinem erst gebornen Sohn, dem Töni und seinen 7 andern Kindern. — Von des Chorrichters Lise und ihrer unglücklichen Mutter. — — Von den Ursachen der Starrköpfigkeit und Hartherzigkeit. — Von der Noth des Lebens — und von abgeschwächten Leuten. — Und endlich von einer Gotteslehre, die der Anfang, Inhalt und Endzweck unsers ganzen Buchs ist. —

Ich weiß nicht, wenn mir ein Kind so in der Noth seine Hülfe abschlagen würde, ich glaube, ich könnte mich nicht enthalten, ihm mit Ohrfeigen mein Vateransehen zu zeigen, sagte Christoph, als er den sieben und zwanzigsten Abschnitt unsers Buchs gelesen.

Das ist eine Thorheit, antwortete Else. Eltern haben auf erzogene Kinder kein Recht, und sollen und können keine Hülfe von ihnen erzwingen. —

Joost. Das ist richtig, so wie ein erzogenes Kind

weiter auch keine Hülfe von seinen Eltern erzwingen kann und soll. — Wenn das nicht wäre, so würden böse Kinder und böse Eltern einander so ja gegenseitig die Tage ihres Lebens plagen und unglücklich machen können, deßwegen muß nothwendig eine Zeit seyn, wo das zwingende Ansehen der Eltern gegen ihre Kinder aufhöret; es ist eine Zeit, wo Eltern ihren Kindern sagen dörfen und können: „Sorg für dich selber." Aber darum muß auch eine Zeit seyn, wo Kinder das gleiche Recht haben und sagen können: „Ich will für mich selber sorgen."

Christoph. Aber wenn das auch völlig so ist, so ist's doch nicht weniger entsetzlich, wenn Kinder, wie das Susanneli, ihre Eltern unter so erbärmlichen Umständen verlassen. —

Joost. Das ist ausser allem Streit; aber hingegen ist auf der andern Seite auch nicht zu läugnen, daß auch Eltern ihr Ansehen oft dahin mißbrauchen, ihre Kinder unnatürlich zu behandeln. Du weissest, wie der alte Renold mit seiner Haushaltung und besonders mit der Tochter, die er im Haus hat, und ihrem Mann umgeht! — Er weiß, daß sie ihn nöthig haben, und daß sie es fast nicht machen könnten, wenn er die Hand von ihnen abziehen würde, und dafür tyrannisirt er sie Jahr aus Jahr ein, und vom Morgen bis zum Abend, daß es ein Grausen. Wenn er selbst alle Tage im Wirthshause steckt, und da unter Lumpenbauren macht und regiert wie ein Narr, und alle Wochen mit seinem Maul etwas anstellt, daß man ihn brandschatzen kann, so wird er dann maßleidig und will das Verlorne wieder aus seiner Haushaltung her-

aus-

ausschinden, und dann ist den ganz lieben langen Tag nichts als Streit und Zank im Haus; wenn er alle Lügen, alle Schand, allen Spott über sie sagt, und sie ihm auch mit dem besten Recht antworten, so raset er, wie ein Thier; schweigen sie aber und gehen ohne ein Wort zu reden neben ihm vorbey, so ists wieder nicht recht; „das Teufelspack!" sagt er dann, mag mir nur keine Antwort geben, und sie gehen wie die Hunde, die taub sind, neben mir vorbey. Und so ists wahrlich an mehrern Orten in der Welt, und darum auch unmöglich zu denken, daß es thunlich wäre, die Kinder unter allen Umständen zu zwingen, im Haus ihrer Eltern zu bleiben. Das Unglück der Hartherzigkeit ist gegenseitig, darum muß auch der Gewalt und das zwingende Recht der Eltern und Kinder beyderseitig seine Schranken haben. Der erwachsene Mensch würde Sklav werden, wenn alle Eltern, ganz unumschränkten Gewalt über ihn hätten; denn es giebt vielerley Gattungen Renolds in der Welt. —

Christoph. Ich begreife, daß ich euch muß Recht geben; — aber wenn's hiermit so ist, so ist doch dann das nicht recht, daß man an vielen Orten Kinder, die wider den Willen ihrer Eltern ihnen entlaufen und Dienste genommen, wenn ihnen ein Unglück begegnet, wenn sie krank oder schwanger werden, hübsch ordentlich wieder ihren Eltern zu senden, und diese zwangsweise verpflichten kann, sie zu versorgen.

Else. Das ist dann gewiß auch nicht recht. So wie die Kinder die Freyheit brauchen dürfen, ihre Eltern wider ihren Willen zu verlassen; so scheinet dann auch

gegenseitig auffallend, daß kein Recht in der Welt, Eltern, die von ihren Kindern wider ihren Willen verlassen worden, zwingen sollte, sie dennoch weiter zu besorgen. —

Jooſt. Wenn ich übrigens von Recht in der Welt in Sachen reden höre, wo die Natur mit ihrer höhern Gewalt immer ins Mittel tritt, so denke ich nur, man sollte in solchen Fällen vom Recht lieber schweigen als von ihm reden. Die Natur ist mehr als das Recht, und wo diese nichts vermag, da ist alles Reden umsonst. Die Natur ist höher und größer und wirkt weit mehr als alles Recht und als alle Gerechtigkeit, die man in der Welt finden kann.

Elſe. Diese Wahrheit erinnert mich an ein Wort in der Bibel: „wenn eure Gerechtigkeit nicht übertreffen wird „die Gerechtigkeit der Phariſäer und Schriftgelehrten, so „werdet ihr nicht ins Reich Gottes eingehen."

Jooſt. Der beste Pfarrer, den ich je gekannt habe, sagte einmal zu mir: „Die Wahrheit der Natur, die Gott „mit seinem ewigen Griffel ins Herz aller Menschen geschrieben, ist mit der Wahrheit der Religion und des „Evangeliums in ewiger, göttlicher Uebereinstimmung."

Chriſtoph. Dieser Gesichtspunkt ist wichtig. Der Gedanke des Zwangs und der rechtlichen Schuldigkeit, verträgt sich nicht mit der Naturliebe und dem Naturwillen, durch welchen Eltern ihren Kindern und Kinder ihren Eltern alles sind und alles seyn sollen.

Jooſt. Alles Eintreten des Rechts und alle Rechtsschritte, die in diesem Verhältniß eingelenkt werden, so wie alles Geschwätz, mit dem man Eltern über ihre rechtliche Schuldigkeit gegen ihre Kinder, und Kinder über ihre recht-

liche Stellung gegen ihre Eltern und über ihre rechtliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von ihnen den Kopf und das Herz voll macht, schwächen das gegenseitige Pflichtgefühl, das in diesen Verhältnissen in der Menschennatur ligt, auf die unnatürlichste Weise, und dienen zu nichts, zu gar nichts, als zwischen Menschen, die vermöge ihrer Naturverhältnisse ein Herz und eine Seele seyn sollten, die ersten und heiligsten Naturgefühle zu verwirren und zu verhärten. Ich denke in meinem Leben daran, was ich dießfalls in meinem ersten Dienst auf Windburg für eine Erfahrung machte. Der Claus von Oberhofen, der neben mir da diente, hatte eine Mutter, die ihn, nebst sehr viel andern Kindern, als eine Wittwe erzogen, und kam damals, nach einer ausgestandnen halbjährigen Krankheit, einmal zu ihrem Sohn auf unser Schloß, sagte ihm, daß sie jetzt unumgänglich etwas Geld brauche, und erwarte, daß er es von seinem Verdienten ihr vorstrecke; dem Claus wäre nichts in der Welt weniger in Sinn gekommen als zu denken, daß er das nicht thun müßte und nicht schuldig wäre, der Mutter damit an die Hand zu gehen; da er es aber dem Junker, in dessen Hand sein Geld war, sagte, machte ihm dieser den Kopf groß, mit der Vorstellung, er seye nicht schuldig, was er verdient, seinen andern Geschwistern anzuhängen; und da mein Junker sah, daß sein Claus stutzte und unschlüssig nicht wußte was er thun sollte, sagt er ihm: Laß nur deine Mutter selber zu mir heraufkommen, ich will schon mit ihr reden. Die Frau kam herein. Was ist dein Begehren, Cathrine? fragte der Junker. — — Etwas Gelds vom Claus, ant-

wortete Cathrine; ich bin krank gewesen, und habe jetzt unumgänglich einige Zahlungen zu leisten, die ich unmöglich anders machen kann. — Aber Cathrine, antwortete der Junker, dein Sohn ist dir nichts schuldig, und muß auch für sich selber sorgen, und trachten in seinem Dienst etwas zusammen zu legen; er weiß nicht, was ihm begegnet, und kann sich nicht so entblößen. — — Ists so gemeynt, Junker? antwortete die Frau, ich habe ihn erzogen, und muß die andern auch erziehen, und habe keinen Vater; ich arbeite vom Morgen bis an den Abend, Junker! um bey Haus und Heimath zu bleiben, und wenn ich etwas hinterlasse, so wird er das Seine davon wollen wie die andern; wenn er krank wird, so schickt man mir ihn heim, wie vor vier Jahren, da ich ihn einen ganzen Winter auf dem Hals hatte, wo er keinen Heller verdienen konnte, und Abwart und Arzneyen und eine gute Kost nöthig hatte, und was ich von ihm begehre, will ich ihm wieder geben, das weiß er, ich wollte ihm eher dazulegen, als davon nehmen; wenn ihr aber, Junker, so die gute Herrschaft machen, und meinem Sohn so schöne Lehren beybringen wollet, daß er nicht schuldig sey, seiner Mutter und seinen Geschwisterten an die Hand zu gehen, so gebt mir nur euer Wort, daß ihr in gesunden und kranken Tagen euch des Clausen annehmen wollet, daß er mir nie weiter zur Last falle; — wenn ihr das aber nicht wollt, so mischet euch nicht in Sachen zwischen Eltern und Kindern; das Herz sagt da einem weit gerader und sicherer, was er thun soll als ihr immer davon erzählen könnet, und durchaus, Claus, ich fodere es als eine Schuldigkeit, daß du mir

das Geld vorstreckest, weil du es hast und mich kennest, und weissest, wozu ich es haben muß. — Der Claus empfand das Recht seiner Mutter und sagte, ach — Junker, in Gottes Namen, ich wills geben; und der Junker empfand auch, daß er unrecht gehabt, und daß das Recht zwischen Eltern und Kindern sich nicht ausspitzen lasse, wie zwischen Viehhändlern und einem Kornjuden; und gab dem Claus ohne ein Wort weiter zu verlieren, das Geld für die Mutter. —

Elise. Auffallender kann nicht leicht ein Beyspiel zeigen, daß es in Sachen zwischen Eltern und Kindern aufs Herz und nicht aufs Recht ankomme. —

Joost. Aber dann erhellet auch daraus, wie wichtig es sey, daß fromme Gutmüthigkeit und gegenseitige Liebe zwischen Eltern und Kindern auf das sorgfältigste erhalten werde.

Elise. Ich glaube nicht, daß die Menschen eine wichtigere Angelegenheit haben.

Christoph. Einmal ist nicht leicht etwas, dessen Versäumniß tieferm und quälenderm Jammer die Thüre öffne. —

Joost. Daß ist gewiß; — hundert Kinder kommen ins äußerste Elend, weil sie hierüber gedankenlos handelten, und in guten Tagen die Liebe der Eltern nicht mit Sorgfalt erhalten, oder auch ohne Noth muthwillig, mit unverschämten Hülfsbegehren, mit Versäumniß ihrer Arbeit und ihrer Pflichten, und was weiß ich was anders, das Herz der Eltern entfernt, und es dann hernach in wahrer Noth verschlossen gefunden. Ich habe diesen Um-

stand oft und viel Kinder, und besonders unglückliche Töchter zur Verzweiflung und zum Selbstmord und Kindermord bringen gesehen.

Else. Es ist erschrecklich, wie der Gedanke, man seye der Hülf und des Trostes seiner Eltern nicht mehr werth, des Menschen Herz so schnell in Verzweiflung bringen kann. — —

Joost. Es ist, wie wenn im Unglück der Gedanke, man seye Gottes Hülf und Gottes Erbarmen nicht mehr werth, im Menschenherzen fest an den Gedanken, man seye der Hülf und des Trosts seiner Eltern nicht mehr werth, angebunden sey. —

Christoph. Man kann die Nothwendigkeit, daß Kinder in allen Fällen der Liebe ihrer Eltern sicher zu seyn, ängstlich suchen sollen, sich in keinem erschrecklichern Lichte vorstellen.

Else. Aber auch bey den Eltern ist ihre ganze Ruhe und ihr ganzes Glück daran gelegen, daß ihr Herz warm und voll Liebe gegen ihre Kinder sey und bleibe; denn so entsetzlich das Verschmähen der Liebe ihrer Eltern bey Kindern ist: so entsetzlich ist auch für Eltern, den Grund dazu gelegt zu haben; und eigentlich ist immer das Herz der Eltern, welches das jüngere Herz der Kinder bildet und leitet, und die Liebe der Kinder ist um der Liebe der Eltern und um ihres Thuns willen, im Menschenherzen. —

Joost. Die Eltern können sich auf zweierley Art dieses zu Schulden kommen lassen; entweder, wenn sie durch eigene Fehler ihre Kinder ausser Stand setzen, ihnen die reine Liebe, die sie ihnen schuldig, erweisen zu können,

oder, welches der weit gewöhnlichere Fall ist, wenn sie den Jugendfehlern ihrer Kinder nicht vorbeugen, welche in ältern Tagen in eine Hartherzigkeit ausarten, die sich dann auch oft gegen die Eltern selber äußert — und das ist der Fall unsers armen Kienasis, der seinem Susanneli um deßwillen, daß es brav arbeitete, Sachen übersah, die es so hart und unbarmherzig gegen seine Eltern und Geschwisterte machte, als es sich jetzt zeiget. —

Christoph. Es ist in sehr vielen Häusern der Fall, daß man die ältesten Kinder mit besonderer Sorgfalt zum Hausbrauch und zur Mithülf anziehet, und ihnen dann auch ein Zutrauen und Ansehen über die jüngere Geschwisterte schenket, unter welchen diese oft vernachläßiget und unterdrückt werden.

Else. Auch siehet man hie und da in Häusern, die jüngere Söhne und Töchter viel unanstelliger und ungeschickter, aber zugleich auch gar oft leidender und mißmuthiger als ihre ältern Geschwister, die auf ihre Erziehung allzugroßen Gewalt haben.

Joost. Das ist besonders in Häusern von Eltern der Fall, die selber schlechte Erzieher sind, und den selbstsüchtigen und einträglichen Zwecken ihrer Haushaltung mehr Rechnung tragen als der Bildung des Geistes und des Herzens ihrer Kinder.

Else. Du hast recht. Das war auch da, wo ich diese Bemerkung machte, der Fall.

Joost. Ich habe dieses Hausunglück verschiedenemal ganz in der Nähe gesehen, und versuchte ihm auch einstens, aber vergeblich, abzuhelfen; aber so ein Erziehungsfehler,

der seit 10 und 20 Jahren alle Köpfe und alle Herzen einer Haushaltung nach ihm bildete, ist fast nimmer auszurotten, und was allemal das Uebel auf den äußersten Punkt bringt, ist denn dieses, daß die Eltern sich alsdann im Fall nie überzeugen lassen, daß sie selber die Ursache an den Fehlern dieser jüngern Kinder, und daß sie, anstatt das Ansehen der fehlenden, ältern Geschwister zu beschränken, ihren Unwillen nur auf die vernachläßigten jüngern werfen und den weit mehr fehlenden Erziehungsmeistern in eben dem Grad, mehr Zutrauen und ausgezeichnete Liebe schenken als die andern übel ausfallen und bleiben; der Unwille aber und Zorn, den sie dießfalls auf die vernachläßigten werfen, ist dann nur Oel ins Feuer. — Unwille und Zorn, und besonders nicht ganz verdienter, partheyischer Unwille machet unerzogene Kinder nicht gezogen, unverständige nicht verständig, und liederliche nicht arbeitsam. — Eine der gewissesten Folgen in dieser Lage der Sachen ist, daß die jüngern Geschwisterte die ältern auf das nachdrucksamste hassen, und daß die ältern Geschwister, wenn sie diesen Haß merken, diese mit dem Gewalt, den sie in der Hand haben, nur noch mehr drücken, und gar oft finden sie noch bey dem geblendeten Vater und der geblendeten Mutter hierin Hülfe und Handbiethung.

Else. Dieses Unglück reißt gewöhnlich am meisten in Haushaltungen ein, in denen das Schaffen und Arbeiten den Eltern über alles geht und die darum kein größeres Glück erkennen, als wenn sie eines ihrer Kinder so weit gebracht, daß es die andern Kinder lüpfen, tragen und herumschleppen, und wenn sie so weit auf die Füße ge-

bracht sind, so geschwind als immer möglich zum Mithelfen, Mitwirken, Mitarbeiten, antreiben und anhalten kann.

Christoph. Es giebt hingegen auf der andern Seite auch Eltern, die gerade umgekehrt ihre launige Liebe ganz den jüngsten und kleinsten zuwenden; das sind aber mehrentheils nicht so eifrige Arbeitsleute, sondern eigenliebende, verwöhnte Menschen, die ihr Wohlwollen werfen, wohin es ihnen beliebt, denen kann ein schönes, schmeichelndes Töchtergen den bravsten arbeitsamsten Sohn aus dem Herzen schwatzen, aber auch diese wandeln einen Weg, der zu nicht weniger Hauskreuz und Hauszerwürfniß führt als die ersten, und Heil ihnen, wenn sie nie in den Fall kommen, Hülfe von einem Kind zu suchen, das mit seiner Schmeicheley seinen Geschwisterten im Herzen der Eltern unrecht gethan. Denn solche Kinder werden nicht Männer, wie die seyn müssen, auf deren Hülfe unglückliche Eltern mit Sicherheit zählen können. —

Joost. Im ersten Fall, wie im letzten, laden sich hierin so weit fehlende Eltern Gefahren auf den Hals, die sie und ihr Haus auf's äusserste bringen können.

Der alte Steffan hat so aus seinem ältesten Sohn, dem Töni, sein alles und alles gemacht; jetzt verstehen seine sieben andere Kinder vom Gewerb und vom Hof ungefähr so viel als gemeine Knechte, sie sehen auch, daß sie vernachläßiget sind, und hassen alle sammt und sonder den Töni, der sie auch noch jetzt immer nur meistern will, und nie nichts gelernt hat, von ganzem Herzen; auch ist der Töni leider selber ein wenig dumm, und meynt, er wisse mehr und verstehe mehr als er kann; indessen ist

er jetzt auch geplagt. Der Hochmuth, mehr als die andern zu verstehen und zu können, bringt die Aecker nicht vom Gras, und macht kein Korn wachsen, und ich denke, er merke wohl so bald jetzt selber, daß sieben verständige Brüder besser wären als sieben vernachläßigte; aber es ist 15 oder 20 Jahr zu spät; der Schaden ist da, und daß er einen Rath wisse, davon ist nicht die Rede; indessen wird der Töni täglich mürrischer, daß er auch mit dem alten Steffan umgehet, daß es eine Schande ist; ich hab's mit meinen Ohren gehört, wie er dem alten Vater, wenn dieser einem Acker, oder einem Weinberg, oder einer Matte nachfragte, schnurrend antwortete, „will schon sehen," wills schon machen, wanns Zeit ist, „du hast immer etwas zu fragen, ich muß es ja machen." Ich sah ihn verschiedenemal, wie er dem guten Alten Wannen und Flegel, Pflugeisen und Karst aus den Händen riß, wie ein verständiger Meister es dem schlechtesten Knecht nicht aus den Händen reissen wird. Wie glücklich wäre dieser Alte, wenn er dem Töni nie keinen Vorzug erwiesen, und alle seine Kinder gleich für seinen Hof erzogen hätte; er hats nicht gethan und leidet jetzt darunter, daß er mich dauert. Die alte Chorrichterin hat auf eine entgegengesetzte Art gefehlt; sie hängte sich mit Leib und Seel an ihre jüngere Tochter, die ganz ohne Arbeitsamkeit und unanstellig war, sie ließ sich von der Schmeicheley bereden, ihre brave, arbeitsame, ältere Schwester auf alle Weise zu vervortheilen, und hatte dann in ihrem Alter das kränkende Unglück, sich genöthigt zu sehen, bey der vervortheilten Tochter die Hülfe und den Beystand zu suchen, die ihr die Schmeichlerin und Be-

trügerin in ihrem Elend versagt. So wichtig ist es, daß Eltern an keinem ihrer Kinder blind werden! —

Christoph. Unsern armen Kienast hat die Arbeitsamkeit seiner Jungfer Susanne so blind gemacht. —

Else. Wir waren auch schon ob dem Kapitel, daß die Arbeit eben nicht alles und alles in der Welt sey. —

Joost. Ich muß wiederholen, was wir damals sagten. Der Grund, warum man arbeitet, ist das, was die Arbeit zu etwas Rechtem oder etwas Schlechtem machet. Das auf alle Heller schauen — das Tag und Nacht früh und spät seyn — das Schlafüberwinden — das Hunger und Durst, Frost und Hitze bemeistern, bloß um Geld zu verdienen, ist gewiß eine herzverhärtende und menschverderbende Narrheit, wenn nicht Liebe und Dank, segensvolle Aussichten, beruhigende Hoffnung, diesen Arbeitstrieb und Arbeitseifer vernünftig leiten und menschlich erhalten; ohne dieses verhärtet harte Arbeit das Herz so sicher, als schwere Handwerker die Haut an den Händen hart machen. —

Else. Man siehet es gar nicht selten, daß harte, stark angestrengte Arbeit den Menschen leicht starrköpfig und unnachgebig macht, und ich glaube sicher, unter zehen weniger fleißigen Töchtern hätte nicht eine den Streit mit dem Vater ausgehalten. — Das, „ich mag weder von euerer Lumpen, noch von euerer Hoffart, ich kann das und besseres selber verdienen," und ihr ganzes Betragen, bis auf ihr Handverwerfen und Weglaufen vom weinenden Vater, ist so völlig die Sprache und das Thun des eigentlichen Arbeitstolzes, der, auf seinen Verdienst trotzend,

meynt, weil er von niemand nichts wolle, sey er auch niemand etwas schuldig.

Christoph. Das Mensch brachte den armen, niedergeschlagenen Vater fast von Sinnen. —

Joost. Es ist nichts in der Welt, das den Menschen so sehr niederschlägt, und oft bis zur Sinnlosigkeit abschwächt, wie das Gefühl fehlgeschlagner Kinder. —

Else. Ach Gott! der arme Mann war diesem Zustand sehr nahe! Er lief wie verwirrt umher, ließ sein Essen den ganzen Tag stehen und sank ja fast ohnmächtig danieder, als ihm der Vogt die gute Nachricht brachte. — —

Christoph. Es ist sicher ein Bild des ganz zerschlagenen Elends, das nahe, gänzliche Kopfsverwirrung drohet, und seine Frau nicht weniger. —

Else. Aber, wie denn die Hülfe des Herrn so plötzlich erscheint, noch ehe sie ganz sanken, die Leidenden! und sie an den Gränzen des Elends rettet, und zur Ruhe und Freude zurückführt, das ist gewiß die größeste Gotteslehre auf Erden! —

Christoph. Es ist gewiß die größeste Gotteslehre auf Erden: „Der Herr wird das zerkleckte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Dachten nicht auslöschen!“ —

Joost. Von Anfang unsers Buchs, bis ans Ende, ist diese Gotteslehre sein Wesen, sein Inhalt und Endzweck. —

Christoph. Darum wollen wir auch hier still halten. Fritz, wiederhol uns! —

Fritz. Ihr sagtet zuerst, daß Eltern über erwachsene Kinder kein zwingendes Recht mehr haben. —

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß erwachsene Kinder auch auf die fernere Hülfe der Eltern keine rechtliche Ansprüche mehr haben. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß wenn es nicht so wäre, böse Kinder und gewaltthätige Eltern einander gegenseitig die Tage ihres Lebens quälen und plagen könnten! —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß Eltern und Kinder, vermög ihrer Naturverhältnisse, wie Ein Herz und Eine Seele seyn sollten! —

Christoph. Immer fort! —

Fritz. Daß im Reinerhalten dieser Naturempfindung der eigentliche Grund und die eigentliche Kraft ihrer beyderseitigen Pflichten und Verbindlichkeiten zu suchen! —

Christoph. Was weiter? —

Fritz. Daß man dieses einfache Naturgefühl zwischen Eltern und Kindern zu Grund richtet, wenn man in Sachen, die ihre gegenseitige Angelegenheit sind, viel vom harten Recht redet. —

Christoph. So dann? —

Fritz. Daß die Natur weit mehr sey und weit mehr wirke als alles Recht in der Welt.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß die Bibel das auch sage.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß ein braver Pfarrer dieser Meynung das Wort stark geredet.

Christoph. So dann?

Fritz. Daß die gegenseitigen Pflichten zwischen Kin-

dern und Eltern sich nicht aussprechen lassen wie das Recht in einem Streithandel zwischen einem Kornjuden und einem Viehhändler.

Christoph. Weiter!

Fritz. Daß Eltern und Kinder ihre gegenseitige Pflichten unter sich selber und mit sich selber am besten ausmachen können. —

Christoph. Fort. —

Fritz. Daß ein gerader Sinn, reine Empfindung seines Naturrechts und ein gutes Weibermaul dazu, selbst Herren von großer Rechtsgelehrsamkeit in ihren ausgemachtesten Grundsätzen an die Wand stellen könne. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß der Gedanke, man sey Gottes Erbarmen und Gottes Hülfe nicht mehr werth, fest und allgemein im Menschenherzen, an den Gedanken, „man seye der Hülf', des Raths und Trosts seiner Eltern nicht mehr werth," angebunden seye. —

Christoph. So dann? —

Fritz. Daß in nicht wenigen Fällen der Grund des Kind- und Selbstmords und anderer greulichen Begegnissen in diesem Umstande zu suchen seye. —

Christoph. Noch weiter? —

Fritz. Daß daher Eltern und Kindern alles daran liegen müsse, daß ihre Herzen gegenseitig warm und zutrauungsvoll erhalten werden.

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß die Pflichten der Eltern den Pflichten der

Kinder vorgehen, und die Liebe der Kinder durch die Liebe der Eltern im menschlichen Herzen gebildet werde. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man mit Zorn und Unwillen nichts Böses wieder gut mache, und keine ungezogene Kinder zurechtbringe. —

Christoph. Was noch? —

Fritz. Daß man so gern blind ist, bey den sichtbarsten Ursachen von Zufällen, an denen man selber schuld ist. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß es großen Schaden bringe, ältern Kindern unterscheidendes Ansehen und Zutrauen gegen die jüngern zu erweisen. — —

Christoph. Ferner? —

Fritz. Daß Kinder, die gegen ihre Geschwisterte hartherzig handeln, es auch gegen ihre Eltern werden.

Christoph. Weiter? —

Fritz. Daß Eltern keine größere Angelegenheit haben, als ihre Kinder wohl zu besorgen, und die Vernachläßigung dieser Pflicht mit keiner andern Arbeitsgattung ersetzen können.

Christoph. Noch mehr? — —

Fritz. Daß Fehler, die sich durch zehen oder zwanzigjährige Sitten und Umstände in eine Haushaltung, wie eingefressen haben, fast unaustilgbar seyen. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß der alte Steffan übel gehandelt, seinem Töni so viel Zutrauen zu geben. —

Christoph. Was noch? —

Fritz. Daß du vergessen, wie er, als einst seinem Augapfel die Zähne weh thaten, es so zu Herzen genommen, daß er sogar im Schlaf zusammengefahren, und ausgerufen: O Absolon! Absolon! Mein Sohn! Absolon! O! könnte ich für dich sterben! —

Christoph. Hast recht! — Und noch? —

Fritz. Daß dieser Sohn Israels ein garstiger Gesell geworden. —

Christoph. Was noch? —

Fritz. Daß ein ächtes, ganzes Arbeitsthier für Noth und Thränen, und Elend unempfindlich wird. —

Christoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß den Menschen nichts so sehr zu Boden schlägt und abschwächt, als das Gefühl fehlgeschlagner Kinder. —

Christoph. Und endlich. —

Fritz. Daß es die größeste Gotteslehre auf Erden: „der Herr wird das zerkleckte Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Dachten nicht auslöschen!“